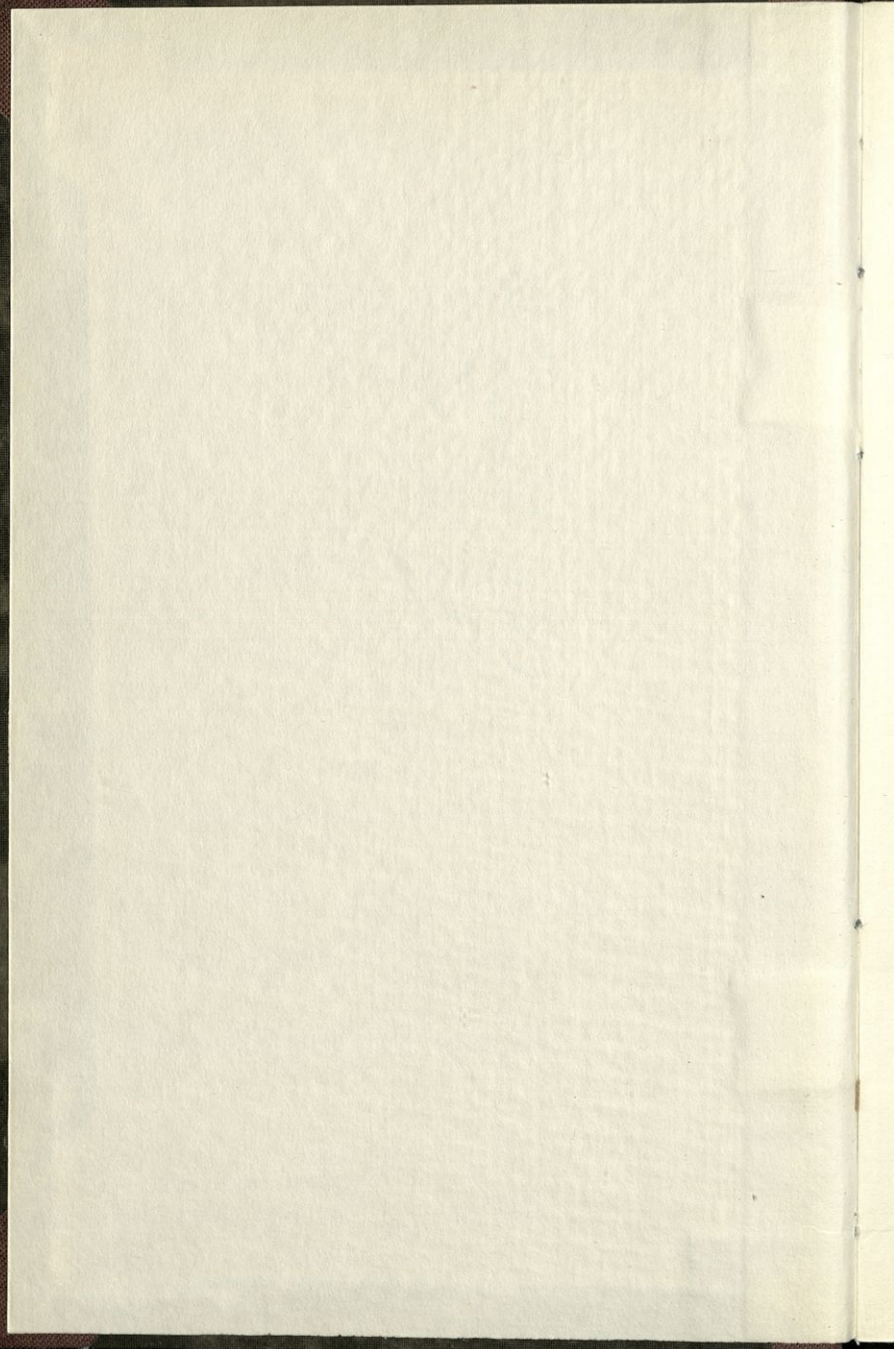


VISOKOŠOLSKA IN  
STUDIJSKA KNJIZNICA MARIBOR

25357

III-4







Herausgegeben vom Sächsischen u. vom Thüringer Berufsschulverein

3. Abteilung

4. Heft

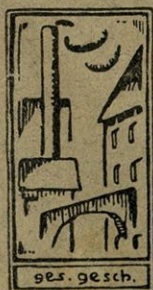
# Deutscher Frauen Leben und Streben

Für den staatsbürgerkundlichen Unterricht in Jungmädchenschulen  
dem Lehrer als Hilfe zur Vorbereitung

zusammengestellt von

Margarete Schneider

Oberlehrerin an der Städtischen Berufsschule für Mädchen zu Leipzig



*Leipzig*

1 9 2 6

Verlag H. Broedel & Co. / Leipzig

Hermann Broedel & Co. · Leipzig

Blumengasse 12

Fachverlag für Berufsschulen

Bankkonto: Girokasse Leipzig 4148 / Postcheck: Leipzig 67431 / Fernr. 19089

## Lehrmittel für Berufsschulen

Herausgegeben vom Sächsischen und Thüringer Berufsschulverein

# Kunstgeschichte

1. Teil Baustile.

Von Baurat Dr. Dietrich, Leipzig

Ausgabe A: 12 Wandtafeln. Größe 100 70.

Ausgabe: B Handatlas für Schüler.

1. Ägyptischer Stil. — 2. Griechischer Stil. — 3. Römischer Stil. — 4. Altchristlicher und Byzantinischer Stil. — 5. Romanischer Stil. — 6. Gotischer Stil. — 7. Italienischer Renaissancestil. — 8. Deutscher Renaissancestil. — 9. Barockstil. — 10. Rokoko Stil. — 11. Klassizismus, Zopf- und Empirestil. — 12. Moderner Baustil. —

==== Preise auf Anfrage ====

Der Verlag.

# Die neue Berufsschule

Herausgegeben vom Sächsischen u. vom Thüringer Berufsschulverein

3. Abteilung

4. Heft

## Deutscher Frauen Leben und Streben

Für den staatsbürgerkundlichen Unterricht in Jungmädchenschulen  
dem Lehrer als Hilfe zur Vorbereitung

zusammengestellt von

Margarete Schneider

Oberlehrerin an der Städtischen Berufsschule für Mädchen zu Leipzig



1 9 2 6

Verlag H. Broedel & Co. / Leipzig

Druck von Hartmann & Wolf, Leipzig.

25357/III - 4 April



D 6.5.1954/625



Der Bahnbrecherin  
auf dem Gebiete des Mädchenberufsschulwesens

**Else Sander**

gewidmet

von der Verfasserin



Jelg Leos Tok

## Vorwort.

Wenn ich eine gedrängte Übersicht über die Geschichte der deutschen Frauenbewegung für den Unterricht zusammengestellt habe, so ist es aus der Überzeugung heraus geschehen, daß es unsrer weiblichen Jugend, gleichviel welchen Standes sie ist, not tut, auf ihre Aufgabe hingewiesen zu werden: Der weibliche Mensch hat sich zu ertüchtigen zu wertvollem Weibtum und sich bewußt und tätig einzugliedern in die Gesellschaft. Die Mädchenberufsschule, die jetzt als jüngster Zweig am Baume unsres deutschen Schulwesens in der Entwicklung begriffen ist, muß als moderne Kulturschule dieses Ziel klar im Auge haben. Ich will einen Hinweis geben, den Stoff der Geschichte der Frauenbewegung im Unterrichte zu verwenden — ebenso wie der bunte Strauß Lebensbilder, den ich beigelegt habe, eine Anregung sein soll, der weiblichen Jugend bedeutende Frauen nahe zu bringen, vorzüglich solche, die sich den besondern Dank ihres Geschlechts verdient haben. Dabei war mir die politische Einstellung der einzelnen Frauen in keiner Weise von Bedeutung; ich selbst gehöre keiner Partei an und möchte wertvollem Menschentum, insbesondere unter den Frauen, die schuldige Anerkennung zukommen lassen, gleichviel in welchem Lager es sich findet. Wir Frauen sollten alles tun, was Brücken baut über der Parteien Hader und Haß — ein Weg dazu ist die Stärkung des Bewußtseins unsrer Geschlechtsgemeinsamkeit.

Bei der Abfassung der kleinen Arbeit war mir wiederholt in freundlicher Weise behilflich Fräulein Studienrat Margarete Scherer, Lehrerin an der „Höheren Schule für Frauenberufe“ zu Leipzig; ich spreche ihr ebenso wie allen andern, die mir Rat erteilten und Beiträge lieferten, auch an dieser Stelle herzlichen Dank dafür aus.

Ich habe benutzt das „Handbuch der Frauenbewegung“ von Helene Lange und Dr. Gertrud Bäumer, die „Frauenbewegung in ihren modernen Problemen“ von Helene Lange, „Die deutsche Frauenbewegung“ von M. Bernays, die „Jahrbücher der Frauenbewegung“, „Die sozialdemokratische Frauenbewegung in Deutschland“ von Joseph Joos.

Leipzig, im Mai 1925.

Margarete Schneider.

# Inhalts-Verzeichnis:

I. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung als Unterrichtsgegenstand . . . . .	Seite 7
II. Die Entwicklung der deutschen Frauenbewegung . . . . .	12
A) Die bürgerliche Frauenbewegung . . . . .	12
B) Die sozialdemokratische Frauenbewegung . . . . .	28
Weibliche Reichstagsabgeordnete . . . . .	34
III. Lebensbilder . . . . .	37
Amalie Sieveking . . . . .	37
Fanny Lewald . . . . .	40
Hedwig Dohm . . . . .	44
Pauline Brater . . . . .	47
Luise Otto-Peters . . . . .	52
Auguste Schmidt . . . . .	55
Henriette Goldschmidt . . . . .	57
Henriette Schrader-Bergmann . . . . .	60
Helene Lange . . . . .	65
Franziska Tiburtius . . . . .	68
Hedwig Heyl . . . . .	71
Frieda Duensing . . . . .	72
Josephine Levy-Rathenau . . . . .	75
Ottilie Baader . . . . .	76
Adelheid Popp . . . . .	78
Klara Zetkin . . . . .	80
IV. Literarische Proben . . . . .	84
Aus Luise Otto: „Schloß und Fabrik“ . . . . .	84
Aus Marie J. Eyschinska: „Henriette Schrader-Breymann“ . . . . .	89
Aus Dr. Franziska Tiburtius: „Erinnerungen ein Achtzigjährigen“ . . . . .	94
Aus Helene Lange: „Lebenserinnerungen“ . . . . .	100
Aus Elsbeth Krükenberg: „Von Sehnsucht und Reichtum“ . . . . .	105
Aus Frieda Duensing: Ein Buch der Erinnerung . . . . .	108
Aus Hedwig Heyl: „Ein Gedenkblatt zu ihrem 70. Geburtstag“ . . . . .	112
Aus Dr. Gertrud Bäumer: „Die Frau in der Demokratie“ . . . . .	116
Aus Dr. Gertrud Bäumer: „Ansprache bei der Trauerfeier für Josephine Levy-Rathenau“ . . . . .	117
Aus Adelheid Popp: „Aus meinen Erinnerungen“ . . . . .	120
Aus Adelheid Popp: „Mädchenbuch“ . . . . .	122
V. Literatur-Verzeichnis . . . . .	124

# I. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung als Unterrichtsgegenstand.

Wenn wir uns mit der Geschichte der Frauenbewegung vertraut machen, in ihren Geist eindringen, uns mit ihren Problemen beschäftigen und ihre Führerinnen kennen lernen, stellen wir uns innerlich zu unsrer weiblichen Mitwelt ganz anders ein, neue Gesichtspunkte eröffnen sich uns, besonders im Hinblick auf die weibliche Jugend.

Wir werden hingewiesen auf die weibliche Eigenart und angeregt, uns mit Jugendkunde zu beschäftigen; wir fühlen das Bedürfnis, uns in den Sozialwissenschaften und auf kulturgeschichtlichem Gebiete weiter zu bilden, wir werden interessiert für Rechtsverhältnisse und das weite Gebiet der weiblichen Erwerbstätigkeit, wir möchten uns Kenntnisse erwerben über Ausbildungsverhältnisse, Anstellungsmöglichkeiten, Lohnverhältnisse der weiblichen Berufe, zu denen wir unseren Schülerinnen eventuell raten müssen, und wir verstehen, daß wir eine Berufsausbildung der Mädchen anstreben müssen, die der der Knaben gleichwertig ist. Über die Probleme der Frauenbewegung gibt es eine Menge Literatur, die unser Interesse belohnt, unsern Blick erweitert und uns tieferes Verständnis schafft für die Verhältnisse, in die die Frau der Gegenwart gestellt ist. Wer möchte behaupten, daß dies für uns Volkserzieher, für uns, die wir die nächste Generation deutscher Mütter mit heranbilden, entbehrlich sei?

Wir fühlen dann aber auch die Notwendigkeit, daß die weibliche Jugend bekannt gemacht wird mit der, wie Ellen Key es nennt, „bedeutendsten Freiheitsbewegung der Weltgeschichte der Frauenbewegung, die ein nicht zu übersehender Faktor gewesen ist bei der Gestaltung des gegenwärtigen Geschickes der weiblichen Jugend und ein stark wirkender Faktor sein wird bei der Gestaltung ihres zukünftigen.

Wenn wir die jungen Mädchen mit der Frauenbewegung bekannt machen, wollen wir sie nicht zu „Frauenrechtlerinnen“ machen in dem Sinn mit dem unangenehmen Beigeschmack, mit dem das Wort zuweilen von den Gegnern gebraucht wird; sondern wir wollen sie erwecken, daß sie sich bewusst entwickeln sollen zu weiblichen Vollmenschen. Wir wollen uns bemühen, ihnen „das Würdegefühl anzuerziehen, das entspringt aus dem Bewußtsein des selbständigen und eigentümlichen Menschenwertes der Frau.“\*)

\*) Else Sander: Mädchenfortbildungsschule und Volkskultur, Verlag Julius Klinckhardt, Leipzig. 1919.

Wir müssen sie anfeuern zur innern und äußern Hebung ihres Geschlechts zum Wohle des Kulturstaates. Die Mädchen sollen sich auch der Kulturbewegung bewußt werden, in der sie stehen und die sie mitträgt. Wir wollen dem jungen weiblichen Menschen dabei als Glücksziel vor Augen halten ein Verhältnis neben dem Manne in Freiheit und nicht in bequemer Abhängigkeit von ihm. Wenn wir ihnen als Ziel des Emporstrebens aufstellen, daß sie glücklich werden sollen, so zieht sie das an; das gute um seiner selbst willen zu tun, wäre von ihrer Jugend zu viel verlangt. Dabei wollen wir ihnen einprägen, daß alles Streben nach persönlicher Vollkommenheit und damit nach Glück im Einklange stehen muß mit den sittlichen Grundsätzen, die als fördernd für das Gemeinwohl gültig sind. — Sie sollen Vollmenschen werden. Davon gibt E. Key diese Erklärung: „Ein Vollmensch ist nur die Frau oder der Mann, die die Kräfte, die er oder sie als Mensch besitzt, ausgebildet hat und betätigt, ohne daß die Geschlechtsbesonderheit dadurch neutralisiert wird“. Die Geschlechtsbesonderheit des Weibes aber ist seine Mütterlichkeit. „Mütterlichkeit“ ist, wie Else Sander \*) es in die Worte faßt, „der feine Spürsinn für anderer leibliche und seelische Bedürfnisse, für Verwirrung und Not, ist die kluge Güte, die rechte Wege zum Helfen findet, und die unbekümmerte herzhafte Art zu helfen, die auch das Opferbringen nicht scheut“. Solche Mütterlichkeit kann freilich nicht anezogen werden; manche Frau hat sie, und manche hat sie nicht, obwohl sie vielleicht selbst Mutter ist; sie soll uns aber vorschweben als höchste Form des weiblichen Seins, und wir wollen sie möglichst entwickeln in jedem weiblichen Menschen, daß er in keiner Lage des Lebens seine Natur in dieser Richtung verleugne. Dabei wollen wir die weibliche Jugend andauernd auf die Allgemeinheit hinlenken. damit ihr warmherziges und tiefinniges Einfühlen nicht nur auf ihre nächste Umgebung beschränkt bleibe, was eine natürliche Anlage des Weibes ist, dem entgegen gewirkt werden muß.

Wir möchten die weibliche Jugend zum weiblichen Vollmenschentum führen, damit sich einst die gesamte weibliche Hälfte der Menschheit zu bewußten und wirksamen Mitgestaltern einer vollwertigen Menschheitskultur erhebe. Dies kann die Frauenwelt aber nur unter der Bedingung, daß sie Freiheit und Rechte hat. So sind also persönliche Freiheit der Frau und Rechte, die sie neben dem Manne, der sie schon längst hat, erstrebt, nur Mittel zum idealen, hohen Zwecke. Das Ideal des freien Weibes neben, nicht unter dem freien Manne wollen wir vor den Schülern aufrichten, das nicht in Gegnerschaft gegen den Mann, sondern in Gemeinschaft mit ihm eine Menschheitskultur wirkt, die neben der männlichen auch eine weibliche Note trägt. So wollen wir also unsrer weiblichen Jugend ein Ideal aufrichten. sie zum Idealismus erziehen, was in unsrer Zeit, die soviel öden, verflachenden Materialismus aufweist, gewiß not tut.

Das Ideal eines befreiten und hoch entwickelten Weibtums erweckt das Interesse für das eigne Geschlecht, stärkt das Gefühl der Zusammengehörigkeit und erzieht zur Solidarität. Wer möchte behaupten, daß es nicht nötig sei, ein verstärktes Gefühl der Verpflichtung der weiblichen Geschlechtsgenossinnen unter einander zu erzielen! Wir wollen in der Schule den Gemeinsinn

\*) Else Sander: Mädchenfortbildungsschule und Volkskultur, Verlag Julius Klinckhardt, Leipzig. 1919.

pflegen in jeder Richtung, die sich ergibt — also wollen wir auch den Schülerinnen zum Bewußtsein bringen, daß die Frauen eine für alle und alle für eine zu stehen und im gegebenen Falle ihre kleinen egoistischen Sonderinteressen dem Interesse der Gesamtheit der Frauenwelt unterzuordnen haben! Das fällt zusammen mit dem sozialen Denken, das in unsrer weiblichen Jugend erzogen werden muß; in der zukünftigen Hausfrau ebenso wie in der erwerbstätigen Frau muß Verständnis angebahnt werden für die Bedürfnisse und Rechte aller ihrer Geschlechtsgenossinnen, damit sie ihre Pflichten gegenüber ihren Mitschwestern und gegenüber dem Volke erkennen und sich z. B. auch nicht aus Unverstand an ihren Dienstboten und sonstigen Angestellten veräußern.

Damit sind wir auf dem Gebiete der Pflicht und des anzuerziehenden Pflichtbewußtseins angelangt. Die Frauen, die eine Befreiung ihres Geschlechts von Vorurteilen und gesetzmäßigen Einschränkungen fordern, tun dies, weil ihnen ihre Pflicht gegenüber der Menschheit zum Bewußtsein gekommen ist und sie die erkannten Pflichten ausüben möchten. Darum verdienen sie diese Freiheit. Sie erkennen ferner, daß sie verpflichtet sind, sich erst zu ertüchtigen für diese Pflichten. Und ein Erzieher wird nicht der Jugend gegenüber den Hauptwert darauf legen, daß sie noch allerlei Rechte sich erwerben müsse, sondern vielmehr darauf, daß sie allerlei Pflichten erkenne gegen sich, gegen das weibliche Geschlecht und gegen die Menschheit im allgemeinen und wird sie anleiten, daß sie sich für diese Pflichten tüchtig mache und sie übe. Jedes Recht soll die weibliche Jugend von vornherein als sittliche Forderung an sich selbst ansehen lernen. Denn die Erweckung und Stärkung des Pflichtgefühls muß ja, das ist uns selbstverständlich, eins der Ziele unsrer Erziehung sein, die wir anzustreben haben; wir müssen Menschen bilden, die nicht nur nach Rechten verlangen, sondern die Pflichten zu übernehmen bereit sind, auch wenn deren Erfüllung sie persönliche Opfer kosten sollte.

So meine ich, der Wert der Kenntnis der Frauenbewegung besteht für den Mädchenerzieher darin, daß sie ihm hilft und Richtung gibt, die weibliche Jugend zu erziehen zum Idealismus, zum Gemeinsinn und zum Pflichtbewußtsein. Ohne diese Ziele wird es uns aber wohl kaum gelingen, einen für Deutschlands Gesundung tüchtigen Nachwuchs zu erziehen.

Ich füge noch eins hinzu, was ich auch für recht nötig halte in gegenwärtiger Zeit: Die Erweckung der Dankbarkeit, die Pflege der *Pietät* gegenüber den verdienstvollen Vorkämpferinnen der vergangenen Zeit, deren Verdienst es ist, getragen von der Entwicklung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse, mit dazu geholfen zu haben, daß die Frauenbewegung auf dem heutigen Stande sich befindet. Zeigen wir ihnen Lebensbilder hervorragender Frauen, lassen wir sie erkennen und würdigen deren große Arbeitsleistungen und suchen wir ihnen Ehrfurcht einzulösen vor ihrem hohen sittlichen Mute, ihrer Festigkeit und ihrer Aufopferung, die so oft in keinem Verhältnis standen zu dem errungenen kleinen Erfolge!

Das führt mich auf die Art, wie ich mir die unterrichtliche Behandlung in der Schule denke. Da ich für Pädagogen schreibe, erübrigt sich ein ausführliches Eingehen auf diesen Punkt. Ich gestatte mir nur einige Winke.

Die Kenntnisübermittlung kann nur ein Teil unsrer Aufgabe sein, die Hauptsache bleibt, die weibliche Jugend erziehlich so zu beeinflussen, daß sie

ihre hohe Kulturaufgabe erfasst und von ehrlichem Streben getrieben werde, sie zu erfüllen. Dies können wir ja aber nur erreichen, wenn wir selbst in den wahren Geist der Frauenbewegung eingedrungen sind und auch nicht nur gelegentlich im Unterrichte, sondern auch im persönlichen Verkehr mit den Schülerinnen ihnen die Richtung der zu erstrebenden Entwicklung weisen.

Ist es nun nicht möglich, bestimmte Stunden anzusetzen für die Geschichte der Frauenbewegung, so gilt es, gelegentliche Anknüpfungen zu suchen. Im bürger- und verfassungkundlichen Unterrichte bieten sich viele solcher Gelegenheiten. Wir können kulturgeschichtliche Einblicke gewähren in das allmähliche Rechtsmündig- und Rechtsfähigwerden der Frau; bei Besprechung der Familie beleuchten wir die Entwicklung des Eherechtes, bei der Gemeindeverfassung machen wir aufmerksam auf die Armenpflege und ähnliche Gebiete, wo sich Frauen mit betätigen sollen. Die Mädchen könnten sich solche Fragen vorlegen, wie sie Else Sander vorschlägt in „Mädchenfortbildungsschule und Volkskultur“: Wie können wir Frauen unsern politischen Gesprächen einen höheren Wert geben? Wie können Männer und Frauen zusammen denken, reden und handeln? Wie kann ich Zeit und Fähigkeit gewinnen, der Gemeinde durch die Tat zu helfen ohne Vordrängen, ohne Eitelkeit, ohne Vernachlässigung meiner nächsten Pflicht?

Wo aber auch kein bürgerkundlicher Unterricht erteilt wird, läßt sich im Deutsch vielleicht im Anschluß an ein Lesestück manches anfügen, oder an ein Tagesereignis, einen Zeitungsartikel, die Einrichtung der Schulärztin, einen Wahltag u. a. m. Oder wir können ja auch in einer begabten Klasse gleich zu Anfang das Thema geben: „Frauenbewegung“, und dann die folgende Aussprache der Mädchen leiten, ordnen und ergänzen. Meist werden wir ihnen rasch die Probleme der Frauenbewegung nahe bringen und unsern Standpunkt erläutern können. In der Berufsschule liegt es nahe, vom Berufe, vom Erwerbsleben aus auf Frauenprobleme zu kommen. Wer Haustöchter unterrichtet und den Unterricht im wesentlichen auf die zukünftige Hausfrau und Mutter einstellt, hat aber auch besondere Veranlassung, ihren Horizont nach der angegebenen Richtung hin zu erweitern; die Frau von heute muß auch geistige Interessen haben, um im Heim die „Seele des Hauses“ zu sein, und muß sie auch möglichst pflegen, damit sie für die geistige Belebung des Familienlebens mit sorgen kann. Die Hausfrau muß Verständnis für soziale Verhältnisse haben, das erhält sie am besten durch soziale Betätigung; sie muß wirtschaftliche Zusammenhänge begreifen können und z. B. den Einfluß verstehen lernen, den sie als Konsumentin hat. Eine solche Allgemeinbildung möchte aber schon mit in die Ehe gebracht werden, muß also in der Schulzeit schon angebahnt worden sein.

Ich höre nun schon den Einwand, daß es keine Zeit zu solchen Belehrungen gäbe, da ja in allen Fächern große Stoffpläne zu bewältigen sind; darunter, nämlich an Zeitmangel und großem Pensum, leiden wir in der Berufsschule gewiß nicht zum wenigsten. Aber ich meine, da muß eben das Wichtigste dem Wichtigsten vorgezogen werden; und bei aller Wertschätzung, die ich z. B. für die höhere Mädchenschulbildung habe, empfinde ich es doch als großen Mangel, wenn im Deutsch- oder Geschichtsunterricht nicht auch die Einführung in die Frauenbewegung als ein Mittel der Erziehung und Belehrung dient, um vollwertige weibliche Persönlichkeiten zu bilden. Alle unsere Schulen für die



heranwachsende weibliche Jugend sollen Staatsbürgerinnen erziehen und darüber hinaus vollwertige Frauen innerhalb der kultivierten Menschheit. Und die Ausbildung solcher weiblichen Persönlichkeiten, wie sie die Zukunft verlangt, in der wir eine vollwertige Menschheitskultur erstreben, ist doch wohl das Wesentliche bei unsrer Heranbildung des weiblichen Nachwuchses.

Vielleicht wird auch eine Frau als Erzieherin auf die weiblichen Pflichten noch bewußter hinweisen, als ein Mann es tut. Sie wird vor den Mädchen das Ideal einer weiblichen Persönlichkeitskultur aufrichten, das sich vielleicht doch von dem unterscheidet, was der Mann gibt, sie wird sie erziehen, solidarisch zu fühlen und sie anregen, sich später in Frauengemeinschaften zu organisieren, um sich eine Stellung neben dem Manne zu erringen und in Gemeinschaft mit ihm an der Kultur der Menschheit zu arbeiten. Aus der Geschichte der Frauenbewegung heraus, aus dem Rückblick auf die bisherige Entwicklung wird sie sie vorbereiten auf Hemmungen und langsamen Fortschritt, aber zugleich ihnen Trost gewähren können und Geduld empfehlen und Hoffnung einflößen auf endlichen Erfolg. Sie wird ihnen Literatur nennen zur Weiterbildung in dieser Richtung, sie wird sie hinweisen auf Zeitungen, für die sie sich als Erwachsene interessieren sollen.

So halte ich eine Beeinflussung der Schülerinnen im Sinne der modernen Frauenbewegung, ein Bekanntmachen derselben mit ihren Problemen und ihren Führerinnen für notwendig, wenn unsre Schule den Anforderungen unsrer jetzigen Zeit entsprechen und eine Kulturschule sein soll. Ich weiß nicht, inwieweit in unseren Jungmädchenschulen diesem Gedanken Rechnung getragen wird — ich weiß nur, daß vieles an die großen Schülerinnen herangebracht wird, für das sie Interesse und Verständnis aufbringen sollen und das gewiß zu ihrer Allgemeinbildung sehr dienlich ist, das ihnen aber doch ferner liegt als die Entwicklung ihres eigenen Geschlechtes innerhalb der Menschheitsfamilie.

## II. Die Entwicklung der deutschen Frauenbewegung.

### A) Die bürgerliche Frauenbewegung.

Die Frauenbewegung ist eine Kulturbewegung, die aus den wirtschaftlichen Umwälzungen um die Wende des 19. Jahrhunderts geboren wurde.

Die Vorbedingungen zu ihrer Entstehung reichen freilich weit in die vergangenen Jahrhunderte zurück: sie nahmen ihren ersten Anfang schon da, als die Lebenstätigkeiten aus dem engen häuslichen Kreise hinüberzugleiten begannen in den weiteren Kreis der Gesellschaft — reizend schnell wuchs die Bedeutung dieses weiteren Kreises im „technischen“ Jahrhundert, als das Leben mit der Erfindung der Maschinen aus den kleinen Lebensgemeinschaften in die eine große überging.

In der Zeit des beginnenden Industrialismus und Kapitalismus, als das Gewinnstreben, die Hochschätzung des Geldes als vollkommenstes Mittel zur Erreichung aller Zwecke die Menschheit ergriff, als infolge der Verwendung von Maschinenkraft die Kleinbetriebe sich zu Großbetrieben entwickelten, wanderten die Frauen ihrer Arbeit nach in die Fabrik, oder, wenn sie sich nicht vom Hause lösen wollten, wurden sie als Heimarbeiterinnen gänzlich abhängig von dem Verleger, dem kaufmännischen Leiter des Arbeitsprozesses. Die steigende Vervollkommnung der Maschinen erleichterte die Einstellung der Frau in die Industrie, und die Ausdehnung der Betriebe und die fortschreitende Arbeitsteilung erforderten viel Arbeitskräfte. Die Zahl der in der Fabrik beschäftigten Frauen nahm im raschen Tempo zu, dabei lastete auf vielen Frauen der Doppelberuf von Fabrikarbeit und Ehe. Das Bedürfnis nach richtiger Ausbildung der Frau für ihren Doppelberuf, nach Schutz der weiblichen Gesundheit bei ihrer Erwerbsarbeit und nach Verbesserung der Lohnverhältnisse wurden immer fühlbarer. Ende des Jahrhunderts bekam dann auch die Landwirtsfrau die schlimmen Folgen der Industrialisierung Deutschlands zu spüren; der zunehmende Mangel an männlichen Arbeitskräften auf dem Lande bürdete ihr immer umfassendere und schwerere Arbeitslast neben ihren häuslichen und mütterlichen Pflichten auf, so daß auch für sie die bessere Ausbildung zur Notwendigkeit wurde. Im bürgerlichen Mittelstand dagegen machten sich die Folgen der Industrialisierung in anderer Weise fühlbar: Der Wirkungskreis der Hausfrauen und Töchter wurde verkleinert, weibliche Kräfte lagen brach; der Zeitpunkt war gekommen, wo die Entlastung der vorher vielfach überbürdeten Frau nicht mehr als Erleichterung, sondern als Raub an einem notwendigen Lebensinhalt empfunden wurde. Dabei ward auch ein Hinzuverdienen der Familienmitglieder zu dem nur in Geld bestehenden mäßigen Einkommen des Familienvaters, auf welches die Familie gegründet war, not-

wendig. Die bürgerliche Frau stand vor der Frage, ob es ihr gelingen würde, ihre Arbeitskraft innerhalb der sozialen Gemeinschaft zu verwerten und zur Geltung zu bringen.

Aber vorläufig fehlte es an Arbeitsmöglichkeiten. Erwerb durch Nadelarbeiten und der Erzieherinnenberuf waren die einzigen Arbeitsgebiete, die sich den Mädchen und Frauen dieser Stände boten. Dabei waren die Löhne außerordentlich gering, die Zahl der Arbeitssuchenden war übergroß und ihre Ausbildung in den meisten Fällen ungenügend. Berufe, die von Angehörigen bürgerlicher Kreise bekleidet wurden, waren den Frauen versperrt und die Möglichkeiten zu genügender Ausbildung dazu nicht vorhanden. In diesem Konflikt ist die Frauenbewegung zuerst als organisierte Macht auf den Plan getreten; sie kämpfte um Arbeitsmöglichkeit, um neue Pflichten und Rechte für das weibliche Geschlecht. Wenn somit die Frauenbewegung des bürgerlichen Mittelstandes z. T. aus andern Schwierigkeiten entstand als die des Arbeiter- und Bauernstandes, die im Interesse von Frauengesundheit und Familie eine notwendige Eindämmung der Frauentätigkeiten anstreben müssen, so ist doch den beiden Bewegungen als letzte Ursache gemeinsam: Die technische Entwicklung und der daraus hervorgehende Sieg der Geldwirtschaft.

Daß es aber nicht nur materielle Not war, die das Frauengeschlecht erweckte zu gemeinsamem Handeln, sondern daß auch geistige Mächte dabei wirksam geworden sind, erhellt aus dem Umstande, daß eine wirtschaftliche Notlage der Frau bereits im Mittelalter vorhanden und zu Zeiten sogar recht groß gewesen ist, ohne daß sie damals Erscheinungen hervorgerufen hätte, die der modernen Frauenbewegung zu vergleichen wären. Sie führte nur zu Versuchen, im Einzelfalle die Not zu lindern. Begüterte Frauen schlossen sich, falls sie nicht der Welt entsagend in ein Kloster eintraten, zu gemeinsamen Haushaltungen zusammen. Arme fanden Unterschlupf in den Beguinen- oder Gotteshäusern, weltlichen Versorgungsanstalten mit fester Hausordnung. Wohl hat es zuweilen im Erwerbsleben heftige Kämpfe zwischen Geschlechtern gegeben, was uns die alten Urkunden der Zunfts- und Ratsverordnungen deutscher Städte beweisen; aber die Lage der Frau in der Familie, Staat und Gesellschaft ist nie objektiv betrachtet worden, das Problem des Verhältnisses der Geschlechter zu einander nie aufgerollt und umstritten worden. Man fühlte sich mit den gegebenen Einrichtungen ganz eins und war gewohnt, sie als ein Gegebenes zu betrachten, dessen Umgestaltung niemand in den Sinn kam. Und wenn uns von einzelnen auserwählten Frauen des Mittelalters berichtet wird, die zu hoher Bildung emporstiegen und an Gelehrsamkeit und Geistesstärke ihre männlichen Zeitgenossen überragten, so bedeutete das nur Einzelfälle und durchaus keine Erweckung des ganzen Geschlechtes. Eine Hrosvitha von Gandersheim, die gelehrte Nonne und Dichterin, wäre gewiß nicht zu solcher Berühmtheit gelangt, wenn das Bildungsniveau des weiblichen Geschlechtes im allgemeinen nicht so niedrig gewesen wäre.

Zum ersten Male ward das Verhältnis der Geschlechter objektiv angesehen in der Zeit der Renaissance und des Humanismus. In Italien nahmen Frauen der begüterten Volksklasse an den geistigen Schätzen teil, auf die bisher die Männer allein Anspruch erhoben hatten. Eine ganze Frauengruppe

stieg zu höherer Bildung auf, die Universität wurde den Frauen geöffnet. Das Ideal der Persönlichkeit erhielt zum ersten Male auch für die Frau Geltung, und der Gedanke, auch die Frau zur vollentwickelten, selbstschöpferischen Persönlichkeit zu erheben, wurde seit dieser Zeit eine der Triebkräfte, die die Frauenbewegung schufen. In Deutschland freilich haben nur wenige diesen Gedanken von der Befreiung der Frau verstanden. Die rohe Auffassung des Weibes als eines Geschöpfes niederer Gattung ist in unserm Vaterlande noch sehr lange in Geltung geblieben.

Die *R e f o r m a t i o n* schuf in den nördlichen Ländern Europas als dauernde Errungenschaft den Gedanken der seelisch-sittlichen Gleichwertigkeit von Mann und Frau, wenn auch Luther den Frauen gegenüber eine sehr patriarchalische Stellung einnahm. Dieses Zeitalter brachte auch deutsche Frauen hervor, die in ihrem Denken und Tun bedeutsam waren; es seien genannt Charitas Pirckheimer, die Schwester des Nürnberger Humanisten Willibald Pirckheimer, eine Nonne, in der sich die Macht des altkirchlichen, klösterlichen Ideals über das weibliche Gemüt offenbarte, und Katharina Zell, die Gattin des evangelischen Pfarrers in Münster, die mit Begeisterung das neue Ideal ergriff. \*)

Im 17. und 18. J a h r h u n d e r t gab es einige sehr gelehrte Frauen. Um nur etliche zu nennen: Frau Dorothea Erxleben promovierte 1754 an der Universität Halle zum Dr. med. und Dorothea Schlözer 1787 zum Magister der philosophischen Fakultät Göttingen; Anna Maria von Schürmann, „das Wunder des Jahrhunderts“, verstand 14 Sprachen und machte Studien in Theologie, Philosophie, Geschichte und Mathematik. Aber nicht nur einzelne aus der Reihe heraustretende Frauen, die Anschluß an die geistige Kultur ihrer Zeit zu gewinnen suchten, empfanden die Frage der Frauenbildung; auch die Literatur jener Zeit verrät uns, daß das Interesse daran allgemeiner empfunden ward. Harsdörffers „Frauenzimmergesprächspiele“ stellen einen Versuch dar, die geistige Arbeit der Zeit dem weiblichen Geschlechte zu vermitteln. Doch war das Persönlichkeitsideal, dem die hervorragenden Frauen jener Jahrhunderte nachstrebten, nicht von ihnen für sie selbst errichtet, sondern von den Männern übernommen, und so kam es auch, daß an Stelle des „gelehrten Frauenzimmers“ dann Ende des 18. Jahrhunderts ein andres Ideal trat, das von Rousseau aufgestellte des „empfindsamen Frauenzimmers“.

Wenn *R o u s s e a u* auch die Bestimmung der Frau in die Worte zusammenfaßte: „Die Frau ist gemacht, um dem Manne zu gefallen“, so stellte er doch ein reineres, freieres, vor allem mütterlicheres Ideal der Frau der gekünstelten, unnatürlichen Welt, in der die gebildeten Frauen seiner Zeit lebten, gegenüber. Seine neuen Grundgedanken waren von ihm selbst zwar nur für den Mann bestimmt, doch solche Worte wie: Der Mensch ist frei geboren — auf seine Freiheit verzichten heißt, auf seine Menschheit, seine Menschenrechte, ja selbst auf seine Pflichten verzichten — der Grundertrag der Gesellschaft muß an Stelle der physischen Ungleichheit eine sittliche und gesetzliche Gleichheit setzen — erweckten auch die Frauenwelt. Seine Schriften riefen eine Menge Abhandlungen hervor, die ihm zustimmten oder ihn widerlegten — man be-

\*) Siehe „Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte“ von Dr. Eduard Otto. Aus Natur und Geisteswelt. Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, 1918.

gann, sich theoretisch zu beschäftigen mit der Stellung der Frau in der Volksgemeinschaft. Die Entstehung der modernen Frauenbewegung ist demnach mit auf Rousseau zurückzuführen. Neben den Gedanken der Entwicklung der intellektuellen und sittlichen Persönlichkeit der Frau trat durch ihn die Idee der Gesellschaft als eine der geistigen Grundlagen der Frauenbewegung.\*)

Als man in dieser Zeit der Aufklärung nach den natürlichen Regeln für alle Beziehungen der Menschen unter einander suchte, mußte notwendigerweise auch die überlieferte Stellung der Frau zu Mann, Staat und Gesellschaft erörtert werden. Fast alle Naturrechtslehrer betonten ausdrücklich die vernünftige Gleichheit der Geschlechter. Aus diesen Gedanken der Aufklärung ging in Deutschland die Schrift Theodor Gottlieb v. Hippels hervor: „Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber“. Darin wurde die Erziehung der Frau zur geistig und sittlich selbständigen Persönlichkeit und die Erweiterung ihrer bürgerlichen Rechte behandelt.

Die Ideale und die Beweisführung des Rationalismus aber hätten nie der Frauenbewegung jene Überzeugungskraft und jenen Schwung verliehen, die sie allein zu einer starken Kulturbewegung machen konnte. Es sind jene Dichter und Philosophen gewesen, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts dem deutschen Idealismus vollendeten Ausdruck verliehen, die jene große Einheit schufen von Philosophie, Literatur und Kunst, sie sind die geistigen Mitschöpfer der deutschen Frauenbewegung geworden. Sie schufen ein neues Persönlichkeitsideal, das auch die Frau mit berührte. Darin klingt der Gedanke der vollen harmonischen Entwicklung aller im Menschen vorhandenen Fähigkeiten und Kräfte, wie ihn Herder und Schiller vertraten, mit dem Ideal der sittlichen Freiheit und Selbstbestimmung zusammen, das Kant aufgestellt hatte. In diesem urdeutschen Ideal der sittlich freien, seelisch reichen und durchgeistigten Persönlichkeit ist die deutsche Frauenbewegung verankert. Sie mißt alle gesellschaftlichen Zustände an den sittlichen und geistigen Maßstäben des deutschen Idealismus.\*)

Die Zeit der Romantiker erweckte eine Anzahl geistig bedeutender Frauen, an den Fragen der Lebensgestaltung bewußt teilzunehmen. Sie sammelten Kreise hervorragender Persönlichkeiten um sich, innerhalb derer der weibliche Einschlag im geistigen Austausch als ein Reiz, ein Reichthum mehr empfunden wurde, und viele Anregungen aus ihren „Salons“ gingen befruchtend auf die heranwachsende Generation über. Probleme der Philosophie und Religion wurden erörtert, und die Frauen rangen sich durch zum Bewußtsein ihres eigenen Wertes, ihrer selbständigen Persönlichkeit. Henriette Herz, Dorothea Veit-Mendelssohn, Rahel Varnhagen u. a. haben das Frauenideal der Romantik gelebt. Ihren prägnantesten Ausdruck fand die Anschauung der Romantik über das Verhältnis der Geschlechter zu einander in Schleiermachers „Katechis-

\*) In Nordamerika war es, daß zum 1. Male die Frauen geschlossen mit einer Forderung an die Gesellschaft herantraten: als in den Unabhängigkeitskämpfen der nordamerikanischen Staaten 1774—83 die Frauen sich rege beteiligt hatten, verlangten sie in der Konstitution das politische Wahlrecht, was ihnen jedoch von ihren männlichen Mitkämpfern glatt verweigert wurde. Damit wurde die amerikanische Frauenbewegung geboren, die von Anfang an einen politischen Charakter trug.

\*) Siehe M. Bernays „Die deutsche Frauenbewegung.“ Verlag Teubner, Leipzig 1920.

mus für edle Frauen“: „1. Ich glaube an die unendliche Menschheit, die da war, ehe sie die Hülle der Männlichkeit und der Weiblichkeit annahm. 2. Ich glaube, daß ich nicht lebe, um zu gehorchen oder mich zu zerstreuen, sondern um zu sein oder zu werden; und ich glaube an die Macht des Willens und der Bildung, mich dem Menschlichen wieder zu nähern, mich aus den Fesseln der Mißbildung zu lösen und mich von den Schranken des Geschlechts unabhängig zu machen.“

Und an anderer Stelle: „Laß dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre“. Doch wirkten sich diese Ideen immer nur in einem verhältnismäßig recht kleinen Kreise der Frauenwelt aus.\*)

In der Romantik, in der Zeit der „Befreiung des weiblichen Herzens und Verstandes“, fanden die Frauen den Begriff ihrer Eigenpersönlichkeit innerhalb der Gesellschaft, der zugleich eine Reihe uneräußerlicher Menschenrechte umfaßt. Im Lichte dieser Theorien von den Menschenrechten kamen ihnen alle Konflikte, alle Unzulänglichkeiten, unter denen sie in ihrem Verhältnis zur Kultur litten, klar zum Bewußtsein, und ihr Verlangen nach Persönlichkeitsentfaltung verknüpfte sich mit dem Gedanken der sozialen Gerechtigkeit. Es mußte aber erst die wirtschaftliche Not von 1830—48 kommen, ehe die innere Befreiung des weiblichen Geschlechtes zur letzten Konsequenz trieb, zur Tat. Mitte des 19. Jahrhunderts kam es zu energischen Vorstößen, um entsprechend dem geforderten Recht auf Bildung und Arbeit den Frauen die Möglichkeit zu Bildung und Arbeit zu schaffen.

Eine tapfere Vorkämpferin für erweiterte Ausbildung und berufliche Schulung der Frauen war Luise Büchner. 1855 gab sie ihr erstes Buch unter dem Titel „Die Frauen und ihr Beruf“ heraus, dessen Erfolg sehr groß war. Sie trat darin für Erweiterung der Erwerbsmöglichkeiten und Vertiefung der Frauenbildung ein. Als sie dann von der späteren Großherzogin Alice von Hessen berufen ward, die Leitung eines gemeinnützigen Frauenvereines mit zu übernehmen, konnte sie manche ihrer Ideen zur praktischen Ausführung bringen. Auf ihre Anregung wurde ein Seminar für Handarbeitslehrerinnen eingerichtet, und die obligatorische Einführung des Handarbeitsunterrichts in Hessen wurde für ganz Deutschland Vorbildlich; ein „Verein für Krankenpflege“ bot Frauen Gelegenheit zur Ausbildung im Pflegerinnenberuf, ohne daß sie einer religiösen Gemeinschaft angehören mußten. Vom preussischen Kultusministerium veranlaßt, stellte sie Richtlinien für die Mädchenerziehung auf, um die zum Teil heute noch gekämpft wird.

Auf bestimmte Kreise übte Fanny Sewald einen verhältnismäßig großen Einfluß aus. Als Schriftstellerin schilderte sie klar und scharf, zuweilen ironisch, die Frau ihrer Kreise, die Leere und Zwecklosigkeit ihres Daseins, ihre Gedankenlosigkeit, Trägheit und Oberflächlichkeit; sie zeigte treffend die Ursachen dieser Verhältnisse, die Summen von törichten Vorurteilen, die sich jeder ernstern Beschäftigung, vor allem aber dem Gedanken, die Frau erwerbsfähig zu machen, entgegenstellten. Sie zeigte, wie zeitgemäß eine Berufsbildung für die Mädchen sein würde, sie machte für ihr Geschlecht die geistige

\*) Wir haben davon abgesehen, auf Frauengestalten der Romantik näher einzugehen, da wir uns der Schwierigkeiten bewußt wurden, die „Emanzipation des Herzens in der Romantik“ der Jugend, besonders der aus einfachen Volksschichten, zum richtigen Verständnis zu bringen.

Ebenbürtigkeit mit dem Manne, das Recht freier Entfaltung aller Anlagen geltend. Vor allem wies sie die Frauen nachdrücklich auf ihre sozialen Pflichten hin.

Die tätigste und erfolgreichste Vorkämpferin der Frauenbewegung wurde durch die revolutionäre Bewegung der 40er Jahre erweckt: Luise Otto-Peters. Die von ihr während der Revolution 1848 angeregte Frauenbewegung wurde in der darauf folgenden Zeit der Reaktion völlig unterdrückt. Dadurch lernte Luise Otto, daß die Frauenbewegung, sollte sie wieder aufgenommen werden, nicht in einer politischen Partei aufgehen durfte, sondern daß sie aufgenommen werden müsse im Dienste der Menschheit und in der Form praktischer Tätigkeit, zu der die sozialen Verhältnisse die Befenner des Gedankens der Menschlichkeit verpflichten.

Im Jahre 1865 unternahm Luise Otto die Organisation der deutschen Frauenbewegung; sie gründete mit Aug. Schmidt, Ottilie von Steyber, Henriette Goldschmidt u. a. den „Allgemeinen Deutschen Frauenverein“. Er setzte sich das Ziel, „den Kultureinfluß der Frau zu voller innerer Entfaltung und freier sozialer Wirksamkeit zu bringen“. Er suchte die Bildung des weiblichen Geschlechts zu heben und dessen wirtschaftliche Selbstständigkeit zu fördern; er bemühte sich um die Hebung der rechtlichen Stellung der Frau und erstrebte die Teilnahme der Frauen an öffentlichen städtischen Ämtern. Ein Glied des A. D. F. ist die „Zentralstelle für Gemeindeämter der Frau“ unter der Leitung von Frau Jenny Apolant, Frankfurt a. M. Die ersten Jahre des Vereins brachten viele vergebliche Mühe, viel Anfeindung. Viel litten die mutigeren Frauen darunter, daß die Presse sie meist nicht ernst nahm und ihre Bestrebungen ins Lächerliche zog. Aber sie ließen dank Luise Ottos zielbewußter Leitung den Mut nicht sinken; sie gründeten in vielen Städten Ortsvereine, bis sie sich zur Anerkennung durchgesetzt hatten, und jetzt kann der „Allgemeine Deutsche Frauenverein“ auf eine gesegnete Wirksamkeit zurückblicken. Nach und nach wurden immer mehr Berufe den Frauen erschlossen und die dazu nötige Ausbildung ermöglicht; das heutige kommunalpolitische Programm des „Allgemeinen Deutschen Frauenvereins“ umfaßt Wohnungswesen, Ernährungsfürsorge, Gesundheitsfürsorge, Erziehungs- und Schulwesen, Jugendfürsorge, Arbeitsnachweis und Wohlfahrtsorganisation. Den Vorsitz führt jetzt Frau Dorothea von Velsen.

Unter den Mitbegründerinnen fand Luise Otto eine treue Freundin und Gesinnungsgenossin in Auguste Schmidt, die später die Leitung des Vereins übernahm.

Kurze Zeit nach der Gründung des „Allgem. Deutschen Frauenvereins“ entstand ein anderer Verein im Interesse der Frauensache: Der Kette-Verein. Der Präsident Kette des „Zentralvereins in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klassen“ arbeitete eine Denkschrift aus über die Eröffnung neuer und die Verbesserung bisheriger Erwerbsquellen für das weibliche Geschlecht, besonders für die unverheirateten Frauen der mittleren Klassen, und schloß daran die Forderung, die Frauen in diejenigen praktischen Erwerbszweige einzuführen, die ihrer Natur und Befähigung entsprechen. Dazu forderte er die Errichtung von Instituten zur Ausbildung der schulentlassenen Mädchen für diese Berufe. Er fügte wörtlich bei: „Was wir nicht wollen und niemals,

auch nicht in noch so fernem Jahrhunderten wünschen und bezwecken, ist die politische Emanzipation und Gleichberechtigung der Frauen“. Für ihn handelte es sich um die wirtschaftliche Not, der die Angehörigen bestimmter Gesellschaftsklassen preisgegeben waren; er verlangte eine Erweiterung der weiblichen Erwerbstätigkeit zu keinem anderen Zwecke, als um diese Not zu heben. Auf Grund dieses Planes wurde 1866 der „Lette-Verein“ gegründet. Es wurde dabei der Grundsatz des Zentralvereins auch für die Frauenfrage angewendet: Soziale Schäden sind nicht durch Wohltätigkeit zu heilen, sondern durch die unbehinderte Verwendung jeder Arbeitskraft. Dieser Verein war von Männern gegründet; sein Vorstand setzte sich aus Männern und einer einzigen Frau, die als Schriftführerin amtierte, zusammen. Auch er kam auf großen Erfolg zurückzusehen. Heute wird er vorwiegend von weiblichen Kräften geleitet; seine Vorsitzende ist Frau von Harthausen.

Neben der Tätigkeit des „Allgem. Deutschen Frauenvereins“ gingen eine Reihe von Einzelbestrebungen im Sinne der Frauenbewegung einher.

Es entstand eine Frauenbildungsbewegung. Sie setzte mit einer scharfen Kritik der Höheren Mädchenschulen der damaligen Zeit ein und führte zur Gründung des „Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins“ durch Helene Lange und Marie Koepfer-Housselle.

Ein Verein „Frauenbildung und Frauenstudium“ bildete sich, der den Frauen Zutritt zum Studium aller Wissenschaften verschaffen wollte. Er bewirkte die Gründung von Gymnasialkursen für Mädchen und konnte die Genugtuung erleben, daß sich um die Jahrhundertwende die deutschen Universitäten dem weiblichen Geschlechte öffneten. Seine Vorsitzende ist Frau Julie Basser mann, Mannheim.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Frauenbewegung kam zum Ausdruck in dem Zusammenschluß zahlreicher Berufsorganisationen. Ein Jahr vor dem Entstehen des „Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins“ hatte sich der Kaufmännische Verband für weibliche Angestellte gebildet; er entstand infolge der feindseligen Haltung der Gewerkschaften gegen Frauen auf Anregung der Angestellten und unter Mitwirkung von Frauen aus der Frauenbewegung. Es schlossen sich die deutschen Musiklehrerinnen, die Hausbeamtinnen, Krankenpflegerinnen, Hebammen, Studentinnen, Reichspost- und Telegraphenbeamtinnen u. a. in Berufsverbänden zusammen.

Ende der 70er Jahre hatte Frau Gertrud Guillaume, geb. Gräfin Schack, der Frauenbewegung ein neues Gebiet mit einer schweren Aufgabe gewiesen, die aber von der bürgerlichen Gesellschaft in engherziger Prüderie durchaus abgelehnt wurde:

Die Beseitigung der öffentlichen gewerbsmäßigen Unsitte. Sie gründete 1880 einen Verein zu deren Bekämpfung. Aber die feindselige Haltung der Behörden und die ablehnende Haltung der Gesellschaft ließen sie nur wenig Erfolg erringen. Später nahm Frau Hanna Bieber-Böhm die Sittlichkeitsbewegung wieder auf und gründete 1889 den Verein „Jugendschutz“ in Berlin.

Als 1900 in Paris der Kongreß der Internationalen Abolitionistischen Föderation tagte, erweckten die Verhandlungen eine Teilnehmerin, Frau Katharine Scheven, zur begeisterten Kämpferin für die Förderung der Sittlichkeit in Deutschland. Sie gründete 1901 den



Dresdener Zweigverein der Internationalen Abolitionistischen Föderation, rief die Zeitschrift „Der Abolitionist“ ins Leben, die sie mit großer Sachkenntnis redigierte, und schloß 1903 die verschiedenen deutschen Zweigvereine der Föderation zu einem Vereine zusammen, dem sie bis zu ihrem Tode 1922 vorstand. Ihre Bestrebungen brachten sie in Verbindung mit der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten; daß die Vorschläge, die diese der Reichsregierung zu einem Gesetze zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten vorlegte, von abolitionistischem Geiste durchdrungen waren, ging auf ihren Einfluß zurück. Heute leitet den „Deutschen Verband zur Förderung der Sittlichkeit“ Frau Anna Pappritz, Berlin-Steglitz.

1888 gründete Frau Minna Cauer († 1922) den Verein „Frauenwohl“ in Berlin. Er hatte die Führung in dem Flügel der deutschen Frauenbewegung, der sich selbst gern als „die Radikalen“ bezeichnete. Minna Cauer sah in der Forderung des Stimmrechts das Fundament der Frauenbewegung und betonte im ganzen die rechtlichen und politischen Fragen stärker als die sozialen und die Bildungsfragen. Doch handelte es sich bei den Kämpfen, die zwischen ihr und der „gemäßigten“ Frauenbewegung ausgefochten wurden, hauptsächlich nur um Fragen der Taktik und des Tempos, in dem man gemeinsame Ziele zu erreichen gedachte. Dieser Verein Frauenwohl war erfolgreich in seinen Bestrebungen zur Reform der Wohlfahrtspflege. Es wurden Gruppen für soziale Hilfsarbeit gegründet, die bezweckten, Frauen und Mädchen der gebildeten Stände zu pflichttreuer Arbeit auf sozialem Gebiete zu erziehen. Besonders der Mitarbeit von Frau Jeannette Schwerin ist die weitere günstige Entwicklung dieser Einrichtungen zu danken. Aus den Berliner Mädchen- und Frauengruppen ist später die erste deutsche soziale Frauenschule unter der Leitung von Dr. Alice Salomon hervorgegangen.

Als wichtiges Aufgabengebiet erkannten die Frauen auch die Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs. Durch Ottilie Hoffmann, die in Bremen bereits durch Einrichtung von Volkskaffeehäusern in der Mäßigkeitsbewegung gearbeitet hatte, kam auf der Generalversammlung des „Allgemeinen deutschen Frauenvereins“ 1893 die Alkoholbekämpfung zum ersten Male innerhalb der Frauenbewegung zur Verhandlung und wurde seitdem unterstützt aus der Erkenntnis heraus, daß der Alkoholismus mit der Unterdrückung, Brutalisierung und Erniedrigung der Frauen aller Stände in engem, ursächlichem Zusammenhange steht. Heute besteht ein „Deutscher Bund abstinenten Frauen“ unter dem Vorsitz von Gustel von Blücher, Dresden; Ehrenvorsitzende ist Ottilie Hoffmann; außerdem ein „Deutscher Verein gegen den Alkoholismus“, Vors. Frau Elsbeth Krufenberg.

In Dresden begründeten Adele Gamper und Marie Stritt einen Rechtsschutzverein, der Frauen und Mädchen in allen Rechtsfällen Beistand bot. Er ward vorbildlich für viele deutsche Städte, in denen nach und nach auch von Frauen eingerichtete und geleitete Rechtsschutzstellen und Rechtsschutzvereine entstanden; diese schlossen sich 1904 zu einem „Rechtsschutzverband für Frauen“ zusammen, der unter dem Vorsitz von Frau Margarete Bennewitz in Halle a. S. steht. In diesen Rechtsschutzstellen werden jährlich viele bedrückte Frauen und schutzlose Mädchen in menschen-

freundlicher, volkskundiger Weise beraten, damit ihnen in ihren verwirrten Angelegenheiten möglichst ohne Inanspruchnahme des Gerichtes geholfen werde.

Ein Verein für Frauenstimmrecht ward 1902 gegründet. Nachdem 1908 das Reichsgesetz, welches den Frauen die Teilnahme an politischen Versammlungen verbot, aufgehoben worden war, entstanden in mehreren deutschen Staaten Schwesternvereinigungen, die sich dann zu einem „Deutschen Reichsverband für Frauenstimmrecht“ zusammenschlossen. Er löste sich 1919 selbst auf.

An wichtigen, großen Organisationen, die aus weiblicher Initiative entstanden, um die Förderung bestimmter Wirtschafts- und Kultur-zwecke anzustreben, seien noch genannt:

„Der deutsche Nationalverein der Freundinnen junger Mädchen“ (1877).

„Der deutsche Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit“ (1881).

„Die deutsche Zentrale für Jugendfürsorge“ (1900). Jetzt aufgelöst, nachdem ihre Aufgaben durch Behörden übernommen sind.

„Der Gewerbeverein der Heimarbeiterinnen Deutschlands“ (1900). Vors. Marg. Behm, Berlin.

„Der Verband zur Förderung hauswirtschaftlicher Frauenbildung“ (1902). Ehrenvorsitzende Frau Hedwig Heyl.

„Der deutsche Bund für Mutterschutz“ (1903).

„Der Verband für deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur“ (1907).

„Der Verband Evangelische deutsche Bahnhofsmission.“

„Der Frauenbund der deutschen Kolonialgesellschaft zur Fürsorge für die Kolonialdeutschen und Frauen-Auswanderungsfragen“ (1907). Ehrenvorsitzende Frau Hedwig Heyl.

„Der Verband für handwerksmäßige und fachgewerbliche Ausbildung der Frau“ (1909—1922).

„Der Verband der Hauspflege“ (1909).

„Das Arbeiterinnensekretariat der Generalkommission des Allgemeinen deutschen Gewerkschaftsbundes.“

„Der Zentralverband der Hausangestellten Deutschlands“ (1909). Freie Gewerkschaft. Vorsitzende Luise Kähler, Berlin.

„Der Ständige Ausschuß zur Förderung der Arbeiterinnen-Interessen“ (1906).

Der zuletzt genannte, von Margarete Friedenthal gegründete, aber jetzt nicht mehr bestehende Ausschuß gewann Einfluß auf die Arbeiterschutzgesetzgebung und erreichte z. B. die verkürzte Arbeitszeit der weiblichen Arbeiter. Die deutsche Frauenbewegung vertritt im Gegensatz zu der mancher anderen Länder den Standpunkt, daß für Frauen besondere Schutzbestimmungen notwendig sind, wenn sie sich auch der Einsicht nicht verschließt, daß diese zu Fesseln für die Berufsfreiheit oder doch zu einer Hemmung für die Arbeitsmöglichkeit der Frau mißbraucht werden können.

Nachdem so das Frauenvereinsleben in Deutschland in überraschend kurzer Zeit eine in die Breite und in die Tiefe gehende Entwicklung genommen hatte, erschien es nach dem Beispiel des in den Vereinigten Staaten bestehenden Nationalrates der Frauen angezeigt, eine Verbindung zwischen allen Frauenvereinen herzustellen. Die Vorsitzende des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, Auguste Schmidt, nahm eine dahin gehende Anregung bereit-

willig auf und führte 1894 die Gründung des „Bundes deutscher Frauenvereine“ herbei.

Die bestehenden Frauenvereine wiesen drei Gruppen auf: Wohltätigkeitsvereine — solche, die der Frauenkultur nach irgend einer Seite hin dienten, — solche, die aus den sozialdemokratischen Parteiorganisationen hervorgegangen waren. Da diese letzteren politische Prägung hatten, was den in den meisten Bundesstaaten noch (bis 1908) geltenden Vereinsgesetzen widersprach, und sie infolgedessen andauernd der Möglichkeit polizeilicher Auflösung ausgesetzt waren, konnte Aug. Schmidt ihnen keine Aufforderung zum Beitritt zukommen lassen; der Bund hätte sich selbst der Gefahr des Aufgelöstwerdens ausgesetzt. Die sozialistischen Frauen hatten außerdem gar keine Neigung, sich mit den bürgerlichen zu verbinden. Die Wohltätigkeitsvereine waren in der Mehrzahl konfessioneller Prägung, und die Einstellung ihrer Mitglieder war dem Geiste der Frauenbewegung zumeist nicht kongenial. So ward die Aufforderung zum Zusammenschluß im wesentlichen von solchen Vereinen aufgenommen, die im engeren oder weiteren Sinne von der Frauenbewegung berührt waren und ihr dienten, und die Entwicklung des „Bundes deutscher Frauenvereine“ wurde fortan gleichbedeutend mit der Geschichte der deutschen Frauenbewegung.

Der „Bund deutscher Frauenvereine“ vereinigt ohne Bindung an politische Überzeugung, an Konfession, an Stand alle Personen, die sich zu seinem Programm der Gleichberechtigung der Frau im privaten und öffentlichen Leben bekennen. Naturgemäß setzten sich in ihm die Weltanschauungen schon sehr bald scharf auseinander, und als die Aufnahme der Frauen in politische Parteien möglich wurde, mußte den Gefahren der Parteipolitisierung ein bewußter Wille zum Zusammenhalten entgegengesetzt werden. Das Arbeitsprogramm umfaßte nach und nach alles, was in irgend einem Sinne in den Rahmen der Frauenbewegung gerechnet werden muß. Wenn auch die äußern Erfolge besonders in der ersten Zeit gering waren, so lag doch die „Hauptleistung der organisierten Frauenbewegung darin, die Frauen selbst für die Vertretung ihrer Interessen zu schulen, sie in die fremde Welt von Gesetz, Verwaltung und öffentlichem Leben einzuführen und sie zu lehren, die hier liegenden Bedingungen ihrer Notlage zu sehen und in Angriff zu nehmen. Wertvoller noch als diese äußere Schulung war die Klärung und Ausbreitung der Ideen, die bewußt und unbewußt die verschiedenen Gebiete der Frauenarbeit in Beruf, Wohlfahrtspflege und Bildungstreiben durchzog: Das Hinfinden zu sich selbst, die Erstarkung des eigenen Kulturwillens, die Entfaltung ebensosehr des Persönlichkeitsbewußtseins wie der sozialen Verantwortlichkeit, das bewußtere Hineinbauen weiblicher Kulturarbeit in die verschiedenen Sphären des geistigen und sozialen Lebens.“ (Gertrud Bäumer, Jahrbuch des „Bundes deutscher Frauenvereine“ 1921.) Die Arbeit ward in Kommissionen getan. Aus einer dieser Kommissionen, die der Förderung der gewerblichen Tätigkeit und der wirtschaftlichen Selbständigkeit des weiblichen Geschlechts diente und mit einer Auskunftsstelle verbunden wurde, ist unter Leitung von Frau Josephine Levy-Rathenau die ganze große Organisation der Berufsberatung in Deutschland hervorgegangen. Die jetzige Leiterin des Frauenberufsamtes ist Dr. Kaethe Gaebel, Regierungs-

rat in der Reichsarbeitsverwaltung. — Das Zentralblatt des „Bundes“, das seit 1910 die „Frauenfrage“ hieß, mußte leider 1922 infolge der schlimmen wirtschaftlichen Verhältnisse sein Erscheinen einstellen. Als Organe des Bundes bestehen noch die von Helene Lange gegründete Monatschrift „Die Frau“ und seit 1921 ein „Nachrichtenblatt des Bundes“.

Als Auguste Schmidt sich körperlich nicht mehr der Leitungsarbeit des „Bundes“ gewachsen fühlte, ging diese i. J. 1900 an Marie Stritt über. 1910 übernahm Gertrud Bäumer, 1919 Marianne Weber den Vorsitz, und seit 1924 liegt er in den Händen von Emma Ender, Hamburg. 1919 ward in Berlin eine Geschäftsstelle eingerichtet; sie ist mit einem Archiv für Frauenbewegungsliteratur verbunden. (Berlin W 35, Lützowstraße 41.)

Einen Höhepunkt in der Entwicklung des „Bundes“ bildete der vom Bund einberufene und geleitete Frauenkongreß im Anschluß an die Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf“ in Berlin 1912. Er war die erste große Kundgebung der Macht der deutschen Frauenbewegung nach außen und nach innen. Durch ihn ward das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit über alle Schranken der Parteien, Stände und Weltanschauungen hinweg in den Bundesmitgliedern außerordentlich gestärkt, ebenso wie durch die 1915 für Bundesangehörige veranstaltete Jahrhundertfeier.

Als der Weltkrieg ausbrach, verließ die Frauenbewegung vorübergehend ihre besonderen, auf die Frauenfrage konzentrierten Aufgaben. Die Vorsitzende Gertrud Bäumer faßte zusammen mit Josephine Levy-Rathenau den Plan des „Nationalen Frauendienstes“. Diesem vaterländischen Hilfswerk schlossen sich auch die konfessionellen Verbände und die sozialdemokratischen Frauen vieler Städte an. Der Bund förderte Hausfrauenorganisationen und gründete während des Krieges den „Verband der deutschen Hausfrauenvereine“. Dessen jetzige Vorsitzende ist Frau Anna Gerhardt, Altenburg. In den Kriegsämtern arbeiteten Frauen mit, was sich durch die Einstellung der Frauen im Hilfsdienst nötig machte; im Anschluß daran wurde eine Frauenarbeitszentrale geschaffen, deren Leitung in den Händen von Dr. Marie Lüders lag.

Als 1917 der nicht endenwollende Krieg die deutsche Seele zu erlahmen drohte, rief die deutsche Frauenbewegung, vertreten durch den „Bund“, ihre Anhängerinnen zur Neugestaltung Deutschlands auf. Er trat mit einer Denkschrift für die Gewährung staatsbürgerlicher Rechte an alle bundesstaatlichen Regierungen heran. Die staatsbürgerliche Schulung der Frau ward zum Mittelpunkt der Vereinsarbeit. Die Frauenbewegung, die zunächst mehr individualistischen Charakter trug, mündete in den großen Strom staatlichen Empfindens, Wollens und Handelns — sie wandte sich dem Staate zu, damit einen Keim entfaltend, der von Anfang an in ihren Kern eingesenkt war. Auch veranlaßten die politischen Ereignisse mehrfach den „Bund“, seine Stellung zur Außenpolitik zu bekunden. Einen 1915 von einigen Frauen verschiedener Länder im Haag veranstalteten Friedenskongreß besuchte er nicht aus dem richtigen Gefühl heraus, daß man damals kein Recht hatte, die Frauen in zwei Lager zu reißen und dadurch die innere Widerstandskraft des Volkes zu zersplittern und durch falsche Hoffnungen zu erweichen. Einer Anregung des Bundes österreichischer Frauenvereine im Jahre 1917, eine

gemeinsame Kundgebung der Frauen gegen die Fortsetzung des Krieges zu veranstalten, verschloß man sich aber nicht. In die gleiche Zeit fiel eine Aktion des Bundes gegen die von unsrer Heeresverwaltung in Frankreich französischen Frauen gegenüber bewiesenen Härten bei den Deportationen. Als wir im Herbst 1918 vor den letzten Entscheidungen standen, hielt es der „Bund“ für seine Pflicht, in einer Erklärung zum politischen Schicksal unsres Vaterlandes Stellung zu nehmen, die gegen die Vergewaltigung Deutschlands protestierte. Als infolge der Blockade unerhörte Ernährungsschwierigkeiten entstanden, richtete er an die Frauenbünde Frankreichs, Englands und der Vereinigten Staaten Telegramme, in denen er auf die Wirkung der grausamen Maßnahmen auf die Ernährung von Frauen und Kindern hinwies. Zusammen mit dem Deutsch-evangelischen und dem Katholischen Frauenbund wandte er sich an die fremden Frauenverbände in der Sache der deutschen Kriegsgefangenen. Der Erfolg aller dieser Unternehmungen war leider zu meist negativ, ebenso wie der Versuch, durch eine Eingabe beim Kriegsminister eine Besserung der sittlich-sanitären Zustände in unserm Heere zu erreichen. Das Gesamtproblem der Frauenarbeit in der Übergangswirtschaft arbeitete der „Bund“ in einer Denkschrift ausführlich durch; freilich kamen viele der Maßnahmen, die er beschloß, nicht zur Durchführung, weil die Revolution alle Ordnung des Demobilmachungsprozesses zerstörte.

Der „Bund“ hat sich seinen ihm innewohnenden Gesetzen entsprechend entwickelt, um „die nationale Zusammengehörigkeit der deutschen Frauen jeder Partei und Weltanschauung zum Ausdruck zu bringen und die allen gemeinsame Idee von der Kulturaufgabe der Frau zu verwirklichen.“ Dieses Programm macht die Zugehörigkeit zu einer Partei unmöglich. Auch nach der Revolution verhielt der „Bund“ sich durchaus neutral; mit Eifer unternahm er, die Frauen über ihre Wahlpflicht aufzuklären. Die Gewährung des Stimmrechts ist für die Frauensache ein Erfolg von außerordentlicher, kulturgeschichtlicher Bedeutung; diese hat damit nicht ihre Erledigung gefunden, sondern ein hervorragendes Mittel erreicht zur Erlangung ihrer Ziele, die sie nun nur umso lebendiger und der Wirklichkeit näher erstreben muß. Als der neue Reichstag zusammentrat, sah sich der „Bund“ vor der Aufgabe, die politische Macht der Frauen zur Durchführung einer ganzen Anzahl von Reformen zu benutzen. Er arbeitet für Mädchenbildung und -unterricht, für die Rechtsstellung der Frau, für wirtschaftliche Fragen und soziale Fürsorge und Sozialhygiene. Einer seiner bedeutendsten Erfolge ist die mit Hilfe der dem „Bunde“ nahestehenden weiblichen Reichstagsabgeordneten erreichte Möglichkeit, daß seit 1922 Frauen zu Schöffen und Geschworenen gewählt werden können und daß ihnen auch alle anderen Ämter und Berufe der Rechtspflege geöffnet worden sind. —

Seit 1897 gehört der „Bund“ auch dem „Internationalen Frauenbund“ an und hat an dessen Bestrebungen immer mit Ausnahme während der Kriegsjahre Anteil genommen. In dem Frauenweltbund bestehen ständige Kommissionen für gleiche Moral und Abschaffung des Mädchenhandels, Rechtsstellung der Frauen, Frauenstimmrecht, Volksgesundheit, Erziehung, Frauenberufe, Ein- und Auswanderung, Friedensbestrebungen, Presse, Finanzen, Kinderschutz. Auf deutsche Anregung hin ward 1914 in Rom diesen Kommissionen eine feste Geschäftsordnung gegeben, die eine sachlichere und fruchtbringendere

Arbeit ermöglicht. Die Generalversammlung des Frauenweltbundes in Christiania 1920 ward von den Deutschen unter dem Eindruck des Vertrags von Versailles nicht beschickt; dies Fernbleiben brachte einen stärkeren Eindruck der deutschen Auffassung der politischen Lage in diesem Kreise hervor, als es andre Demonstrationen bewirkt haben würden. Nachdem aber in Christiania Entschlüsse gefaßt worden waren, die Deutschland als gleichberechtigt im Kreise der Völker anerkannten, hielt man es für geboten, die Gesamtvorstandssitzung des J. f. B. in Haag 1922 zu besuchen. Der Erfolg war voll befriedigend. Die persönliche Wiederanknüpfung dient nicht nur der Förderung der Fraueninteressen, sondern vor allem auch der Völkerverständigung und der Überwindung der Widerstände, die sich aus dem Pressefeldzug der Entente während des Krieges ergeben haben. Der Vorstand des „Bundes deutscher Frauenvereine“ sieht in der Wiederaufnahme persönlicher Beziehungen zum Ausland eine vaterländische Aufgabe und will damit an seinem Teile die irrigen Vorstellungen über Deutschland beseitigen und so dem Wiederaufbau dienen.

Eine andre Verbindung mit dem Ausland ward neu geknüpft, nachdem 1919 der „Deutsche Reichsverband für Frauenstimmrecht“ seine Auflösung beschlossen hatte. Der „Weltbund für Frauenstimmrecht“ betrachtete es als einen Mangel seiner Organisation, daß das Land, in dem sich die Frauen nun in weitaus stärkstem Maße politischer Vertretung erfreuen, in seinem Kreise nicht mehr vollgültig (d. h. nur durch eine politische Frauenarbeitsgemeinschaft) vertreten war. Er wünschte einen neuen deutschen Zweig als Mitglied, der, nach dem Vorgehen anderer Staaten, die ihre Frauen befreit hatten, ein deutscher „Staatsbürgerinnenverband“ sein sollte. Im März 1923 nahm dann der „Allgemeine deutsche Frauenverein“ den Untertitel „Deutscher Staatsbürgerinnenverband“ an und beschloß seine Angliederung an den „Weltbund für Frauenstimmrecht“. Dieser Schritt bedeutete für den „Allgemeinen deutschen Frauenverein“ Einarbeit in bisher fremde Probleme und gewissenhafteste Erziehung zu deutschem Wesen und geistiger Selbständigkeit. Die Idee von der Notwendigkeit des Kultureinflusses der Frau und die Einsicht, daß sich hier eine Gelegenheit zur Verbesserung unsrer Beziehungen zu den andern Staaten bietet, wirkten bestimmend auf den Entschluß.

Aller zwei Jahre findet eine Generalversammlung des „Bundes“ statt. Diese Versammlungen geben stets ein charakteristisches Bild seiner den Zeitverhältnissen entsprechenden Entwicklung. Als man 1921 in Köln a. Rh. zusammenkam, offenbarte es sich, daß die aus der parteipolitischen Zerklüftung der Frauen und der Unsicherheit des Übergangs der Frauenbewegung vom Kampf zu aufbauender Arbeit entstandene Krisis überwunden war. Man fand sich in gediegener, sachlicher Arbeit zusammen bei der Bearbeitung des Familienrechts, der Mädchenbildung und der Berufsberatung, und es bildete sich eine Arbeitsgemeinschaft jugendlicher Anhängerinnen der Frauenbewegung. In Mannheim 1924 kam die geistige Selbstbehauptung der Hausfrau, der verfassungsgemäße Schutz der Familie und die politische Betätigung der Frau zur Behandlung. Man gründete einen Ausschuß zur Verbreitung und Durchführung von Antialkoholbestrebungen und einen solchen

zur Zusammenfassung der Bundesorganisationen, die sich mit sozialen Aufgaben befassen.

Nach der Satzung des „Bundes“, wie sie seit der Mannheimer Tagung 1924 gültig ist, bezweckt der „Bund deutscher Frauenvereine“ die Vereinigung aller Organisationen deutscher Frauen, die sich zu einem Programm bekennen. Diese Organisationen sind gegliedert in

- a) Berufsorganisationen,
- b) Fachverbände, die durch ein sachliches oder weltanschauliches Programm, ein bestimmtes Arbeitsgebiet oder eine Aufgabe der Frauenpolitik im weitesten Sinne verbunden sind,
- c) Geographische Verbände (Landes- und Provinzialverbände).

Das Programm des Bundes hat folgenden Wortlaut:

Der Bund Deutscher Frauenvereine vereinigt die deutschen Frauen jeder Partei und Weltanschauung, um ihre nationale Zusammengehörigkeit zum Ausdruck zu bringen und die allen gemeinsame Idee von der Kulturaufgabe der Frau zu verwirklichen.

Wir erfassen die Kulturaufgabe der Frau aus dem Grundsatz der freien Persönlichkeit, die sich in selbständig gewählter Verantwortung an die Gemeinschaft gebunden fühlt, aus diesem Bewußtsein heraus ihre Kraft entwickelt und in selbstloser Hingabe für das Ganze einsetzt.

Diesem Grundsatz getreu wollen wir an Form und Inhalt des Gemeinschaftslebens arbeiten.

### Die familie.

Die familie ist bestimmt, als höchste und innigste form menschlicher Lebensgemeinschaft die wichtigste Pflgestätte aller Kräfte des Innenlebens zu sein. Die Reinheit des Familienlebens ist daher die Grundbedingung sozialer Gesundheit und nationaler Tüchtigkeit. Die familie als sittliche Lebensgemeinschaft setzt die Anerkennung der frau als dem Manne gleichberechtigte und gleichverantwortliche Persönlichkeit voraus. Sie erfordert als Grundlage die Unterstellung des sexuellen Lebens von Mann und frau unter das gleiche Sittengesetz. Um ihre Aufgabe in der Ehe und damit die sittliche und soziale Bestimmung der familie erfüllen zu können, erstreben die frauen

im rechtlichen Aufbau der familie: Gleichstellung der Ehefrau und Mutter mit dem Mann und Vater,

in der Stellung des Staates zum außerehelichen Geschlechtsverkehr: Beseitigung der doppelten Moral gegenüber der unehelichen Mutter, Anerkennung der gleichen Rechte des unehelichen Kindes auf Schutz, Erziehung und soziale Entwicklungsmöglichkeiten, Aufhebung der Reglementierung der Prostitution,

in der Sozialpolitik: Schutz und Förderung der familie durch Sicherstellung von Mutter und Kind, durch eine soziale Boden- und Wohnungspolitik, Ernährungs- und Gesundheitsfürsorge, durch Bekämpfung des Alkoholismus, durch ergänzende Erziehungsfürsorge und weitschauende Kulturpflege.

## Die Arbeit.

Die Frau muß in der Lage sein, ihre Kräfte frei zu entwickeln und nach Art und Maß ihrer Anlagen im Organismus des Berufslebens einzusetzen. Die Konkurrenz der Geschlechter muß bei solcher freien Betätigung der Kräfte durch eine zweckvolle soziale Arbeitsteilung überwunden werden, innerhalb deren der Mann und Frau die ihrer Natur gemäßen Aufgaben übernehmen.

Als Voraussetzung für solche wesensgemäße Entfaltung der weiblichen Berufstätigkeit im Rahmen der nationalen Produktion sind zu erstreben:

Gleiche Möglichkeiten der Ausbildung und Fortbildung für Knaben und Mädchen, Pflege und Vertiefung der Ausbildung in allen Berufen, einschließlich der spezifischen Frauenberufe,

volle Berufsfreiheit für die Frauen in bezug auf Zulassung zu den Berufen und Aufstiegsmöglichkeiten in ihnen,

Bezahlung und Besoldung der Frauen nach dem Grundsatz des gleichen Lohns für gleiche Leistung,

Stärkung der Berufsorganisationen und volle Teilnahme der Frauen an den gesetzlichen Berufsvertretungen (insbesondere am Aufbau des wirtschaftlichen Räteystems),

Anerkennung der produktiven Arbeit der Hausfrau durch Förderung ihrer Ausbildung, Organisation und wirtschaftspolitischen Vertretung.

Der „Bund“, der sich aus Frauengruppen gebildet hat, die sich zunächst um führende Persönlichkeiten gruppierten, will immer weitere Kreise ziehen und dem kulturellen Aufstieg der Frauen dienen; er kann dies hauptsächlich durch seine geistige Macht. Darum wird auf seinen allgemeinen Zusammenkünften die gemeinsame Idee dargelegt zur Aufklärung der Neuhinzugekommenen, zur Weiterbildung der alten Mitglieder und zur Herausarbeitung der Mittel und Wege, sie innerhalb der gegebenen Verhältnisse zu verwirklichen.

Auf der Kölner Tagung trat eine Gegenätzlichkeit zutage zwischen der jungen Frauengeneration und der durch den Bund vertretenen „alten“ Frauenbewegung. Die Frage der jungen Generation, ob in ihrem Frausein auch noch eine gemeinsame Problematik sei, ward von ihr selbst einig bejaht. Aber man stößt sich an den „infolge der Organisation erstarrten“ Formen der älteren Frauenbewegung, an ihren auf viele Spezialgebiete verteilten Einzelbestrebungen, bei denen das letzte Ziel, die Idee der Frauenbewegung, verloren gegangen sei, und spricht von Veräußerlichung und Verflachung. Die jüngere Generation strebt zurück zu einer Stellungnahme zu den durch die Frauenbewegung aufgeworfenen Grundfragen. Die ältere Frauenbewegung war sich über das Grundsätzliche klar und hatte es nur noch mit der praktischen Durchführung, mit den äußeren Formen zu tun; die junge Frauengeneration geht im Besitz von neuem Lebensspielraum und neuen Rechten zu den Grundfragen zurück und nimmt sie neu auf. Der „Jugendkreis“, der sich in Köln bildete, traf sich nach Jahresfrist in Corwey; er gab sich hier den Namen „Neuer Kreis für Frauenfragen.“ Von einer straffen Organisation hat die Vereinigung bisher abgesehen. In ca. 15 Städten bestehen Kreise, Arbeitsgemeinschaften, die sich aus berufstätigen jungen Frauen, Hausfrauen und Studentinnen zusammensetzen. Eine größere Tagung vereinigte die Teil-



nehmerinnen 1923 in Weimar. Eine ganze Anzahl der Mitglieder dieses „Neuen Kreises für Frauenfragen“ arbeiten in Frauenvereinen mit, die im „Bunde“ organisiert sind, und dieser bringt der jungen Bewegung, die ein Weiterleben der Frauenbewegungsideen für die Zukunft verbürgt, lebhaftes Interesse entgegen.

In der deutschen Frauenbewegung hat „gerade die äußere Erfolglosigkeit von Jahrzehnten dazu geführt, eine Idee als Kern einer sozialen Bewegung mit einer Sorgfalt und Konsequenz bis in jede ihrer mannigfachen Verwirklichungen hinein zu durchdenken, die an sich eine höchste ethische Leistung ist.“ (Gertrud Bäumer, Jahrbuch des „Bundes deutscher Frauenvereine“.)

Den Inhalt dieser Idee schildert Helene Lange („Frau“, August 1925) mit folgenden Worten: „Die ganze Welt empfindet die seelische Leere des Zusammenlebens der Menschen und ruft nach „Gemeinschaft“. Sie ist nicht das Werk einer vorübergehenden Gefühlsauswallung, durch welche die Menschen plötzlich gewaltsam und künstlich die Distanzen zwischen einander auflösen. Sie kann nur die Auswirkung sein eines neuen gestaltenden Prinzips, das stark, geduldig, dauernd, bewußt eingesetzt wird. Hier liegt die Aufgabe der Frauen im Gemeinschaftsleben. Jedes Kulturwerk der Menschen, die geistige und künstlerische Arbeit, die Sicherung der wirtschaftlichen Existenzbedingungen, das Recht und die Rechtspflege, die staatliche Organisation hat eine sachliche und eine persönliche Seite, d. h. es ist nicht nur um seiner selbst willen da, sondern damit es den Menschen erhebe, stark mache, beglücke. Darum gehört zu jedem Kulturwerk der Menschen ein Mittlerdienst, der sachliche Leistung für den einzelnen fruchtbar macht. . . . Immer kommt es darauf an, den objektiven Besitztümern materieller oder geistiger Art die Seelen in der rechten Weise zu erschließen, so daß all dieser gesellschaftliche Besitz Träger seelischen Lebens wird. Das Auge der Frau ist bestimmt, diese über objektiver Kulturschöpfung vernachlässigte Seite des Gemeinschaftslebens zu sehen, ihre Hand ist bestimmt auszuteilen und zusammenzuführen. . . . Aber das Gesetz selbst, die Verwaltungsorganisation, muß schon von dem Gefühl für die Menschen, mit denen sie zu tun haben soll, mit gebildet und geprägt sein, um ein brauchbares Instrument wahrer menschlicher Kultur zu werden. Darum müssen die Frauen, die für diese menschlich-persönliche Seite vor allem empfänglich sind, schon hier mit gestalten und Einfluß haben. Ja, auf manchen Gebieten kann und muß die Frau sogar die leitende, die eigentlich schöpferische Kraft sein. Und eben darum kann dieser Einfluß nicht ausgeübt, dieser Dienst an der Gemeinschaft nicht erfüllt werden von innerlich abhängigen, in irgend jemandes geistigem Gefolge lebenden Frauen. Es bedeutet in weitreichendem Maße Neuschöpfung und Umwertung, Zerschmelzen erstarrter organisatorischer Formen und Erreichen fester Anschauungen und Sitten; es erfordert höchste Selbständigkeit und Sicherheit, Furchtlosigkeit und moralischen Mut, Kraft zu unbedingter Kritik und ebenso oder mehr noch die schöpferische Wärme der helfenden Tat. Die bloß äußere Gleichberechtigung ist dafür nur Bedingung und Voraussetzung — allerdings eine unerläßlich notwendige — um der Frau die Freiheit zu geben, aus ihrer Natur heraus in selbständiger, verantwortlicher Arbeit ihr Kulturwerk zu schaffen. Nur die durch die Frau zu sich selbst erzogene Frau wird auf dieser Grundlage der Kultur die Linien ihres Wesens ein-

zeichnen. Es wird noch eine Zeit dauern, bis diese Linien dem allgemeinen Blick überhaupt sichtbar werden, der auf sie nicht eingestellt ist. Aber sie vertiefen sich dem aufmerksamen Auge schon heute zusehends. Und wir sind sicher, daß ein großes Stück der seelischen Not, die wir alle heute fühlen, eben jene durch unser Gesamtleben hindurchziehenden Trennungen, die dem Mangel an seelischer Wärme entspringen, sich auflösen könnte in dem Maß, in dem es den Frauen gelingt, auch außerhalb der Familie das mütterliche Prinzip als eine durch nichts zu erschütternde seelische Urkraft der Menschheit zur Auswirkung zu bringen.“

## B) Die sozialdemokratische Frauenbewegung.

Ausschließlicher, als dies im Sinne der Führerinnen lag, war die Frauenbewegung in ihrer Entwicklung innerhalb der Kreise des niederen und höheren Bürgerstandes geblieben, hatte sie ihre Aufgaben immer mehr den Bedürfnissen der Frauen dieser Kreise entsprechend gestellt. Wohl ging ein lebhaftes Gefühl von der Zugehörigkeit der Frauen aller Stände durch alle Kundgebungen des „Allgemeinen Deutschen Frauenvereins“, und oft kehrte die Arbeiterinnenfrage auf der Tagesordnung wieder. Die ersten Versuche, die Arbeiterinnen zu organisieren, gingen von Luise Otto, von Mitgliedern des „Allgemeinen Deutschen Frauenvereins“ aus.

Aber die Aufgaben auf dem einen und dem andern Gebiet hatten zu wenig Gemeinsames: hier kämpfte man um das Recht, arbeiten zu dürfen, dort zwang die Not die Mutter aus dem Hause, das ihrer Arbeit bedurfte, in die Fabrik, wo sie bei elendem Lohn und übermäßiger Anspannung ihrer Kräfte wenig Interesse haben konnte, ob die bürgerliche Frauenbewegung davon zu überzeugen vermochte, daß „die Arbeit eine Pflicht und Ehre des weiblichen Geschlechtes“ sei.

Unterdessen war die Frauenfrage des vierten Standes aber bereits aufgenommen in das sozialistische Programm. In dem Manifest, in dem Marx und Engels 1847 den Sozialismus begründeten, war auch schon der Frau gedacht worden, die, dem Hause entzogen, ihrem Mutterberuf entfremdet, die Arbeit des Mannes entwertend, schwerer noch als dieser unter der Ausbeutung durch das Kapital litt. Auch an sie erging der Ruf: Proletarier aller Länder, vereinigt Euch! Dieser damals nur beiläufig ausgesprochene Gedanke fand seine ausführliche Begründung in August Bebel's Buch: Die Frau und der Sozialismus. Dies erschien 1879, ward sofort als staatsgefährlich verboten — es war in der Zeit des Sozialistengesetzes 1878—1890 — aber trotzdem recht eifrig gelesen und diskutiert. Bebel gebührt das Verdienst, die Lehre von der sozialen und politischen Gleichberechtigung der Frau zu einem Bestandteil des sozialistischen Parteiprogramms gemacht zu haben.

Die wirtschaftliche Entwicklung in den 70er Jahren hatte es mit sich gebracht, daß immer mehr Frauen der Familie entrissen und in Fabriken, Werkstätten, in Landarbeit und Kohlengruben gedrängt worden waren. Sie arbeiteten auch in Berufen, die sonst ausschließlich von Männern ausgeübt wurden, betrachteten ihren Lohn meist nur als Zubuße zu dem des Mannes und beeinflussten so die Lebenshaltung der Arbeiterklasse auf das allerschlimmste. Außerdem nahm die Hausindustrie einen immer größeren Umfang an. Hand

in Hand damit ging die Verlotterung des Hauswesens und die Vernachlässigung der Kinder des Proletariats. Das Interesse der gesamten Arbeiterschaft erforderten es daher, zu versuchen, aus dem weiblichen Konkurrenten einen Kampfgenossen zu machen und eine Arbeitsverkürzung für Frau und Mutter herbeizuführen. Auch sollten von Staat und Reich gesundheitliche Maßnahmen gefordert werden. Die wachsende Not der männlichen Arbeiter hatte die Kräfte zu ihrer Bekämpfung wachgerufen — die Frauen erkannten endlich auch die Notwendigkeit des Zusammenschlusses. Von Seiten der bürgerlichen Frauenbewegung wurden Versuche gemacht, die wirtschaftliche und geistige Lage der Arbeiterinnen zu heben — die Arbeiterinnen selbst erachteten zunächst die Hebung ihrer wirtschaftlichen Lage als das Wesentliche und glaubten, daß nur aus ihren eigenen Reihen ihnen Befreiung kommen könne. Es fanden sich auch eine ganze Anzahl tapferer Frauen, die im Kampf um die Befreiung die Fahne vorantrugen, von denen seien genannt: Frau Hahn und Pauline Staegemann, die mit Johanna Schackow den ersten Arbeiterinnenverein in Berlin 1872 gründeten; Gertrud Guillaume geb. Gräfin Schack, die gegen die behördliche Regelung der Prostitution kämpfte; sie erkannte, daß die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der Arbeiterin das beste Mittel ist, diese von der gewerbmäßigen Unfittlichkeit fernzuhalten, und schloß sich ganz der Arbeiterinnenbewegung an; Emma Jhrer, die noch unter dem Sozialistengesetz eine ganze Reihe von Vereinen gründete. —

Die Arbeiterinnenbewegung in Deutschland ist nicht von Anfang an sozialdemokratisch gewesen. In ihrer ersten Periode entstand durch Anregung des von bürgerlicher Seite gegründeten „Kulturbundes“, der sich die Bekämpfung der Unfittlichkeit zum Ziele gesteckt hatte, aber auf eigene Veranlassung der Arbeiterinnen hin, ein „Verein zur Vertretung der Interessen der Arbeiterinnen.“ Seine Begründung führte zu der ersten entschiedenen Trennung der bürgerlichen und der proletarischen Frauenbewegung, bei der die Begründerin des Kulturbundes, Gräfin Guillaume-Schack, ebenso wie Frau Marie Hofmann zur proletarischen Frauenbewegung übergingen und die Leitung des Vereins übernahmen. 1886 wurde dieser mit allen Zweigvereinen polizeilich aufgelöst auf Grund des preußischen Vereinsgesetzes, das Frauen die Teilnahme an politischen Vereinen verbot. Dies Gesetz, das auch noch in einigen anderen Bundesstaaten bestand, fiel erst 1908. Es bot der Polizei eine willkommene Handhabe zur Unterdrückung jedes Arbeiterinnenvereins, der sich mit seinen Berufsinteressen, die man als politische Gegenstände auffaßte, beschäftigte. Die Arbeiterinnenbewegung jener Jahre ist eine ununterbrochene Folge mühsamen Aufstehens und rücksichtsloser Zerstörung. Trotzdem ist es dem unerschütterlichen Mute und der zähen Energie einiger Frauen gelungen, all diesen Hemmnissen zum Trotz, einmal Mittel und Wege zur Teilnahme an der Bewegung des Arbeiterstandes, ferner eine eigene politische Arbeiterinnenbewegung zu schaffen und schließlich den Kampf zur wirtschaftlichen Verbesserung ihrer Lage durch Teilnahme an der gewerkschaftlichen Bewegung aufzunehmen. Das letztere ward ihnen auch von Seiten ihrer männlichen Parteigenossen nicht leicht gemacht. Diese sahen in der Frauenbewegung zunächst hauptsächlich gefährliche Konkurrenz, auch fürchteten sie, durch Aufnahme des Frauenvereins gesetzlichen Schwierigkeiten

zu begegnen. Erst 1891, als die Gewerkschaften sich zu Zentralverbänden vereinigten und festeres Gefüge gewannen, entschlossen sie sich zu einem Entgegenkommen. — Die wiederholten Vereinsauflösungen und das polizeiliche Verbot öffentlicher Frauenversammlungen veranlaßten die interessierten Frauen zur Teilnahme an den Männerversammlungen. Erst damit nahm die Arbeiterinnenbewegung den entschieden politischen Charakter an, den sie seitdem bewahrt hat. Die proletarischen Frauen legten sich auf die Formel fest: „Die Frauenbewegung ist keine besondere Bewegung, sie ist ein Teil der allgemeinen sozialen Frage, die nur der Sozialismus praktisch lösen kann.“ Auf dem Pariser internationalen Sozialistenkongreß 1889 ließen sich deutsche Sozialdemokraten durch Emma Ihrer und Klara Zetkin vertreten.

Nach der Auflösung der Vereine wurde der Schwerpunkt der Arbeiterinnenbewegung in die 1889 gegründeten Agitationskommissionen gelegt. Aber auch diese wurden bald unter nichtigen Vorwänden polizeilich aufgelöst, was umso mehr erbitterte, als die bürgerliche Frauenbewegung unbeanstandet über ganz dieselben Themen verhandeln durfte, die man in einem neu gegründeten sozialistischen Frauenbildungsverein hatte besprechen wollen. Durch die polizeilichen Schikanen erstarkte nur die Sozialdemokratie innerlich und nahm an Umfang zu.

Man übertrug nun die Werbung unter den Arbeiterinnen an den einzelnen Orten weiblichen Vertrauenspersonen, die auch die spitzfindigste Polizeibehörde nicht zu einem „politischen Verein“ stempeln konnte. Die Berliner Vertrauensperson, Genossin Ottilie Gerndt, hatte die Korrespondenz mit den Trägerinnen der proletarischen Frauenbewegung zu führen und die planmäßige Agitation unter den Frauen in ganz Deutschland anzuregen und zu fördern. Auch diese Tätigkeit wurde zeitweilig lahm gelegt durch polizeiliche Schließung sozialdemokratischer Organisationen. 1895 forderte die sozialdemokratische Fraktion im Reichstag das Recht, Versammlungen abzuhalten und Vereine zu bilden für alle Reichsangehörigen, was auch den Frauen einen Teil des ihnen vorenthaltenen Rechts gegeben hätte. Aber es sollte noch lange dauern, bis es soweit war. Auch das Frauenwahlrecht ward gefordert. An den Parteitag 1895 in Breslau stellte Ottilie Gerndt als Vertrauensperson der Genossinnen Deutschlands den Antrag, daß die Reichstagsfraktion durch den Parteitag beauftragt würde, bei den Beratungen über den Entwurf des neuen bürgerlichen Gesetzbuchs für die Beseitigung aller Bestimmungen einzutreten, die die Frau dem Manne gegenüber benachteiligen, vor allem auch die Rechte der unverheirateten Mutter und ihrer Kinder. Der Antrag ward angenommen und der Fraktion im Reichstag übergeben.

Den Mittelpunkt der schriftlichen Agitation bildete schon seit 1891 die von Emma Ihrer gegründete und von Klara Zetkin später fortgeführte Halbmonatschrift „Die Gleichheit.“ Ihr Programm besagte, daß sie eintreten wollte „für die volle gesellschaftliche Befreiung der Frau, wie sie einzig und allein in einer im Sinne des Sozialismus umgestalteten Gesellschaft möglich ist, wo mit der ökonomischen Abhängigkeit eines Menschen von einem andern Menschen die Grundursache jeder sozialen Knechtung und Achtung fällt. Sie geht von der Überzeugung aus, daß der letzte Grund der Jahrtausende alten niedrigen gesellschaftlichen Stellung des weiblichen Geschlechts nicht in

der jeweiligen „von Männern gemachten“ Gesetzgebung, sondern in den durch wirtschaftliche Zustände bedingten Eigentumsverhältnissen zu suchen ist... Dieser Auffassung gemäß erblickte die „Gleichheit“ den Feind der Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts weder in dem Egoismus noch in den Vorurteilen der Männerwelt, sie predigt nicht den Krieg von Geschlecht zu Geschlecht, sie glaubt nicht an die Messiasrolle einer zugunsten der Frauen veränderten Gesetzgebung.“ Dies war eine der häufig wiederkehrenden, von Klara Zetkin scharf formulierten glatten Absagen an die bürgerliche Frauenbewegung, welche nur eine „Reformbewegung zugunsten des weiblichen Geschlechts innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft darstelle, während die soziale Frauenbewegung revolutionär sei und sein müsse.“ Als „historisch durchaus berechtigt“, als „sozial durchaus begründet in ihrer eigenen bürgerlichen Klassenlage“, nur so erkennt Klara Zetkin die Existenzberechtigung einer bürgerlichen Frauenbewegung an. Sie bestreitet ihr sowohl die Fähigkeit wie auch den Willen, im Interesse des gesamten weiblichen Geschlechts zu arbeiten. Auch der sehr radikale linke Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung, der Verein „Frauenwohl“, der ebenso wie die Halbmonatsschrift „Frauenbewegung“ von Minna Cauer geleitet ward, erfuhr von Klara Zetkin nur Hohn und Spott. Die „Gleichheit“ „löste die proletarische Frauenbewegung prinzipiell wie taktisch in reinlicher Scheidung von jeglicher bürgerlichen Frauenrechtelei los.“

Als von der bürgerlichen Frauenbewegung Lily von Gizycki (später Lily Braun) zur sozialistischen Partei übertrat, erfuhr die „Gleichheit“ 1897 eine weitere Ausgestaltung. Lily Braun hatte die Schaffung einer besonderen Frauenauskunftsstelle befürwortet; Klara Zetkin wollte von einer solchen nichts wissen, da die „Gleichheit“ diese Auskunftserteilung mit übernehmen könne. So wurde die „Gleichheit“ durch einen Anzeigenteil erweitert und bereichert unter enger Mitarbeit Lily Brauns (bis 1910), so daß sie zu einer Art Frauenrevue sich ausgestaltete und es gewagt werden konnte, das Blatt auch der Beachtung derer zu empfehlen, „welche die sozialistische Überzeugung nicht teilen, aber von der Erkenntnis durchdrungen sind, daß der werktätigen Masse und den Frauen eine größere Anteilnahme an dem Kulturleben und eine tätige Mitarbeit an seiner Fortentwicklung gesichert werden muß.“ Im Jahre der Inflation 1923 ging die „Gleichheit“ ein; seit 1924 erscheint dafür die „Frauenwelt.“ Sie wird ergänzt durch ein Informationsblatt, „Die Genossin“, das den Funktionärinnen Material zur Agitation und Information über die verschiedensten Seiten der Frauenbewegung geben soll.

Die deutschen Sozialistinnen nahmen auch regen Anteil an Diskussionen über die Frauenfragen auf den internationalen Kongressen der sozialistischen Partei und Gewerkschaft; auf diesen Kongressen erfuhr die Bewegung eine bedeutende Förderung. Auf dem Kongreß in Zürich 1893 referierte Luise Kautsky als Vertreterin der Wiener Arbeiterinnen über den Schutz der Arbeiterinnen und befürwortete die Heranziehung der Frauen in die sozialdemokratische Partei. Klara Zetkin sprach auf dieser Tagung in scharfer Polemik gegen die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen. Auf dem Londoner Kongreß 1896 erwirkten die deutschen Genossinnen Klara Zetkin, Emma Ihrer und Ottilie Bader die Annahme einer Resolution, worin die Frauen in allen Ländern aufgefördert werden, Seite an Seite mit den Arbei-

tern zu kämpfen und sich mit ihnen gemeinsam zu organisieren. Den Gewerkschaften machte derselbe Kongreß zur Pflicht, die im Beruf beschäftigten Frauen als Mitglieder aufzunehmen und gleichen Lohn für gleiche Arbeitsleistung für Männer und Frauen anzustreben. Von da ab waren auf jedem internationalen Sozialistenkongreß deutsche Vertreterinnen.

Doch machte sich die Notwendigkeit fühlbar, daß die sozialistischen Frauen ihre Angelegenheiten in besonderen Frauenversammlungen berieten — man entschloß sich zu Frauenkonferenzen, die von 1900—1908 dann auch in verschiedenen Städten tagten. Auf der ersten in Mainz 1900, wo sich 17 Delegierte trafen, schuf man der sozialistischen Frauenbewegung einen fest organisierten Unterbau auf Grund eines ausgedehnten Systems von Vertrauenspersonen. Alle Fäden dieser über ganz Deutschland ausgebreiteten Propaganda liefen zusammen in den Händen der Zentralvertrauensperson (Ottilie Baader\*) in Berlin. Die Wirkungen der Mainzer Konferenz machten sich im Lande bald fühlbar in verstärkter politischer und gewerkschaftlicher Agitation. In München 1902 stand zur Beratung, wie Agitatorinnen zu schulen seien. Man beschloß die Einrichtung von Beschwerdefunktionen der Genossinnen, welche das eingegangene Material einer Zentralstelle zu überweisen hatten, durch welche es der allgemeinen Agitation für den gesetzlichen Arbeiterschutz nutzbar gemacht werden sollte. Die Bremer Konferenz von 1904 verpflichtete die Vertrauenspersonen, gewerkschaftliche Agitationskommissionen von Frauen zu schaffen, und Klara Zetkin behandelte die Schulfrage prinzipiell im sozialistischen Sinne und unter dem Gesichtspunkte der Agitation unter dem weiblichen Proletariat. Auf dem Gewerkschaftskongreß in Köln 1905 forderten die Genossinnen die Anstellung weiblicher Gewerkschaftsbeamten. In Nürnberg wählte dann auch das Gewerkschaftskartell die erste deutsche Arbeitersekretärin. Die vierte Frauenkonferenz fand in Mannheim statt 1906; man berichtete über die Vorbereitung der Lese- und Diskussionsabende, die Gründung von Kinderschutzkommissionen, die Frage der Agitation unter den Landarbeiterinnen, beriet über Dienstbotenbewegung, Frauenstimmrecht, Fürsorge für Schwangere und Wöchnerinnen. An den Kämpfen zu Reichstags- und Landtagswahlen beteiligten sich die sozialistischen Frauen mit leidenschaftlicher Hingabe und Opfermut.

Ein bisher lange vergeblich gehegter Wunsch, mit den Sozialistinnen anderer Länder in Fühlung zu kommen, ward endlich erfüllt, als sich 1907 die erste internationale Konferenz der sozialistischen Frauen in Stuttgart versammelte. 15 Nationalitäten wurden durch 59 Delegierte politischer und gewerkschaftlicher Organisationen vertreten. Hauptpunkt der Tagesordnung war: Die Schaffung regelmäßiger Beziehungen zwischen den Genossinnen aller Länder und Festlegung einer einheitlichen Marschrouten in Sachen des Frauenwahlrechts.

Es war somit schon ein reges Streben zur Organisation unter den Genossinnen, eine intensive Anteilnahme am Parteileben, örtlichen Versammlungen, Provinzial- und Bezirkskonferenzen, Parteitagen, an politischen und sozialen Wahlen, als das Reichsvereinsgesetz 1908 herauskam und jene weittragende Bestimmung brachte, um die die sozialdemokratischen Frauen jahr-

\*) Siehe: „Ein steiniger Weg“ Lebenserinnerungen von Ottilie Baader. 1921. J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart.

zehntelang vergebens gekämpft: die grundsätzliche und praktische Gleichstellung der Geschlechter vor dem Gesetz, gleiches Recht mit den Männern im Vereins- und Versammlungsrechte. In Nürnberg fand nun die letzte der regulären Frauenkonferenzen statt; 72 Delegierte waren da. Den Kernpunkt der Verhandlungen bildete die Neuorganisation der Genossinnen. Man beschloß: die weiblichen Vertrauenspersonen sollten nun Vorstandsmitglieder in den örtlichen Parteivereinen werden. Jede Genossin wird verpflichtet, der sozialdemokratischen Parteiorganisation ihres Ortes beizutreten, politische Sonderorganisationen der Frauen sind nicht gestattet. Aber unabhängig von den Vereinsabenden der Männer sind für die weiblichen Mitglieder Zusammenkünfte einzurichten, die ihrer theoretischen und praktischen Schulung dienen. Die weiblichen Mitglieder sollen im Verhältnis ihrer Zahl im Vorstände vertreten sein; doch muß mindestens eine Genossin dem Vorstände angehören. Diese weiblichen Vorstandsmitglieder haben die notwendige Agitation zu betreiben. Das Zentralbureau der Genossinnen bleibt bestehen. — Auf dieser Nürnberger Konferenz wurden außerdem die Richtlinien einer sozialistischen Jugenderziehung in Familie und Jugendorganisation festgelegt.

Seit 1908 gibt es nun keine gesonderte sozialdemokratische Frauenbewegung mehr; sie ist in der Partei aufgegangen. Zu allen Parteitagungen werden auch Frauen delegiert; diese halten dabei auch eine Konferenz unter sich ab, doch kommt dieser eine ausschlaggebende Bedeutung nicht mehr zu. Man nimmt an den Internationalen Sozialistischen Frauenkongressen teil, auf denen vor dem Kriege meist nur die Erlangung des Stimmrechts behandelt wurde. Daneben gilt es oft genug, innerhalb der Partei die Frauenrechte gegenüber den Männern zu verteidigen.

Besonders tatkräftig wirkte Luise Zieg, die auch Mitglied der Weimarer Nationalversammlung und zuletzt des Reichstages war. (Sie erreichte u. a., daß auch die unverheiratete Frau den Titel „Frau“ unter Beibehaltung ihres Namens tragen darf.) Als körperlich schwer leidende Frau war sie ein Muster treuester Pflichterfüllung bis zuletzt; während einer Reichstagsitzung erlitt sie 1922 plötzlich der Tod. Der Präsident des Reichstages widmete ihr einen schönen, ihr politisches Wirken voll würdigenden Nachruf und fügte hinzu: „Wer ihr persönlich näher treten durfte, der weiß, daß hinter dem Harnisch der Kämpferin, und darum für die Welt draußen verborgen, ein mütterlich-sorgsames Herz schlug, das ihr durch die Härte des Kampfes nie zerstört werden konnte.“ Parteisekretär für Frauenangelegenheiten ist jetzt das Reichstagsmitglied Frau Marie Juchacz; sie hat sich besonders der Pflege der Arbeiterwohlfahrt gewidmet, Frauen aus der Partei zur ehrenamtlichen Arbeit herangezogen und zuweilen gemeinsam mit bürgerlichen Organisationen Wohlfahrtseinrichtungen erstrebt.

Je weniger jetzt die sozialistische Partei um ihre Anerkennung zu kämpfen hat, desto bewußter erkennen die Frauen ihre eigenen Forderungen, desto unbefangener treten sie mit ihnen hervor. Dabei kommen sie nicht selten zu ähnlichen Ergebnissen wie die bürgerliche Frauenbewegung. Vielleicht kann man doch der Hoffnung Raum geben, daß die fortschreitende Sicherheit des weiblichen Urteils innerhalb jeder Weltanschauung eine Annäherung der Frauen aller Richtungen noch einmal zur Wirklichkeit macht. Die reformbedürftigen Paragraphen über das Familienrecht in unserm bürgerlichen Ge-

gebungsbuch sowie die das Verbrechen gegen das keimende Leben behandelnden Paragraphen des Strafgesetzbuches sind jetzt ein von Frauen aller Parteien aufs lebhafteste diskutierter Gegenstand des Interesses. Dabei führen die verschiedenen Weltanschauungen der Rechts- und Linksparteiler notwendig auch auf diesem Gebiete zu verschiedenen Meinungen. Meinungsverschiedenheiten im einzelnen sind unvermeidlich, ja notwendig zur Klärung der Gedanken, und die Zugehörigkeit der Frauen zu den verschiedenen Parteien ist auch unerlässlich, weil Reformen nur erreicht werden durch die Arbeit der Parteien; aber ein zu erstrebendes Ideal ist es, daß sich die Frauen aller Richtungen immer mehr ihrer Geschlechtszugehörigkeit bewußt werden und sich, so oft es irgend möglich ist, ohne Vorurteile und Gehässigkeit zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden!

In die Nationalversammlung wurden 41 Frauen unter 423 Abgeordneten gewählt, in den Reichstag von 1920 zogen 37 Frauen unter 469 Abgeordneten ein, 1924 waren unter 472 Abgeordneten 27 Frauen. In der Reichstagswahl vom Dezember 1924 wurden unter 493 Abgeordneten folgende 33 Frauen gewählt:

### Sozialdemokratische Partei Deutschlands,

17 weibliche Abgeordnete:

- Frau Clara Bohm-Schuch, Berlin-Britz, Schriftstellerin, früher kaufmännische Angestellte.
- Frau Elfriede Ryneš, Berlin, früher Näherin. Seit 1912 in der Partei tätig, außerdem ehrenamtlich in fast allen Zweigen der Armen- und Wohlfahrtspflege.
- Frau Marie Juchacz, Köpenik, Parteisekretärin und Journalistin; 2 Jahre Dienstmädchen, ½ Jahr Fabrikarbeiterin, 2½ Jahr Krankenpflegerin, dann Schneiderin, von 1913 an nur für die Partei tätig.
- Frau Marie Ansförge, Waldenburg-Schlesien, vom 13. Lebensjahre ab Textilarbeiterin, dann Kaffeeläserin, Expedientin, Zeitungskolporteurin. Kreisvorstandsmitglied, seit 1919 Kreistagsabgeordnete.
- Frau Anna Nemitz, Köpenik. In Bochum früher politisch tätig, in Charlottenburg vor allem kommunalpolitisch.
- Frau Marie Arning, Magdeburg.
- Frau Mathilde Wurm, Berlin, Schriftstellerin; Witwe des Schriftstellers und Politikers Emanuel Wurm. Seit 1896 in Berlin in der sozialen Fürsorge tätig.
- Frau Luise Schröder, Altona. 16 Jahre lang Privatsekretärin im Versicherungsbüro. Armenpflegerin, soziale und schriftstellerische Betätigung.
- Frau Johanna Reitze, Hamburg. Erst Dienstmädchen, dann Arbeiterin in einer Buchdruckerei, seit 1907 öffentlich für die Partei tätig. Während des Krieges Mitglied des Beirats des Hamburgischen Kriegsversorgungsamtes, des Speisungsausschusses der Kriegsküchen, Pflegerin der Kriegshilfe und der Hinterbliebenenfürsorge.
- Frau Elise Bartels, Hildesheim. Hausfrau, kommunalpolitisch tätig.
- Frau Bertha Schulz, Herne i. Westf. Seit 1906 organisatorisch und agitatorisch in der Partei tätig; 1919 Stadtverordnete in Witten; soziale Tätigkeit.



Frau Toni Sender, Dresden. Schriftstellerin, Redakteurin; Bürotätigkeit in Frankfurt a. M. 1910—14 in Paris; Stadtverordnete in Frankfurt a. M.

Frau Luise Schiffgens, Aachen.

Frau Lore Agnes, Düsseldorf, Hausfrau.

Frau Toni Pfülf, München. Volksschullehrerin, Armenpflegerin und Waisenrätin, Mitglied des Landarbeiterrats von Bayern.

Frau Dr. Stegmann, Dresden.

Frau Minna Schilling, Döbeln, Zigarrenarbeiterin.

Deutsch-nationale Volkspartei, 5 weibliche Abgeordnete:

Frau Margarete Behm, Berlin-Zehlendorf. Hauptvorsitzende des Gewerksvereins der Heimarbeiterinnen Deutschlands, zuerst Lehrerin. Vorstandsmitglied mehrerer sozialer Organisationen.

Frau Ulrike Scheidel, Berlin, Studiendirektorin.

Frau Maria Schott, Berlin. Vorsitzende des Reichsverbandes der Beamtinnen und Fachlehrerinnen in Haus, Garten und Landwirtschaft.

Frau Paula Müller-Ottfried, Hannover. Vorsitzende des deutsch-evangelischen Frauenbundes.

Frau G. v. Sperber, Ostpreußen.

Deutsche Zentrumspartei, 4 weibliche Abgeordnete:

Frau Hedwig Dransfeld, Werl i. W. Schriftstellerin, früher Lehrerin, Vorsitzende des Katholischen Frauenbundes Deutschlands. † 1925.

Frau Helene Weber, Berlin. Früher Lehrerin.

Frau Agnes Neuhaus, Dortmund. Vor allem tätig in der Jugendfürsorge.

Frau Christine Teusch, Köln. Früher Lehrerin. Gewerkschaftssekretärin. 1917—1918 Leiterin der Frauenarbeitsnebenstelle des VII. Armeekorps.

Deutsche demokratische Partei, 2 weibliche Abgeordnete:

Frau Dr. Gertrud Bäumer, Berlin. Sie erhielt ihre Ausbildung auf dem Lehrerinnenseminar, studierte nach der Eröffnung der Universitäten für Frauen. Von 1910—1919 Vorsitzende des Bundes Deutscher Frauenvereine, von 1915—1919 Leiterin des sozial-pädagogischen Instituts in Hamburg, jetzt Ministerialrat im Reichsministerium des Innern. 1919 Mitglied der Nationalversammlung, seitdem Reichstagsabgeordnete. \*)

\*) Wichtige Veröffentlichungen: Handbuch der Frauenbewegung. (Zusammen mit Helene Lange.)

Von der Kindesseele (zusammen mit Lilly Dröschler).

Die höheren Lehranstalten und das Mädchenschulwesen (Sammlung Rothwisch). Frauenbewegung und Sexualethik, Beiträge zur modernen Ehekritik (mit Helene Lange, Marianne Weber und Ika Freudenberg).

Die soziale Idee in der Weltanschauung des 19. Jahrhunderts (1910).

Die Frau in Volkswirtschaft und Staatsleben der Gegenwart (1911).

Sichte und sein Werk.

Studien über Frauen.

Helene Lange (Berlin 1918).

Die geistige Krisis der Gegenwart.

Aufsätze in der „Frau“ und in der „Hilfe“. (Hier vor allem die Heimatchronik während des Krieges.)

An Aufsatzsammlungen liegen vor: Weit hinter Schützengräben. Zwischen Gräbern und Sternen.

Frau Dr. Marie Elisabeth Lüders. Wohnungspflegerin der Stadt Charlottenburg, während des Krieges Abteilungsleiterin bei der Zivilverwaltung in Brüssel, später Leiterin der Frauenarbeitszentrale beim Kriegsministerium. Nach dem Kriege Leiterin der Wohlfahrtschule in Düsseldorf, seit 1919 Mitglied des Reichstages. Vorsitzende des Verbandes für handwerksmäßige und fachgewerbliche Ausbildung der Frau. (Jetzt aufgegangen im Frauenberufsamt.)\*)

Deutsche Volkspartei, 2 weibliche Abgeordnete.

Frau Clara Mende, Berlin. Oberlehrerin.

Frau Direktorin Dr. Matz, Stettin.

Kommunistische Partei Deutschlands, 3 weibliche Abgeordnete:

Frau Klara Zetkin, Sillenbuch b. Stuttgart. Schriftstellerin, Redakteurin, früher Lehrerin.

Frau Ruth Fischer, Berlin.

Frau Urendsen.

Im Reichswirtschaftsrat sind nach dem Stand vom 1. September 1922 folgende Frauen tätig:

Hellersberg, Maria, Reichsgeschäftsführerin im Gewerkschaftsbund der Angestellten, Berlin-Steglitz, Breitestr. 25.

Kähler, Luise, Vorsitzende des Zentralverbandes der Hausangestellten Deutschlands, Berlin SW, Engelufer 31, III.

Kromer, Emma, 2. Vorsitzende des Verbandes Deutscher Hausfrauenvereine, Siegelhausen a. N., Heidelberger Straße 55.

Mühfam, Charlotte, Geschäftsführende Vorsitzende der Zentrale der Hausfrauenvereine, Gr.-Berlin, NW, Dorotheenstraße 42.

Durthmann, Elisabeth, Vorsitzende des Reichsverbandes weiblicher Hausangestellter Deutschlands, Wilmersdorf, Kaiserallee 25.

Die Zahl der weiblichen Abgeordneten unseres Reichstages ist im Verhältnis zur Gesamtzahl der Abgeordneten klein; doch ist sie die höchste Zahl der in irgend einem Parlament der Welt befindlichen Frauen. Was von den deutschen Parlamentarierinnen bisher geleistet wurde — trotz der verfassungsgemäß verbürgten Gleichberechtigung oft genug noch ein Kampf um Frauenrechte! — ist in übersichtlicher Weise zusammengestellt von Regina Deutsch in der Schrift „Parlamentarische Frauenarbeit“, Verlag Friedr. Andreas Perthes, Gotha-Stuttgart 1924.

\*) Veröffentlichte Arbeiten: Stand der deutschen Frauenbewegung, Zürich 1902.

Arbeiterinnenorganisation und Frauenbewegung, Berlin 1902.

Ein Leben des Kampfes um Recht und Freiheit, Minna Cauer zum 70. Geburtstag, 1911.

### III. Lebensbilder.

#### Amalie Siebeking. 1794—1859.

Nach dem gleichnamigen Buche von Richard Remé, Hamburg 1911.  
Verlag des Rauhen Hauses.

Amalie Siebeking stammt aus einer angesehenen Hamburger Familie. Ihr Vater war Kaufmann und Senator; beide Eltern, literarisch und wissenschaftlich gebildet, gehörten zu einem geistig angeregten Kreis, in dem alle bedeutenden Persönlichkeiten jener Zeit verkehrten. Trotzdem waren Amalies Kindheit und Jugend nicht leicht und glücklich. 1794 geboren, verlor sie schon mit 5 Jahren die Mutter. Die Verwandte, die nun den Haushalt besorgte, konnte diese nicht ersetzen. Amalie, von Natur edlig und verschlossen, entbehrte der mütterlichen Leitung und Liebe. Der Unterricht, den ihr der Vater im Hause durch einen Kandidaten, einen trockenen und langweiligen Rationalisten, erteilen ließ, genügte ihr nicht, erweckte aber den Wunsch in ihr, später einmal zu unterrichten, um es besser zu machen. In dem „Vermächtnis für meine jungen Freundinnen, 1855“, erzählte sie, daß sie ein eigenwilliges, oft sehr mißlauniges Kind, ja, im 14. Jahre mit Gott und den Menschen und mit sich selber zerfallen gewesen sei. Als sie 15 Jahre alt war, starb ihr Vater, ohne Vermögen zu hinterlassen. Die 3 Geschwister wurden getrennt; der älteste, Eduard, kam ins Kontor und ging bald darauf nach England, der jüngste, Gustav, kam zu einer Pastorin, Amalie zu einer alten Dame. Hier hatte sie nur mangelhaften Unterricht, bekam aber zum ersten Mal Eindrücke von einem in lebendigem Glauben stehenden Menschen. Nach dem Wunsch der Verwandten mußte sie durch Sticken ihren Unterhalt erwerben helfen; geistige Anregung fand sie im Haus der Tante in Neumühlen. Im Jahre 1811 nahm eine wohlhabende Verwandte, Frau Brunnemann, sie als Gesellschafterin in ihr Haus, wo sie bis zu deren Tod, 1839, gelebt hat.

Das Leben in diesem Hause befriedigte sie nicht. Wie sie selbst erzählt, war sie damals sehr träge und phlegmatisch. Halbe Tage lag sie untätig auf dem Bett, ganze Sonntage hindurch las sie Romane. Das Gesellschaftsleben machte sie nicht glücklich, sie hatte keine gesellschaftlichen Talente, auch empfand sie die Leere eines solchen Lebens. Ihrem Bruder Gustav schrieb sie um diese Zeit: „Laß uns nachsichtig sein gegen andere Menschen, wir kennen ihre Kräfte nicht; aber wir beide wollen von einander nur Großes fordern; viel ward uns gegeben, so müssen wir auch viel leisten. Das Höchste sei unser Ziel! Laß uns nur das Kleinste nicht verachten und alles, was wir tun, mit ungeteilten Kräften tun!“

19 Jahre alt, gründete sie mit 6 Kindern befreundeter Familien ihre erste kleine Schule und fand im Unterrichten ihren eigentlichen Beruf, der bis zuletzt ihre Lieblingstätigkeit gewesen ist. Allen Unterricht erteilte sie selbst und führte den Kursus vom 6. Jahre bis zur Konfirmation, dann wieder einen neuen beginnend. Sie mußte sich ihren Lehrplan selbst entwerfen, bereitete sich sorgfältig vor, und es wurde ihr bald der Vorwurf gemacht, daß sie sich für nichts lebhaft interessiere außer ihrer Schule. Sie hatte ausgesprochene Begabung zum Lehren und Erziehen; sie wirkte weniger durch äußere Autorität und Strenge, als indem sie im besten Sinne mit den Kindern ein Kind war. Im Mittelpunkt ihres Unterrichts stand, als sie erst den lebendigen Glauben errungen hatte, der Religionsunterricht.

Charakteristisch für sie war ihre Uneigennützigkeit. Nie hat sie für ihren Unterricht irgend eine Bezahlung angenommen. Persönlich sehr anspruchslos, verwendete sie den Überschuß ihrer bescheidenen Zinsen am liebsten für die Armen. Rechte Freude machte man ihr nur, wenn man ihr für diese etwas schenkte.

Durch die Arbeit an den Kindern hat sie sich selbst erzogen. Mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe beurteilte sie sich selbst, sie verachtete Schein und Lüge. Man kann wohl sagen, daß sie aus der Wahrheit war. Dabei ward ihr schon früh die Liebe zum Leitmotiv ihres Lebens. Sie war nicht eigentlich ein Grundzug ihres natürlichen Wesens. Ihr scharfer Verstand, ihre Willenskraft, ihre schulmeisterlichen Neigungen gaben ihr etwas Herbes. Sie wußte das auch, strebte aber danach, anders zu werden: „ich bin noch nichts, aber ich werde.“ Und sie wurde etwas Großes, eine Führerin, Bahn brechend auf dem Gebiet der Liebestätigkeit, weniger durch ihre natürlichen Gaben und ihr ernstes Streben, als durch die Macht ihres Glaubens. Suchend nach der Wahrheit, in heißen inneren Kämpfen hat sie sich ihren Glauben errungen und damit die Kraft, ihre Aufgabe zu erfüllen.

Mit ihrem 18. Jahre hat sie sich mit dem Gedanken beschäftigt, wie das Leben junger Mädchen auszufüllen sei. Sie war überzeugt, daß die Ehe nicht ihr einziger Beruf sein könne, daß es auch für die so verschrienen alten Jungfern eine Aufgabe geben müsse. Sie hat später gesagt, daß, wenn sie einmal ihre Lebensgeschichte schreiben würde, sie dies tun würde unter dem Titel: „Memoiren einer glücklichen alten Jungfer“, um zu beweisen, daß es auch außer der Ehe ein Glück gäbe. Im „Vermächtnis an meine jungen Freundinnen“ hat sie ihre Ansichten darüber ausgesprochen.

Angeregt durch ein kleines französisches Buch über die barmherzigen Schwesternschaften der katholischen Kirche beschloß sie 1823, in der protestantischen Kirche eine solche Schwesternschaft zu gründen. 1824 verfaßte sie eine Regel dafür in 69 Artikeln, besprach sie mit ihren Freunden und wartete nun „auf den rechten Zeitpunkt zur Ausführung.“ — Als im Jahre 1831 in Hamburg die Cholera ausbrach, stellte sie sich als Krankenpflegerin zur Verfügung —, ein Entschluß, der damals etwas durchaus Ungewöhnliches war. Die in den Krankenhäusern angestellten Wärterinnen waren untergeordnete, vielfach minderwertige Elemente; daß eine gebildete Frau diese Arbeit tun wollte, war unerhört. (Erst 5 Jahre später, 1836, hat Fliedner in Kaiserswerth sein Diakonissenwerk begonnen.) Sie wußte, daß ihr Vorhaben vielfach falsch beurteilt wurde, glaubte aber in diesem inneren Ruf den er-

warteten Wink von oben zu erkennen zur Gründung einer barmherzigen Schwesternschaft. So erließ sie am 10. September 1851 im Bergedorfer Boten jenen berühmten „Ausruf an christliche Seelen“, in dem sie ihre Mitschwestern zur Hilfe aufforderte. Aber keine antwortete, und so begann sie allein, am 15. Oktober, ihre Arbeit. Die beiden Hospitalärzte begegneten ihr mit großem Vorurteil, hielten sie für sentimental und glaubten, sie wolle nur erbauliche Gespräche führen. Aber bald erkannten sie ihren Irrtum, bewunderten ihre Hingebung, ihr umsichtiges Wesen. Mit Festigkeit und Takt leitete sie die ihr unterstellten Wärterinnen, sodaß man ihr bald die Oberaufsicht über das ganze Krankenhaus einschließlich der Männerseite übertrug. So tat sie tiefe Einblicke in Leben und Anschauungsweise der meist armen, oft verkommenen Kranken und suchte ihnen auch nach ihrer Genesung zu helfen. Sie stellte ihre ganze Persönlichkeit in den Dienst ihrer Aufgabe; möge sie unvergessen bleiben in der Geschichte der weiblichen Diakonie, als die erste, die den Beweis erbracht hat, daß das weibliche Geschlecht fähig ist, im Dienst der leidenden Menschheit seinen Platz auszufüllen!

Ihr Liebeserifer, ihr Organisationstalent trieben sie weiter. Sie arbeitete einen Plan aus zur Begründung eines weiblichen Vereins und begründete nach vieler Mühe am 23. Mai 1852 mit 12 Mitgliedern den „Weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege.“ Hier, im Dienst der Armen, entfalteten sich die reichen Gaben ihres Verstandes, Willens und Herzens, hierdurch ist sie eine Führerin ihres Geschlechts geworden auf dem Gebiet der christlichen Liebestätigkeit. Ihre Jahresberichte — 26 hat sie selbst verfaßt — zeigen ihre bedeutende Persönlichkeit, ihre Sachkenntnis und Urteilskraft, ihre barmherzige Liebe. Der Verein arbeitete denn auch sehr segensreich und kam zu hoher äußerer Blüte. Langsam, aber stetig gewann er an tätigen Mitgliedern, immer nahm die Zahl der bedachten Familien zu. Der Verein genoß bei Ärzten und Armenbehörden großes Vertrauen. 1859, beim Tod der Gründerin, gehörten ihm an 85 tätige Mitglieder, 256 regelmäßig besuchte Familien. Nach seinem Vorbilde, teils auch auf direkte Anregung der Gründerin, wurden ähnliche Vereine in vielen deutschen und außerdeutschen Städten gegründet.

Ein Überblick über ihr Schaffen zeigt Amalie Sieveking's gewaltige Arbeitskraft. Sie machte den ersten Besuch bei jeder sich neu bewerbenden Familie, besuchte von Zeit zu Zeit alle aufgenommenen Familien wieder. Jede Woche leitete sie eine Versammlung des Vereins, in der über die einzelnen Fälle berichtet wurde. Diese Berichte, oft über 100, waren am Tage vorher schriftlich einzureichen und wurden von ihr selbst durchgearbeitet zur Besprechung. Daneben hatte sie ihre Schularbeit mit den Vorbereitungen und Korrekturen. Außerdem verkehrte sie regelmäßig mit ihren früheren Schülerinnen; jeder Kursus erhielt für sich eine Bibelstunde verbunden mit geselligem Beisammensein. Jahre hindurch ist sie um  $\frac{1}{2}$  5 Uhr aufgestanden, um 11 Uhr zur Ruhe gegangen. Dabei fand sie immer Zeit für ihre Pflegemutter und für Verkehr mit befreundeten Familien, ihre einzige Erholung. In erstaunlicher Weise hat sie durch Selbsterziehung ihre angeborene Trägheit in das Gegenteil verwandelt.

So hatte sie wohl das Recht, ihre Mitschwestern aufzurufen zur persönlichen Tätigkeit für die leidende Menschheit. 1850 erließ sie den „Ausruf an die

christlichen Frauen und Jungfrauen Deutschlands.“ 1855 wendete sie sich im „Vermächtnis für meine jungen Freundinnen“ mit mütterlicher Ermahnung an die weibliche Jugend. Wichern sagt in seinem Nachrufe: „Sie war eine apostolische Frau.“

Auf dem Gebiet der Frauenbewegung war sie ihrer Zeit weit voraus, sie würde heute ohne Frage in der ersten Reihe der Kämpferinnen für eine christliche Frauenbewegung stehen, die die heilige Verpflichtung der Frau zur Mitarbeit in dem Kampf des Lichtes gegen die Finsternis anerkennt und zur Tat zu machen sucht. So verdient sie wohl, neben Wichern und Gledner gestellt zu werden und fortzuleben im Gedächtnis der Nachwelt, eine feine, starke Persönlichkeit, eine ernste Christin, eine echte Frau.

Katharina Weigel.

### Fanny Lewald. 1811–1889.

Mitte des 19. Jahrhunderts ward die Frauenbewegung im doppelten Sinne ihrer geistigen Bedeutung und als wirtschaftliches Problem Gegenstand literarischer Erörterungen, und vor allem ist es Fanny Lewald, der wir in dieser Zeit einflussreiche Pionierarbeit zu danken haben. Sie weckt nicht durch ein großes Neues, durch einen großen Enthusiasmus hohe Begeisterung und leidenschaftlichen Widerspruch. Sie ist gelassen, klug, maßvoll, verständig, wenn auch bestimmt, lebhaft und eindringlich in ihren Forderungen. Sie entrollt nicht Reformpläne im großen Stil, sondern weist in ihren Vorschlägen auf das Nächstliegende, das ohne Aufsehen durchgeführt werden kann. So kommt es, daß sie überall viel Anerkennung fand und wenig unter Anfeindungen zu leiden hatte.

Fanny Lewald wurde 1811 in Königsberg als älteste Tochter des Bankiers Markus geboren. Obwohl Jüdin hatte sie in ihrem Äußern kaum etwas vom jüdischen Typus. Mit 17 Jahren trat sie auf Befehl ihres Vaters zum Christentum über — und einige Jahre später nahm die Familie den Namen Lewald an, um sich ganz vom Judentum loszulösen.

In ihrer 2bändigen Lebensgeschichte schildert sie anschaulich und ausführlich das Leben in ihrem Elternhause und alle Einflüsse und Entbehrungen, die für ihre Entwicklung von Bedeutung waren. Sie war die älteste von acht Geschwistern, und in dem lebendigen Familienleben entwickelte sich ihr starker Familiensinn. Ihre Charakterbildung hat sie in erster Linie ihrem Vater zu danken, einem sehr klugen, aber auch herrschgewohnten Mann, der ihr durch sehr ernste und feste Erziehung Selbständigkeit und Festigkeit einflößte. Sie erhielt einen sehr guten Unterricht, dank dem bildungseifrigen Streben der Juden der damaligen Zeit, sich durch Aneignung allgemeiner Kultur wahrhaft zu Deutschen zu machen. Sie las viel und kam schon in der Jugend mit einer ganzen Anzahl tüchtiger Menschen zusammen. Eine außerordentliche Erweiterung ihres Horizontes bedeutete ihr das damals seltene Glück einer Reise in ihrem 21. Lebensjahre, die sie über Berlin zum Rhein und vor allem nach Breslau zu Verwandten führte, bei denen sie sehr viel Anregung und Verständnis für ihre geistigen Bedürfnisse fand.

Bedeutende politische Ereignisse in ihrer Jugendzeit, besonders die Juli-revolution 1830, erweckten in ihr Teilnahme und Interesse an öffentlichen Dingen. Sie hatte ein starkes Freiheitsgefühl, war eine energische Demokratin und in späterem Alter eine gemäßigte Liberale. Schon von ihrem 5., 6. Jahre an hatte sie es empfunden, daß es ein Unglück sei, ein Jude zu sein. Tiefere greifend waren die Leiden, die ihr durch die übliche Auffassung des Lebensberufs eines Mädchens bereitet wurden. Sie hatte einen starken Wunsch zur Ausbildung ihrer Anlagen und bedauerte schon als Zehnjährige, kein Knabe zu sein und deshalb nicht studieren zu dürfen. Charakteristisch für sie ist die Wirkung Kantischer Lektüre auf sie in ihrem 16. Jahre. Sie weckte in ihr das Streben, so tüchtig zu werden in ihrem Kreise, wie Männer in dem ihren, und nicht ihren Schutz und ihre Galanterie, sondern ihre Achtung und Anerkennung zu gewinnen. Wie niederdrückend mußte für sie ihr zweckloses Dasein in ihrem Elternhause sein! Sie mußte endlos nähen und viel Klavier spielen, obwohl sie nicht musikalisch war. Es wurde ihr fast unerträglich, und doch gab es keinen Ausweg daraus als die Heirat. Eine Jugendliebe hatte auf Befehl des Vaters ein plötzliches Ende gefunden. Ihre starke Liebe zu ihrem Vetter Heinrich Simon in Breslau, Mitglied des Frankfurter Parlaments, der 1849 in die sogenannte Reichsregentschaft in Stuttgart gewählt wurde, ward nicht erwidert, und zu einer Heirat ohne Liebe konnte sie sich nicht entschließen. Da entdeckte sie in ihrem 30. Lebensjahre ihr schriftstellerisches Talent; endlich bot sich ihr eine Tätigkeit, die sie selbständig und unabhängig machte, wenn auch ihr Vater nur höchst ungern einwilligte. Als Schriftstellerin gewann sie großen Einfluß auf ihre Zeitgenossen; viele ihrer Romane haben sich Weltruf erworben.

Nicht nur ihre schriftstellerische Tätigkeit, auch ihr großer persönlicher Einfluß brachte ihre Ansichten zur Geltung. Nach einer größeren italienischen Reise löste sie sich endlich aus den engen Banden ihrer Familie und ließ sich 1848 dauernd in Berlin nieder. Dort heiratete sie in ihrem 44. Lebensjahre den Schriftsteller Adolf Stahr, mit dem sie sehr glücklich lebte. Die große Liebe, die sie mit ihm verband, entsprang nicht bloß der Leidenschaft, sondern vor allem der Erkenntnis, ihn für ihr geistiges Fortleben und ihre Fortentwicklung zu brauchen.

Von gemeinnützigen Werken, die ihrem Andenken Dank sichern, sei erwähnt, daß sie durch einen Artikel in der Nationalzeitung die Öffnung der Berliner Museen und Sammlungen an Sonntagen durchsetzte. Auch an der Begründung des ersten Berliner Asyls für Obdachlose war sie beteiligt.

Als sie 1889 in Dresden starb, hinterließ sie ein Manuskript, eine Art Tagebuch, sozusagen die Fortsetzung ihrer Lebensgeschichte, betitelt: „Gefühltes und Gedachtes.“ Die meisten Aufzeichnungen stammen aus den 13 Jahren nach dem Tode ihres Mannes. Sie geben einen anschaulichen Einblick in ihr reiches Geistesleben. Es finden sich darin Erörterungen über Religion, Christentum, Gottesglaube, Politik, die Ereignisse von 1866 und 1870, Nationalökonomie, Philosophie, Naturwissenschaft, Musik, Familienleben und vor allem auch über die Frauenfrage. Sie sind ein Zeugnis ihres unerschütterlichen Mutes, das Resultat klaren, scharfen, rücksichtslosen Denkens, ein Buch des Kampfes gegen Unsitte, Vorurteil, Halbheit. Der Herausgeber Ludwig Geiger empfiehlt das Buch allen denen, die lernen wollen, mit Kraft

und Gesundheit um sich zu blicken, wenn er auch nicht mit allem einverstanden ist, sondern z. B. bedauert, daß sie manches vermiffen läßt, was man echt weiblich zu nennen pflegt. „Sie scheut sich nicht, über Dinge zu reden, die wohlstandige Frauen zu beschweigen pflegen, vielleicht in der Meinung oder gar in der Hoffnung, sie dadurch aus der Welt zu schaffen. Sie sprach offen von Kinder-Überproduktion, von Prostitution und vertrat den Grundsatz, daß es widerrechtlich sei, daß die Gesetzgebung, ebenso wie die öffentliche Moral, die schuldige Frau bestrafe, während sie den Mann frei laufen lasse!“

Von besonderer Bedeutung für die Frauenbewegung sind 2 ihrer Werke:

„Osterbriefe für die Frau“ und „Für und wider die Frauen.“

Die „Osterbriefe für Frauen“, den deutschen Handwerker- und Arbeitervereinen gewidmet, sind 1863 erschienen. An den österlichen Auferstehungsge danken knüpft Fanny Lewald den der Höherentwicklung des Menschengeschlechtes, des deutschen Volkes, der deutschen Arbeiter. Aber sie klagt, daß die Frauen von der Förderung der geistigen und sittlichen Kräfte, die den Männern zu teil wird, ausgeschlossen werden. Im besonderen geht sie ein auf das schwere Schicksal der Dienstmädchen. Das Mädchen soll verstehen, was es nicht gelernt hat, wird herumgestoßen von einer Familie in die andere, entbehrt die fördernde Gemeinschaft, die ein Lehrling hat bei Geselle und Meister, ist angewiesen auf den wenig bildenden Umgang der andern Dienstmädchen im Hause, auf die Sonntagsvergnügen, die zu schweren sittlichen Gefahren werden. Fanny Lewald tadelt die Gedankenlosigkeit und Oberflächlichkeit der wohlhabenden Frauen, die diese Zustände dulden, weist sie auf ihre soziale Pflicht, zu erziehen und sich ihrer anzunehmen. Die gebildeten Frauen sollten ihre Bildung, Einsicht, Kenntnisse, den Dienstmädchen mitteilen, für nicht in ihrem Hause Lebende, Näherinnen, Arbeiterinnen, mit denen sie in Berührung kommen, eine Art Fortbildungsschule, eine Erholungsstunde einrichten. Aber nicht das Wissen allein tut den Mädchen not, sondern das Gefühl ihrer Bedeutung, ihrer menschlichen Berechtigung, der Gedanke der Zusammengehörigkeit der arbeitenden Frauen als eines achtbaren Standes der bürgerlichen Gesellschaft, die Idee der Standesehre. Sie fordert die Väter, Brüder künftigen Gatten der Mädchen auf, mit an ihrer Erhebung zu arbeiten, verlangt besonders von den Vätern, daß sie ihre Töchter so wie ihre Söhne zu ihrer Ausbildung einer Lehrerschaft anvertrauen.

Am Schluß der Osterbriefe stellt sie fest, daß von der Gleichberechtigung der Frauen und Mädchen wohl viel gesprochen würde, daß Männer und Frauen aber nur vor dem Strafgesetze gleich seien. Größer als diese Ungerechtigkeit aber sei die der ungleichen Stellung der Frauen der Gebildeten und der Armen. Sie sagt: „So sehen Männer eine Liebelei ihrer Töchter und Schwestern als Schimpf und Schande an, die mit unerschütterlichem Gleichmut von der Verführung eines Dienstmädchens hören. Die Frauen der gebildeten Stände haben vergessen, daß es künftige Frauen und Mütter sind, denen wir versäumt haben, ein Bewußtsein ihrer Würde und Erniedrigung beizubringen.“

In den 14 Briefen „Für und wider die Frau“, 1870 erschienen, führt sie aus, daß sie als eine der ersten auf die Emanzipation der Frauen zur Arbeit hingewiesen habe und zwar zuerst aus sittlichen Gründen. Frauen sind so



zu erziehen und zu unterrichten, daß sie sich selbst ausreichend ernähren können, damit sie sich nicht um den Preis einer lebenslänglichen Versorgung verkaufen müssen. Alles, was man gegen die Selbständigkeit der Frauen vorzubringen weiß, läuft auf Unwahrheit und Selbstbetrug hinaus. Daß sie sich ernähren dürfen, wenn die Not es verlangt, wird nie bestritten, aber die Art, wie sie es möchten. Es geschieht ihnen große Ungerechtigkeit durch Beschränkung des freien Gebrauchs der angeborenen Fähigkeiten zu eigener Förderung. Fanny Lewald sieht in Gewerbeschulen die ersten unerläßlichen Anfänge für die Aufgaben, die Mädchen über die bisherigen Lebensbedingungen zu erheben. Die damals in Hamburg bestehende Schule von Frau Wüstenfeld scheint ihr praktisch. Sie weist darauf hin, daß in der Lösung aller sozialen Aufgaben das praktisch ausgeführte Beispiel immer mehr tut, als die gründlichst entwickelte Theorie. Entschlossen sich in verschiedenen großen Städten eine Anzahl gebildeter und gesitteter Mädchen aus guten Familien, wie ihre Brüder in Kontoren, Magazinen, Gewerben zu arbeiten, machten sie gute Ersparnisse, so wären alle Erklärungen über die Berechtigung der Frauen zur Arbeit im Gewerbe überflüssig. Sie widerlegt die Einwendungen, die gegen die Erwerbstätigkeit der Frauen gemacht werden. Dem Kastengeist der gebildeten Kreise zu begegnen, fordert sie, daß junge Mädchen, die sich zum Betrieb eines bürgerlichen Gewerbes entschließen, nicht aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden. Von der Emanzipation der Frauen zur Arbeit verspricht sie sich eine veredelnde Neugestaltung der gesellschaftlichen Zustände. Damit das Werk der Emanzipation auf solider Grundlage aufgerichtet werde, verlangt sie Realschulen und Gymnasien für Frauen. Sie macht in dem 8. der Briefe Propaganda für Asyl für obdachlose Frauen und für Volksküchen und kommt auf Grund ihrer Erfahrungen auf die Idee des Einküchenhauses. Im 9. Briefe gibt sie eine Geschichte der Frauenemanzipation; sie befürwortet darin die Zulassung der Frauen zum medizinischen Studium und Teilnahme der Frauen an der Gesetzgebung.

Der Inhalt der beiden frauenrechtlerischen Werke Fanny Lewalds läßt sich in folgende Sätze zusammenfassen: Sie schildert die Vorurteile, die sich dem Gedanken, die Mädchen erwerbsfähig zu machen, entgegensetzen.

Sie zeigt, wie zeitgemäß eine Berufsbildung für die Mädchen sein würde.

Sie macht für ihr Geschlecht die geistige Ebenbürtigkeit mit dem Manne, das Recht freier Entfaltung aller Anlagen geltend.

Sie weist die Frau nachdrücklich auf ihre soziale Pflicht.

Durch diese Schriften Fanny Lewalds, sowie durch die gleichzeitig erschienene Übersetzung von Stuart Mills „Hörigkeit der Frau“ von Jenny Hirsch wurde plötzlich die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die Frauenfrage gelenkt, und eine heftige Polemik begann. In diesen Kämpfen bildete sich zuerst die Theorie der Frauenbewegung aus. Ihre Begründerinnen hatten sie als eine sittliche und wirtschaftliche Frage und als ein Kulturproblem aufgefaßt, nun wurde auch die psychologisch-physiologische Seite berührt. Aus der Natur des Weibes heraus wollte man die Forderungen der Frauen beweisen und ablehnen, und es entspann sich der langwierige Kampf um das Prinzip, der auch heute noch nicht zu Ende geführt ist. Johanna Echte.

## Hedwig Dohm. 1833—1919.

Ein schlichtes Gärtnerhäuschen inmitten eines großen Wiesengartens in Berlin wird 1833 das Geburtshaus Hedwig Schlehs. Sie ist das erste Kind ihrer Eltern und wächst mit ihren 17 Geschwistern in freundlicher, ländlicher Umgebung auf. Doch Hedwig fühlt sich unglücklich und fremd in ihrer derb veranlagten Familie. Der Vater — ein Tabakfabrikant — und die Mutter verstehen ihr schüchternes und empfindsames Kind nicht. Vor allem wird die Mutter ihrer Tochter Hedwig nie gerecht. Wohl ist sie nach damaliger Zeit das Muster einer guten Mutter und tüchtigen Hausfrau, die „morgens in Nachtjacke und fliegenden Haubenbändern im Hause regierte und des Nachmittags in seidenen Kleidern mit einer Fülle von Ringelöckchen über den Ohren Besuche empfing.“ Ihr fällt nicht auf, daß sie von ihrem Töchterchen nie „Mutter“ angedredet wird. So beachtet sie natürlich auch nicht, als die kleine Hedwig, die sich so nach inniger Mutterliebe sehnt, endlich einmal auf Antreiben der Kinderfrau, „meine liebe Mutter“ sagt. Dem feinfühlenden Kinde aber wird diese Gedankenlosigkeit zur bitteren Enttäuschung. Einen unvergesslichen Schmerz fügt die Mutter ihrem Kinde auch noch zu, als sie ihr eines Tages ein Stückchen rotes Glas rauh aus der kleinen Hand schlägt. Wie oft hatte nicht die kleine Hedwig hindurchgesehen! Dann war alles verwandelt. Durchs Zauberglas leuchteten die Dinge in glühenden Farben.

Dieses kleine Mädchen gilt daheim als dumm, doch die Schule bringt ihr das rettende Bewußtsein, zu den begabten Schülerinnen zu zählen. Zwar erzählt sie oft, wie dürftig der Wissensstoff der damaligen Mädchenschule gewesen sei und wie ungenügend die Lehrkräfte. Die Anlagen des jungen Mädchens sind voll von Kontrasten. „Die Ängstliche beschäftigt sich im Geiste mit den kühnsten Heldentaten, schamhaft und zurückhaltend in ihrem Wesen ist Hedwig seelisch eine leidenschaftliche Schwärmerin, der nüchternen Häßlichkeit des wirklichen Lebens setzt sie ein reiches Phantasieleben in den glühendsten Farben der Dichtung entgegen.“ Ihre Leidenschaft, heimlich und ungeleitet alles zu lesen, was sie austreiben kann, erweckt in ihr den glühenden Wunsch und den festen Entschluß, Dichterin zu werden.

Der Sturmwind der 4ser Jahre ergreift sie und macht aus dem noch fünfzehnjährigen Kinde ein junges Weib. Sie erlebt die zermürbende Begeisterung der Märztage, berauscht sich an Herweghs Freiheitsgedichten und weiß sich mit mancher List der häuslichen Aufsicht zu entziehen, um den Reden in demokratischen Vereinen zu lauschen. Doch zu bald untersagt ihr die mütterliche Autorität diese Besuche. Schule, Vereine und Freundschaften werden ihr unterbunden. An Stelle der richtigen Anleitung zu weiterer geistiger Ausbildung wird ihr häusliche Arbeit aufgezwängt. „festgeschmiedet“ wird sie an die Handarbeit, obgleich sie weder Lust noch Geschick dazu hat, aber „das große, faule Mädchen sollte doch nützlich beschäftigt werden, und immer, während ich sticte, war ein Warten in mir, ein banges, sehndes Warten auf etwas Außerordentliches. Zeit Lebens in der Friedrichstraße am Hallschen Tor, immer sticend, sticend ohne Ende, das konnte doch nicht so weiter gehen. Etwas mußte doch kommen. Wenn es klingelte, horchte ich auf, ich wartete gespannt, wer oder was kommen würde, vielleicht ein Brief oder ein Mensch, ein Wildfremdes, der mich auf der Straße gesehen und der mich

nun vom Fleck weg heiraten wollte.“ An dieser Unterdrückung ihres Arbeits- und Wissenstriebes erstarrt in Hedwig Schleh die Überzeugung vom krassen Unrecht vorenthaltener Bildung. Nach mehrjähriger Handarbeitsquälerei erhält sie die Erlaubnis, das Lehrerinnenseminar zu besuchen. Aber auch hier ist sie wieder enttäuscht. Das monotone Auswendiglernen kann ihrer anregungsbedürftigen Natur keine Befriedigung gewähren.

Noch lange vor Beendigung ihrer Seminarzeit verheiratet sie sich mit Ernst Dohm, dem geistvollen und witzigen Redakteur des Kladderadatsch. Aus der Enge einer spießbürgerlichen Familie kommt sie mitten in die geistigen und politischen Kämpfe der liberalen Berliner Kreise, kommt in Berührung mit den hervorragendsten Persönlichkeiten ihrer Zeit. Sie wird die Hausfrau eines Heimes, das der Sammelpunkt auserlesener Menschen ist. Diese Wandlung mag sich nicht ohne Irrtümer und Schwierigkeiten vollzogen haben. Hedwig ist ein junges, unerfahrenes Ding mit einer unwirklichen, durch ein reges Phantasieleben und reichlich viel Romanlektüre gesteigerten schwärmerischen Auffassung von der Liebe. Die Realität der Ehe gestaltet sich aber anders; denn ihr Gatte soll leichtsinnig gewesen sein und ihr die Treue nicht gehalten haben. Ohne die erforderliche Schulung, ohne die Kenntnis eines höher kultivierten Hauses sieht sie sich plötzlich vor die Aufgabe gestellt, Gesellschaftsdame zu sein. An Enttäuschungen, Fehlern und Mißgriffen mangelt es nicht.

Aber trotz aller Schwierigkeiten ist jetzt die Bahn zu Hedwig Dohms geistiger Entwicklung frei. Literatur und Politiker, Künstler und bedeutende Frauen regen ihren Geist an. Casalle und Humboldt, Fanny Lewald und Varnhagen, Hans von Bülow, Begas, Pietsch, Scherenberg, sie alle gehören zum Freundeskreise des Ehepaars Dohm, zu den Verehrern der anmutigen und geistreichen Hausfrau. Da sie selbst freudlos und liebesarm in ihrer Jugend gewesen, ist sie ihren fünf Kindern, von denen ihr einziger Sohn jung stirbt, eine ebenso zärtliche wie hingebende Mutter. Sie ist eine schüchterne, feine Frau, die sich — nach ihrem eigenen Geständnis — eigentlich zeit lebens davor ängstigt, ihr Dienstmädchen zurechtzuweisen, der nichts peinlicher ist, als jemandem auch nur eine unfreundliche Antwort zu geben.

Eine andere wird sie als Schriftstellerin. Als Frau nun kann sie ungehindert ihren literarischen und künstlerischen Neigungen leben. Unermüdlich saugt sie allen Wissensstoff ein, um die Lücken in ihrer Bildung auszufüllen. Eine polemische Schrift macht sie zuerst als Schriftstellerin bekannt. Und das ist bezeichnend für ihre schriftstellerische Tätigkeit, denn die Polemik gerade ist und bleibt allzeit ihre besondere Stärke. Wenn es gilt, mit der Feder für ihre Überzeugung einzutreten oder Unrecht zu widerlegen, da greift sie furchtlos die gelehrtesten Autoritäten an.

1875 erscheint ihre erste Schrift „Der Jesuitismus im Hausstande.“ Sie wirft den bürgerlichen Hausfrauen vor, daß ihre Tätigkeit erheuchelt sei. Sie sollten denken lernen, ihren Geist bilden, sich Berufe schaffen, sich einen Schatz von Kenntnissen und Bildung erwerben; denn nur so können sie die wirklichen Kameradinnen des Mannes, die Leiterinnen der Erziehung ihrer Kinder, die weitblickenden Disponentinnen für den Haushalt werden. Sturm läuft sie gegen das alte Frauenideal mit dem „überlegenen mütterlichen Instinkt“, der es nicht verhindern kann, daß zahllose Kinder an schlecht ausgeübter

förperlicher Pflege zugrunde gehen, daß die Mütter keine Ahnung haben von den Seelen ihrer Kinder. Fernerhin protestiert diese Schrift gegen das Gesetz, wonach nur der Vater über Erziehung und Berufswahl der Kinder bestimmt, über ihre Religion, über die Eheschließung der Minderjährigen.

Begeistert ist Hedwig Dohm von Ellen Keys Buch „Das Jahrhundert des Kindes“, denn auch sie setzt sich wiederholt mit den Anschauungen über rechte Mütterlichkeit auseinander und fordert, daß wirkliche Mütterlichkeit nicht beschränkt bleiben darf auf die eigenen Kinder und daß die Mutterschaft nur gewinnen kann, wenn der instinktive Naturtrieb ergänzt wird durch Aufklärung, Willensstärke und das bewußte Schaffen und Wirken an dem Kinde.

Als erste in Deutschland fordert Hedwig Dohm das politische Stimmrecht der Frau. Sie sieht darin den Anfang allen wahren Fortschrittes auf dem Gebiete der Frauenfrage. Mutig kämpft sie mit der Feder für diese Forderung. Sie wird heftig angegriffen, doch mit feiner Satire versteht sie der Männer Argumente zu widerlegen.

In „Der Frauen Natur und Recht“ 1876 sammelt sie die Widersprüche im Urteil über die Frau und bringt eine reiche Blütenlese zusammen. Scharfsinnig weist sie nach, daß die unglücklichen Frauen Produkte sind der ihnen zugewiesenen sozialen Stellung, der Inhaltslosigkeit, auf die man ihr Leben zugeschnitten hat. Mit glänzender Beredsamkeit ruft sie in dieser Schrift die Frauen auf, ihr politisches Recht zu fordern als den Schlüssel zu all den Rechten und Freiheiten, von denen sie heute noch ausgeschlossen seien. Sie tritt ein für die bedingungslose Gleichstellung von Mann und Frau auf allen Gebieten; denn nur so fände die Frau die unbegrenzte Möglichkeit, ihre individuelle Daseinsart selbst zu bestimmen.

Groß ist die Schar ihrer Gegner. Professor Bischoff versucht nachzuweisen, daß das Weib untauglich sei zum Studium der Medizin, und Nathusius führt in seiner Schrift „Was die Pastoren von den Frauen denken“ aus, daß die Frau durch den Bau ihres Schädels und Gehirnes weder den körperlichen noch den geistigen Anforderungen des Studiums gewachsen sei. Zudem sei die berufliche Tätigkeit der Frau eine Beleidigung der Natur, ja eine Sünde wider die Natur und der Ruin aller weiblichen Eigenschaften. Da stürmt die Kämpferin los in ihrer Schrift „Die wissenschaftliche Emanzipation der Frau“ 1874: „Wohl besteht eine seelische Verschiedenheit zwischen Mann und Frau, nicht aber eine geistige Minderheit beim weiblichen Geschlecht. Denn nur der Mann trägt Schuld an der Unwissenheit der Frau. Er war und ist ja auch stets bemüht, die Arbeitsteilung so vorzunehmen, daß die geistige und einträgliche Arbeit den Männern, die mechanische und schlecht bezahlte den Frauen zugewiesen wird. Doch die Frau kann körperlich leistungsfähiger werden durch sorgfältige Pflege und Stählung ihres Körpers im Kindes- und Jugendalter. Bei gründlicher Vorbildung soll die Frau studieren, weil sie studieren will, weil die uneingeschränkte Wahl des Berufes ein Hauptfaktor der individuellen Freiheit, des individuellen Glückes ist.“

Noch als Greisin antwortet Hedwig Dohm Möbius auf seinen „Physiologischen Schwachsinne des Weibes.“

Häufig greift diese warmherzige Schriftstellerin die doppelte Moral an, die weder naturgewollt, noch gottgewollt, sondern manngewollt sei. Aber nicht

etwa, daß sie die Fragen des Liebeslebens als bedeutungslos ansieht, im Gegenteil, Liebe und Mütterlichkeit schätzt sie sehr hoch ein. Sie fühlt und weiß nur, daß letzten Endes die Befreiung der Frau als Geschlechtswesen auf dem Wege ihrer geistigen, wirtschaftlichen und politischen Befreiung zu erreichen ist. Das wirksamste Mittel zur Bekämpfung der doppelten Moral sieht sie in der Frühehe. Wohl müßte dann die Frau aus wirtschaftlichen Gründen ihrem Berufe weiterhin nachgehen. In ihrem Buche, „die Mütter“ 1903 untersucht sie eingehend die Frage, ob Mutterschaft und Hausfrauentum vereinbar sind mit Berufstätigkeit.

Die Probleme, die Hedwig Dohm in ihren Streitschriften behandelt, rollt sie wieder auf in einer Anzahl von Aufsätzen, die zwischen 1897 und 1902 erschienen und später zu dem Bande „Die Antifemisten“ vereinigt wurden. Sie gären auch in ihren Romanen.

In fast allen Erzählungen wird das Problem der Ehe als Dissonanz behandelt. Entweder werden die Frauen zerrieben und zerbrochen oder in ein inhaltsloses Gesellschaftsleben hineingetrieben.

„Sibilla Dalmar“ 1897 ist die Geschichte einer suchenden Seele. In seinem zweiten Teile ist ihr der nächste Roman verwandt „Schicksale einer Seele“ 1899. Der erste Teil dieses Buches gibt wertvolle Einblicke in Hedwig Dohms Werdegang bis zu ihrer Verheiratung. „Seht, so ist das Weib, so voll Sinnlosigkeit, Ungerechtigkeit und Leid ist ihr Los.“ Von Menschen und ihren kämpfenden Seelen erzählt auch in fesselnder Weise der Roman „Christa Ruland“ 1902. Erfülltes und Erlebtes gestaltet die Schriftstellerin in „Plein air“ 1891, in „Wie Frauen werden“ und „Werde, wie du bist.“ Diese Erzählung gehört mit seinen psychoanalytischen Beobachtungen zu dem Besten, was Hedwig Dohm geschrieben hat. Fröhlichere Seiten des Lebens malt sie in dem Novellenband „Sommerlieben“ und in der Novelle „Frau Tannhäuser.“

Aber auch die Probleme und Tragödien des Alterns haben Hedwig Dohm in den letzten Jahren ihres Lebens stark beschäftigt. In ihrer Novellensammlung „Schwanenlieder“ zeigt sie die ergreifenden Schicksale von Alternenden. Hedwig Dohm bewahrt sich ihre jugendliche Art und ringt sich durch zu der Ansicht, immer zu schaffen, sich nicht kampflos zu unterwerfen; denn „Schaffen ist Freude, und Freude ist Jugend.“

Sprühend und unmittelbar wirkt die 86jährige Greisin. Sie bewahrt sich ihr kühnes Temperament, das sich mit der Erfahrung eines langen Frauenlebens paart. Da sie keine Spur von Philisterhaftigkeit besitzt und innerlich ungebunden ist, voll raschen Verstandes und beweglichen Gefühles, hält sie Schritt mit ihren Enkelinnen und Urenkelinnen und ist oft jünger als ihre Töchter.

1919 schließt „Mimchen“, wie sie zärtlich im trauten Familienkreise genannt wird, ihre Augen für immer. Käthe Stieler.

## Pauline Brater. 1827—1907.\*

Wer war Pauline Brater?

Sie war keine Pionierin der Frauenbewegung, keine durch besondere Intelligenz oder ganz außergewöhnliche Herzengaben ausgezeichnete Vertreterin

\*) „Frau Pauline Brater, Lebensbild einer deutschen Frau“, von Agnes Sapper. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. München 1920.

ihres Geschlechts, sie wirkte nie in der Öffentlichkeit, — sie war nicht mehr und nicht weniger als eine deutsche Frau, Gattin und Hausmutter. Sie war ein Mensch, der neben vielem Guten auch seine Mängel hatte, der aber durch seine Eigenart einen tiefen Eindruck bei jedem hinterließ, und der andern vieles geben konnte: Klarheit in schwierigen Lebensfragen, Erleichterung in bedrückter Stimmung, Aufrüttelung der Energielosigkeit, Wahrheit im Scheinwesen, Hinweisung zum Göttlichen.

Sie ward 1827 als Tochter des Mathematikprofessors Pfaff in Erlangen geboren. Ihre Eltern waren beide in gleicher Weise durch Herzensgüte, Humor und Anspruchslosigkeit ausgezeichnet; sie setzten beide im Streben nach dem Wesen der Dinge oft den äußeren Schein und Ordnung und Schönheit hintenan. Im fröhlichen Kreise von 4 Brüdern und 3 Schwestern wuchs sie heran, in der Schule nicht besonders eifrig strebend, umsomehr von dem geistig angeregten Leben daheim in sich aufnehmend, wo viel Interesse für Naturwissenschaften, besonders Astronomie und Literatur, an den Tag gelegt und harmlose Geselligkeit gepflegt wurde. Sie entwickelte sich zu einem schlichten Mädchen mit Sinn für fröhliches Behagen und mit der Anschauung, daß Geld nicht die Welt regiert. Frei von Hochmut und Empfindlichkeit, flink, fleißig und praktisch im Haushalte, gesund, munter und angenehm in der Erscheinung — so gewann sie sich Herz und Hand des den Brüdern befreundeten Karl Brater. Er war ein tüchtiger Jurist mit scharfem Verstand und von verschlossenem Wesen. In die politische Bewegung der 40er Jahre warf er sich „mit jugendlichem Feuer und dem heißen Drang des deutschen Patrioten und trat mit Erfolg als Redner bei den Wahlversammlungen auf. In Verbindung mit den Brüdern Friedrich und Theodor Rohmer entwickelte er eine lebhaft publizistische Tätigkeit in bayerischen Zeitungen, und seine Artikel erregten durch maßvolle Haltung bei aller kritischen Schärfe, sowie durch ihren glänzenden Stil allgemeines Aufsehen.“

Er ward als Bürgermeister nach Nördlingen berufen und begründete dort 1850 seinen Hausstand mit Pauline Pfaff. Sein strenges, auf genaue Ordnung und treue Pflichterfüllung gerichtetes Wesen und ihre lebhaft Natur, ihre temperamentvolle, unmittelbare Art fanden sich nicht ohne Reibung ineinander — aber ein richtiger Takt bewahrte die junge Frau davor, in ihre kleinen Ehekonflikte dritte Personen einsehen zu lassen. Sie lernte sich fügen, und er ließ ihre Art gelten, so wie sie war — so wuchs sie ihm zu einer verständnisvollen Bundesgenossin heran. Sie nahm lebhaften Anteil an seinen nationalen und politischen Interessen, begeisterte sich für sein unerbittliches Rechts- und Wahrheitsgefühl, ließ sich für religiöse und philosophische Fragen von ihm erwecken und trug tapfer alle Enttäuschungen mit ihm. Diese ließen nicht lange auf sich warten: Durch Konflikte mit der reaktionären Regierung seines Kreises sah sich Brater bald veranlaßt, sein Amt niederzulegen. Nun beherrschte die Sorge um den Unterhalt, der durch freie politische und volkswirtschaftliche Tätigkeit, durch Herausgabe einer Zeitung, „Blätter für akademische Praxis“, nur mühsam zu gewinnen war, die nächsten Jahre. Dazu wurden dem jungen Paare zwei Töchter geboren. Aber Frau Brater verstand es, sich mit der ihr eigenen Schmiegsamkeit ohne Bitterkeit und Klagen den veränderten Verhältnissen anzupassen. Das Sparen empfand sie nicht als lästige Pflicht, sondern sie sah darin eine Kunstfertigkeit, die aus-

zuüben ihr Vergnügen machte. Und als sie es später nicht mehr so dringend nötig hatte, übte sie es doch durchgehend weiter; die Sparsamkeit ermöglichte ihr das Geben an Bedürftige, und mancher Außenstehende, dem ihre Freigebigkeit zu gute kam, konnte nicht verstehen, wie diese Frau, die so ausgesucht sparsam war in ihrer Lebenshaltung, so viel zu verschenken an andere übrig hatte. Dabei ging sie aber nie, auch nicht, als die Kinder klein und ihre wirtschaftlichen Verhältnisse sehr eingeschränkt waren, in häuslichen Sorgen auf; mit einer gewissen Großzügigkeit, die ein mütterliches Erbteil war, machte sie sich nie unnötige Arbeit, so daß manche pedantische, enggeistige Hausfrau sicher nicht mit ihr einverstanden gewesen wäre; es war ihr Ideal, nicht nur Geld, sondern auch Zeit und Kraft zu sparen, um sie für wertvolle Dinge zur Verfügung zu haben. An ihres Mannes Arbeit nahm sie mit lebhaftem Interesse Anteil; wenn seine wiederholten Versuche, eine staatliche Anstellung zu erlangen, von reaktionär eingestellten Behörden abgeschlagen wurden, äußerte sie in sehr kräftiger Weise ihre Empörung und suchte ihn durch doppelte Liebe und Fürsorglichkeit zu trösten. Ihre zwei Töchter erzog sie in Einfachheit und Anspruchslosigkeit; an Wartung und Pflege gab sie ihnen nur das Nötigste, dem Grundsatz folgend, daß Kinder sich nicht so wichtig genommen fühlen dürfen und bescheiden bleiben müssen. Wenn ihre Sorglosigkeit in diesem Punkte zu weit ging, fügte sie sich dem vernünftigen Einspruch ihres Mannes. Die Kinder wurden nicht aus Not, sondern aus Grundsatz knapp gehalten mit Speisen, Kleidung, Geschenken und Vergnügen. Die Kleidung verstand sie geschickt selbst auszubessern; für die Wahl der Kleidungsstücke war ihre Zweckmäßigkeit der entscheidende Gesichtspunkt; ob sie schön waren und künstlerischem Geschmack entsprachen, galt ihr als nebensächlich. Zur Anerkennung der Kunst als eines Kulturfaktors ist sie auch in ihrem späteren Leben nicht gekommen. — Trotz aller Sparsamkeit hörten ihre Kinder wenig über Geld reden; die Eltern wollten sie zu bescheidenem, dankbarem Wesen erziehen auch gegenüber Angestellten, deren Dienste mit Geld bezahlt werden. Auch mit Zärtlichkeiten wurden die Kinder nicht verwöhnt; nur in Zeiten der Krankheit erlebten sie seitens ihrer Mutter besondere Liebkosungen, die dann umso tieferen Eindruck machten und das seelische Band zwischen Mutter und Kindern umso inniger knüpften. Wenn die kindliche Phantasie zu lebhaft ward und sich in Erfindungen erging, nahmen die Eltern das mit dem richtigen Verständnis auf; sie wußten, daß dies keine „Lügen“ waren und daß in dem Geiste, der in ihrem Hause waltete, Unwahrhaftigkeit nicht groß wachsen würde. — Von religiöser Einstellung war in der äußeren Gestaltung des Familienlebens nicht viel zu spüren; aber ein kleines Abendgebet wurde von den Kindern stets im Beisein der Mutter gesprochen. Daran knüpfte diese manch mahnendes Wort, doch vermied sie es, die Kinder anzuregen, ihre äußern Anliegen dem lieben Gotte im Gebet vorzutragen; mit dem Gedanken an Gott wollte sie nur Geistiges in Verbindung bringen, die Stimme des Geistes wecken, das Streben, gut und wahr zu sein. Wenn sie selbst in jener Zeit innerlich weit entfernt von einem festen Glauben war, so fühlte sie doch den sittlichen Wert, den ein solcher verleiht, und konnte bei der Erziehung der Hilfe der Religion nicht entraten. Ihr Mann stand nicht auf kirchlichem Boden, aber noch viel weniger sympathisch waren ihm materialistische Anschauungen.

1851 hatte Karl Brater in München das Amt eines Berichterstatters der Landtagsitzungen für den „Nürnberger Korrespondent“ übernommen. Frau Brater folgte ihm mit dem Kinde trotz mancher Unbequemlichkeit; da aber Schwiegermutter und Schwägerin für ein halbes Jahr mit nach München kamen und sich mit Braters zu gemeinsamem Haushalt vereinigten, verlebte man einen angenehmen Winter in bester Übereinstimmung miteinander. Braters Arbeit war wenig befriedigend, körperlich und geistig oft in gleicher Weise ermüdend. Eine Advokatur, um die er sich bemühte, erhielt er aber nicht; Verdächtigungen, die aus seiner Tätigkeit zur Zeit der Reichsverfassungsfragen abgeleitet wurden, hatten zu der Ansicht geführt, daß seine Anstellung vom Könige nicht genehmigt werden würde, und diesen selbst darum anzugehen, vertrug sich nicht mit seiner persönlichen Würde. 1855 trug ihm Prof. Bluntschli in München die Redaktion eines Staatswörterbuches an, das er in 10 Bänden von 1856—60 erscheinen lassen wollte, und Braters siedelten nun endgültig nach München über. Hier entwickelte sich bald ein auch Pauline geistig anregender Verkehr mit politisch und philosophisch interessierten Männern. Braters Bedeutung drang in immer weitere Kreise, wenn auch die Regierung ihm keine Anerkennung zollte. Durch eine Flugschrift, die er nach einer Landtagsauflösung verfaßte, nahm man Veranlassung, ihn für die Abgeordnetenkammer aufzustellen, und der Wahlkreis Nürnberg wählte ihn fast einstimmig als Kandidat der konstitutionellen und der demokratischen Partei. Bis zu seinem Tode ist er dann Abgeordneter geblieben. Nun wagten auch Gleichgesinnte, sich öffentlich als seine Freunde zu bekennen. Eine Gruppe national gesinnter Männer fand sich in der Kammer zusammen, manch freundschaftliches Verhältnis spann sich dort an, das sich auch auf häuslichen Verkehr ausdehnte. Es bildete sich um Brater ein Kreis, der es unternahm, gegen den altbayerischen Fanatismus anzukämpfen und für den deutschen Bundesstaat unter Preußens Führung einzutreten. Brater besaß die Nüchternheit des Verstandes, die meistens zu klugem Egoismus führt, dabei aber doch auch einen enthusiastischen Patriotismus, wie er gewöhnlich nur in unklaren Köpfen wohnt. 1859 gründete er die „Süddeutsche Zeitung“; der Redaktionsbetrieb brachte viel Unruhe ins Haus und erweiterte auch die geselligen Beziehungen. Es fanden sich als politische Mitarbeiter u. a. ein der Dichter Leuthold, ferner Adolph Wilbrandt, der spätere Schriftsteller und Direktor des Wiener Burgtheaters; man traf sich mit diesem in dem Kreis, der sich um Paul Heyse gesammelt hatte. Frau Brater, die im allgemeinen große Geselligkeit mied, weil sie sich ihr gesundheitlich nicht gewachsen fühlte und weil auch ihr bescheidener Haushalt nicht darauf eingerichtet war, konnte sich derselben doch nicht ganz entziehen. Wenn sie Gäste bei sich sah, war sie dann verständig genug, die Bewirtung ihren Verhältnissen entsprechend einfach zu halten; sie schämte sich nicht ihrer bescheidenen Wohnungseinrichtung, sie stellte ihre zwei Töchter, nun große Schulmädchen, zur Bedienung an, sie kochte selbst, und war die Mahlzeit aufgetragen, so kam als beste Würze ihr guter Humor in die Unterhaltung. Sie war immer anregend in der Geselligkeit und führte doch nicht das große Wort. Langweilig zu sein erschien ihr als die größte Sünde; sie war der Ansicht, daß jeder gebildete Mensch verpflichtet ist, zur Unterhaltung



mit beizutragen. Dabei war ihr Klatschsucht in der Seele zuwider, und wo sie welche witterte, lenkte sie deutlich ab.

Nach etlichen Jahren begann das aufreibende Leben Braters seine Gesundheit zu untergraben. Ein quälender Husten wollte nicht weichen; die Ärzte vereinigten sich in dem Ausspruch, er müsse die Redaktion aufgeben, das rauhe Münchener Klima verlassen und in mildere Gegend ziehen. Ein unruhiges Wanderleben setzte nun ein; er mußte mehrfach in reiner Luft Erholung suchen. 1862 siedelte er mit seiner Familie nach Erlangen über. Vorübergehend war er in Nürnberg, wo sich unter seiner Mitwirkung die Gründung der „Fortschrittspartei in Bayern“ vollzog. Die Redaktion der „Süddeutschen Zeitung“ ward nach Frankfurt verlegt. Brater zog dahin; er wurde dort zum geschäftsführenden Mitglied des Zentralausschusses für die schleswig-holsteinschen Angelegenheiten ernannt. Nach einem Kuraufenthalt in Stuttgart begleitete ihn seine Familie für einen ganzen Winter nach der französischen Riviera — ohne irgendeine Besserung seiner Gesundheit beobachten zu können. Man kehrte nach München zurück, war vorübergehend in Erlangen und dann wieder in München. Zum Landtag begleitete Frau Brater stets mit ihren Töchtern den Gatten nach München. All die Beschwerden der häufigen Umzüge wurden von ihr mit gutem Humor ertragen; sie scherzte selbst über ihre Übung im Ein- und Auspacken und erregte oft die Bewunderung anderer durch ihr großes Geschick, mit einem Mindestmaß von Besitz auszukommen und Behagen zu schaffen. Sie machte es immer möglich, ihrem Gatten zur Seite zu sein, ihm mit leiblicher Fürsorge und kameradschaftlicher Anteilnahme eine Stütze zu bedeuten. Über die Hoffnungslosigkeit seines Leidens konnte sie bald nicht mehr im Zweifel sein, doch war mutloses Klagen nicht ihre Sache. Am 20. Oktober 1869 starb Karl Brater.

Als Witwe zog Pauline Brater zunächst in ihre Heimatstadt Erlangen und siedelte später nach Würzburg über. Ihren Töchtern hatte sie früher in München eine gute Ausbildung in der französischen Sprache zuteil werden lassen. Sie hatten sogar ein französisches Sprachexamen gemacht, das sie zum Unterrichten berechtigte — eine damals neue Einrichtung, die zu benutzen Pauline Brater sich nur einverstanden erklärt hatte, weil die Versorgung der Töchter ihrem Gatten eine Beruhigung bedeutete.

Beide Töchter verheirateten sich, und Pauline Brater freute sich ihres Glückes. Auch als Großmutter vertrat sie den Grundsatz, daß Kinder hübsch in Bescheidenheit zu erhalten seien, daß man sie nicht mit allzuviel Zärtlichkeit verwöhnen müsse, die aber in Krankheitszeiten besonders zum Ausdruck kommen dürfe. Für Kranke hatte sie herzliches Mitgefühl, da sie selbst sich körperlicher Leiden gegenüber nicht als Held fühlte, aber weiches Sichgehenlassen mochte sie nicht leiden, und Gemütskranke und hysterische hätten von ihr nicht viel Verständnis und Geduld erlebt — ihre selbstlose Güte kam da in Konflikt mit dem Bedürfnis, die Menschen nicht durch Guttaten zu verwöhnen, sondern das Gute in ihnen zu fördern und zu stärken. Ihr gesundes Gefühl ließ sie den Tod schwächerer und leidender Menschen nie sehr schmerzlich beklagen. Geduld zu üben ward ihr oft schwer, auch lagen ihr nicht besondere Schonung und Vorsicht im Umgange mit fremden Menschen, dazu war sie eine zu unmittelbare Persönlichkeit. Die Bezwingung zur Geduld war ihr zeitlebens eine Aufgabe der Selbsterziehung, und es war rührend

zu sehen, wie sie als alte Frau, durch Augenleiden zur Untätigkeit verurteilt, nach Geduld und Ergebung rang. Es war ihr sehr schmerzlich, durch Altersbeschwerden im Arbeiten gehindert zu sein; mit dem Augenblick, wo sie nichts mehr zu tun hatte, wo andere für sie sorgten und der Tag keine Arbeit mehr für sie brachte, schien ihr das Leben keinen Zweck mehr zu haben. Und keine Liebe und Fürsorge, keine Unterhaltung, kein Spiel, kein Vorlesen konnte ihr ersetzen, was man doch als ein so bescheidenes Glück betrachten möchte: die eigene Tätigkeit im selbständigen Haushalt. Im Alter öffnete sich ihr Gemüt immer mehr religiösen Anregungen; die Schriften von Johannes Müller bildeten ihr eine Quelle seelischer Labung. Die Summe ihrer Lebenserfahrungen verdichtete sich immer mehr zu festen, klaren Anschauungen darüber, was not tut im Leben, und ihre Entschiedenheit tat jedem wohl, der unsicher und schwankend zu ihr kam, sich Rat zu holen. Im mündlichen Verkehr ebenso wie in ihren Briefen berührte wohlthuend ihr gemütvoller Ernst neben fröhlichem Humor.

Es war ihr vergönnt, im Kreise liebevoller Kinder ein hohes Alter zu erreichen; im April 1907 brachte ein Schlaganfall ihrem Leben ein schmerzloses Ende.

### **Luisa Otto-Peters. 1819—1895.**

In Meissen a. Elbe wurde Luisa Otto am 26. März 1819 geboren. Als Tochter des Gerichtsdirektors Otto entstammte sie einer hochangesehenen Patrizierfamilie dieser kleinen Stadt und erhielt eine gute Erziehung und Schulbildung. Im Genuße einer glücklichen Kindheit, inmitten eines Familienlebens, in dem es keine Sorgen, aber auch keinen Luxus gab, entwickelte sie sich zur Jungfrau. Wohlhabenheit und Wohltun, Einfachheit und fröhlicher Lebensgenuß, Naturfreude und Geistespflege gingen bei ihrer Erziehung Hand in Hand. Alle Zeitereignisse wurden aufmerksam verfolgt, allen Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Dichtkunst und Musik wurde Interesse entgegengebracht. Da nahm das ungetrübte Glück ein plötzliches Ende: Vater und Mutter starben kurz nacheinander, und Luisa stand im Alter von 17 Jahren mit zwei Schwestern verwaist da. Ernste Frömmigkeit und inniges Versenken in die Natur spendeten dem stillen Mädchen Trost, vor allem auch die beglückende Gabe, ihr Fühlen und Denken in Gedichten ausströmen zu können. Sie sann aber auch über Menschenrechte nach, über die Bestimmung des Weibes und über sein Verhältnis zum Manne und zur Gesellschaft.

Ihre Schwestern verheirateten sich, und im Winter 1840 unternahm Luisa die erste Reise ihres Lebens, um die eine Schwester in ihrem neuen Heim in Oderan im Erzgebirge aufzusuchen. Zum ersten Male erblickte sie hohe Fabrikgebäude, zum ersten Male lernte sie die bittere Kälte des rauhen, erzgebirgischen Winters kennen. Vor Frost konnte sie in der Nacht nicht schlafen. Sie sah noch lange Licht in den Fenstern armer Klöpplerinnen, hörte, wie morgens vier Uhr die Leute aus dem Nachbarhause in die eisigkalte Winternacht hinauspolterten, um zu den oft stundenweit entfernten Fabriken zu wandern. In Oderan lernte sie aber auch den behaglichen Luxus, die heitere Geselligkeit der reichen Fabrikherren kennen und ward von der weltenschmerzlichen Frage ge-

foltert: Warum leben die einen in Wohlstand und Gesittung, die andern in Armut, Elend und Verwilderung? — 1842 gab sie einen sozialen Roman heraus „Ludwig der Kellner“. Die gleichgesinnte Jugend nahm ihn begeistert auf. Sie schrieb für verschiedene Zeitschriften Artikel über Zeitfragen, über Frauenrecht, über literarhistorische Themen u. a. Politische Unruhen führten dazu, daß sie sich immer mehr mit gleichgesinnten, für Freiheit des Volkes begeisterten Leuten zusammenschloß. Fast jedes Jahr erschien ein neues Buch von ihr; 1846 kam der vierbändige Roman heraus „Schloß und Fabrik“, welcher „wegen aufregenden Inhaltes“ sofort verboten wurde. Das mutige Mädchen ging selbst bis zum Kultusminister vor, um die Freigabe seines Buches zu erwirken, und nach Änderung einiger Stellen durfte es erscheinen. Er erregte außerordentliches Aufsehen. Zu gleicher Zeit erschienen ihre „Lieder eines deutschen Mädchens“, die einen Sturm der Begeisterung erweckten. Man feierte die Dichterin als die „Ceresche des Völkerfrühlings“. Wenn wir Heutigen diesen Gedichten auch einen besonderen literarischen Wert nicht zusprechen können, so sind sie doch bezeichnend für die Stimmung, die das Jahr 1848 in deutschen Frauen auslöste, und solche Worte: „Mein Herz kennt nur ein Sehnen, nur ein stetig Vorwärtsringen — Und dem Vaterland gehört es, und die Freiheit will ich singen —“ enthielten ihr ehrlichstes Bekenntnis. Ebenso wie die Verse von den „Klöpplerinnen“:

„Seht ihr sie sitzen am Klöppelkissen,  
seht ihr die Spitzen, die sie gewebt:  
Ihr Reichen, Großen, — hat das Gewissen  
euch nie in der innersten Seele gebebt?“

tiefstem Mitgefühl entsprangen, was hier zum ersten Male eine deutsche Frau aus bürgerlichen Kreisen für die Arbeiterinnen zum Ausdruck brachte.

Im März 1848 richtete Luise Otto an das neue liberale Ministerium Oberländer eine Adresse mit der Aufforderung, sich nicht nur der Arbeiter, sondern auch der Arbeiterinnen anzunehmen; sie schloß mit den Worten: „Glauben Sie nicht, meine Herren, daß Sie die Arbeit genügend organisieren können, wenn Sie nur die Arbeit der Männer und nicht auch die der Frauen mit organisieren — und wenn alle an sie zu denken vergeffen: ich werde es nicht vergeffen!“

Der Erfolg war über Erwarten großartig. Die Adresse wurde in allen deutschen Blättern abgedruckt und als eine politische Tat behandelt. Der Minister sprach seine volle Zustimmung aus und bat die Verfasserin um ihren Besuch. Die Arbeiterkommission und der Landtag beschäftigten sich mit der Eingabe. Die Arbeiter brachten ihr unbegrenztes Vertrauen entgegen; immer wieder wendete man sich nun an sie, wenn es galt, Versammlungen zu veranstalten oder Vereinsgründungen in die Wege zu leiten.

Während der Revolution 1848 stand Luise Otto mitten in der Bewegung, soweit dies einer Frau damals möglich war. Sie gab auch eine Frauenzeitung heraus, die mit dem Motto erschien: Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen. Bald setzte aber die Reaktion, die planmäßige Unterdrückung aller freiheitlichen Bestrebungen auf allen Gebieten ein, und auch Luise Otto hatte wegen ihrer politischen Betätigung und wegen ihrer Frauenzeitung schwer unter Polizeivillkür zu leiden.

Ihre politische Rolle war nun ausgespielt. Sie erkannte klar, ihr Geschlecht konnte nur langsam, nach Überwindung vieler Hemmungen in der gewiesenen Richtung vorwärtskommen. Vorläufig waren ihr die Äußerungen der Reaktion so außerordentlich niederdrückend, daß sie sich von der Gegenwart abwandte und sich mit der Geschichte der deutschen Vergangenheit beschäftigte. Sie schrieb geschichtliche Romane, die mit Vorliebe die Periode gewaltiger Geisteskämpfe um religiöse, politische oder soziale Freiheiten zum Gegenstand hatten — sie war auf den Ertrag ihrer Feder angewiesen, nachdem sie ihr ganzes Vermögen während und nach der revolutionären Erhebung zur heimlichen Unterstützung verfolgter Gesinnungsgenossen verbraucht hatte. In diesen Tagen trat die Liebe an sie heran.

Unter den politischen Gefangenen in der Festung Rastatt befand sich auch ein junger Schriftsteller August Peters. Er war an dem Aufstande beteiligt gewesen und harrte des Todesurteils, das an so vielen seiner Kameraden vollstreckt wurde. Kurz vor Ausbruch der Bewegung war er mit Luise in Briefwechsel getreten — angesichts des Todesurteils, das über ihm schwebte, machte er ihr schriftlich das Geständnis seiner Liebe, das auch erwidert wurde. Durch eine lange Krankheit, die länger dauerte als das Standrecht, wurde Peters vom Tode gerettet; man verurteilte ihn zu sechs Jahren Einzelhaft, die er in Bruchsal und dann im Zuchthause Waldheim i. Sa. zu verbüßen hatte. Sieben Jahre dauerte der seltsame Brautstand, währenddem der Bräutigam im Zuchthaus saß und die Braut allein ihre Strafe zog. Viermal im Jahre durfte sie den Geliebten sehen — in der Zuchthausjacke und mit geschorenem Haar; jahrelang konnten sie sich dabei nicht einmal die Hände reichen, denn zwei weit auseinanderstehende Gitter machten jede Berührung unmöglich; erst später wurde eins entfernt. 1858 endlich fand die Eheschließung im Dome zu Meissen statt. — Peters siedelte nach Leipzig über und gründete die demokratische „Mitteldeutsche Volkszeitung“, an welcher Luise das Feuilleton leitete. Er war ein erzgebirgischer Webersohn aus ganz armen Verhältnissen, der sich im Kampfe ums Dasein zu seiner geistigen Höhe emporgeschwungen hatte. Seine Ehe mit der fein erzogenen, hochgebildeten Tochter der vornehmeren Kreise war überaus glücklich, dauerte aber leider nur sechs Jahre; er starb an einem Herzleiden, das jedenfalls eine Folge der jahrelangen Kerkerhaft war.

Im Jahre 1865 legte dann Luise Otto-Peters den Grundstein zu dem Bau, der ihre Lebensarbeit abschloß: sie begründete mit Ottilie von Steyber, Alwine Winter, Henriette Goldschmidt, Auguste Schmidt u. a. den „Allgemeinen Deutschen Frauenverein“. Sie wollte nicht nur den Frauen Brot geben, sondern sie wollte die Familie, die Gemeinde, das ganze Volk auf eine höhere Stufe des Daseins heben durch die in ihrer Intelligenz entwickelte, in ihrem Gefühlsleben von Selbstsucht befreite und in ihrem Wollen sittliche Ziele verfolgende Frau. Sie hatte aus ihren 48er Erfahrungen gelernt, daß die Frauenbewegung nicht in dem Programm einer politischen Partei aufgehen durfte, sondern „nach Verirrungen und Prüfungen geläutert und erstarkt wieder aufgenommen werden mußte im Dienste der Humanität und des Sozialismus.“ Sie trat für die Frauensache ein als eine Kulturfrage, eine Angelegenheit der gesamten Menschheit. Dabei hatte sie nicht nur begeisternden Schwung, der Richtung

gibt, sondern ließ ihren theoretischen Erörterungen Versuche zur praktischen Lösung folgen und erkämpfte mit bewundernswerter Treue in mühseliger Kleinarbeit zielbewußt Schritt für Schritt.

Bis 1894 ging Luise Otto-Peters ganz im Dienste des Vereins auf. Dann begannen ihre Kräfte zu erlahmen, und sie legte die Hauptarbeit der Vereinsleitung in die Hände ihrer Freundin Auguste Schmidt. Am 13. März 1895 ging sie zur ewigen Ruhe ein.

Der „Allg. Deutsche Frauenverein“ setzte ihr in Leipzig ein schlichtes Denkmal. Ihr Herz und ihre Fürsorge gehörte allen, der einfachen Fabrikarbeiterin, wie der hochbegabten Studentin. Sie fühlte sich als Tochter ihres Volkes und sprach es oft aus, daß alle ihre Arbeit für die Frauen und mit den Frauen im besten Grunde dem geliebten Vaterlande galt. Mit welcher Genugtuung würde sie es erfüllt haben, wenn sie es hätte erleben dürfen, daß die Frauen zur Wahlurne schreiten und in den Parlamenten sitzen! Reich gesegnet war das Leben dieser Achtundvierzigerin, und wenn der Name Luise Otto-Peters vielen Frauen unbekannt geblieben ist, so ist das nur ein Beweis dafür, daß sie in ihrem großen, unermüdlischen Kampfe nie äußeren Ruhm gesucht, sondern nur der Sache gedient hat.

### Auguste Schmidt. 1833—1902.

Auguste Schmidt wurde am 3. August 1833 in Breslau als Tochter eines höheren Offiziers geboren. Ihre Eltern zeichneten sich durch vornehme Gesinnung, vorausschauenden Geist und lebhaftes Bildungstreben vor vielen anderen Angehörigen ihres Standes aus. Einfachheit, Gewöhnung an pünktlichen Gehorsam, Genügsamkeit herrschten in dem kinderreichen Haushalte; aber die Eltern wurden auch der Eigenart der Kinder gerecht und ließen alle Gaben derselben, der Söhne sowohl als der Töchter, ausbilden, damit sie einst auf eigenen Füßen stehen könnten. Der Oberst Schmidt setzte sich später ruhig über die törichten Vorurteile seines Standes hinweg und erachtete es für eine Ehre, wenn seine Töchter sich ihr Brot selbst erwarben. Er ward nach Posen versetzt, hier besuchte Auguste die kgl. Luisenschule und zeichnete sich durch hohe Begabung und einen wahren Heißhunger nach Wissen und Können aus. Ihr lustiger Übermut, ihre jugendliche Romantik machten sie zum Liebling ihrer Mitschülerinnen. Sie arrangierte Räuberkomödien, gab den Text dazu, dichtete Prologe, erfand Verkleidungen, aber sie war auch die, welche, wenn irgendein lustiger, gemeinsamer Streich entdeckt wurde, sich sofort zur Urheberin bekannte und Schuld und Strafe auf sich nahm. Mit 17 Jahren bestand sie glänzend ihr Lehrerinnenexamen und nahm eine Stellung als Erzieherin an. Sie war zur Jungfrau erblickt und mit äußeren Reizen verschwenderisch ausgestattet. So blieben ihr auch die Erfahrungen nicht fremd, die des Weibes fühlen und Sehnen wachrufen, aber neben dem Herzen mit seinen hohen Idealen hielt ihr scharfblickender Verstand die Wacht, und Auguste Schmidt gehörte zu den Frauen, die im Leben allein bleiben können.

Sie war nacheinander in mehreren Schulen in Schlesien tätig, und der Einfluß, den die junge Lehrerin auf ihre Schülerinnen ausübte, war ein ungewöhnlich großer. Sie wies die jugendlichen, haltlosen Gemüter und die von

bittern Lebenserfahrungen zerdrückten auf ein nützliches als auf ein glückliches Leben hin. Dann ging sie nach Leipzig und trat in eine Privatschule als Lehrerin ein, um diese mit einem großen Pensionate verbundene Anstalt bald selbst als Vorsteherin zu übernehmen. Nach des Vaters Tode zog ihre Mutter mit den zwei Schwestern zu ihr, und das innigste Familienleben verband die Frauen. Die zwei Schwestern heirateten, aber verloren frühzeitig ihre Gatten, und nun standen sie der Schwester treu in der Schularbeit zur Seite. Eine unermüdlige Arbeitskraft war Auguste Schmidt. Sie gab oft 50 Schulstunden in der Woche außer aller sonstigen Arbeit, die das Pensionat erforderte. Ihre Schülerinnen gedenken mit Begeisterung ihrer zündenden Geschichts- und Literaturvorträge im Unterrichte, bei denen sie auch meist die Hände nicht ruhen ließ, sondern fleißig — strickte. Sie übte ihren Beruf mit selbstloser Hingabe aus, mit rührender Liebe zu ihren Schülerinnen. Daher auch deren Verehrung für sie. Gern betätigte sie sich auch schriftstellerisch; die schweren Schicksale ihres Großvaters während der Zeit der Befreiungskriege hat sie in einem echt volkstümlich geschriebenen Büchlein „Aus großer Zeit“ erzählt. Auch Novellen entstammen ihrer Feder, und gern hätte sie sich mehr der Schriftstellerei gewidmet.

Da trat Luise Otto-Peters in ihr Leben und regte sie zu der gemeinsamen Gründung des „Allgemeinen Deutschen Frauenvereins“ an. Erst mochte sie der Aufforderung nicht folgen; aber das Wort ihrer Mutter: „Novellen schreiben können auch andere, aber deine Fähigkeiten zu solcher Vereinsarbeit fürs Wohl der Allgemeinheit zu betätigen, bist du der Menschheit verpflichtet,“ stimmte sie um. Sie entschloß sich zu diesem Unternehmen und diente ihm besonders mit ihrer Gabe der freien Rede. Wenn ein Vortrag zu halten war in Leipzig oder irgendeiner anderen Stadt Deutschlands, so übernahm sie ihn; während Luise Otto weder stimmlich noch sprachlich zum Vortrag befähigt war, hatte Auguste Schmidt ein weittragendes, schönes Organ, und da sie nie eine Rede ablas, sondern stets aus dem Stegreif sprach, wirkte sie um so unmittelbarer auf die Herzen ihrer Zuhörer. Auch Studenten und reife Männer hörten ihr mit Beifall zu. Ein öffentlicher Vortrag von einer Frau in freier Rede gehalten war damals ein Ereignis.

Die soziale Wirksamkeit im „Allgem. Deutschen Frauenverein“ war ihrem Herzen Bedürfnis. Wo es irgend galt, ihren Mitmenschen Gutes zu tun, da war Aug. Schmidt mit ganzer Seele dabei. Am meisten lag ihr daran, die Bildung ihres Geschlechts gehoben zu sehen. Ausländerinnen, die in ihrer Pension wohnten, trugen ihre sozialen Gedanken dann mit in ihre ferne Heimat, so daß bald nicht nur in ganz Deutschland, sondern auch im Auslande ihr Name bekannt und mit Hochachtung genannt wurde. Ist doch einmal ein Brief aus Amerika gekommen: An Fräulein Auguste Schmidt in Deutschland — und hat richtig seine Adressatin erreicht!

Eine ihrer Schülerinnen war die später durch ihr parteipolitisches Auftreten sehr bekannt gewordene Sozialdemokratin Frau Klara Zetkin. Wenn diese auch zum Schmerze Auguste Schmidts die bürgerliche Frauenbewegung nie gerecht gewürdigt hat, so hat sie doch der Persönlichkeit ihrer einstigen Lehrerin stets die Hochachtung und Wertschätzung bewahrt; sie schrieb nach ihrem Tode in einer sozialdemokratischen Zeitung: „Auguste Schmidt hatte soviel soziales Empfinden, wie dies einer bürgerlichen Frau (und besonders einer Offizierstochter) nur irgend möglich ist.“

Auguste Schmidt war eine der gescheitesten Frauen ihrer Zeit, obwohl sich ihr noch nicht die Möglichkeit eines Universitätsstudiums geboten hatte, wie später so vielen. Sie hatte aber vor allen Dingen ein Herz voll Liebe für die Menschheit und glaubte an die Menschheit. In jedem Menschen sah sie zuerst das Gute. Nie stellte sie sich über einen Menschen, sondern stets neben ihn, und wenn er der unbedeutendste war. Sie widmete allen das gleiche Interesse und verstand es, sie sich gegenüber frei zu machen. So wurden die einflussreichsten Leute oft nach einer kurzen Begegnung ihre treuen Anhänger; aber auch das Dienstmädchen in dem befreundeten Hause, in dem sie kurze Zeit gewohnt, bewahrte ihr das wärmste Gedenken. Ehrgeiz und Eitelkeit waren ihr völlig fremd, und neidlos erkannte sie jedes fremde Verdienst an. Große Gedanken und reine Gesinnung, das war der Zauber ihrer Persönlichkeit!

Seit Luise Ottos Tode leitete sie als 1. Vorsitzende den Allg. Deutschen Frauenverein. Schweres körperliches Leiden machte ihr die Erfüllung ihrer vielen Pflichten immer saurer. Mit außerordentlicher Willenskraft ertrug sie die Lasten, die ihr Körper ihr auferlegte, und schaffte, bis der letzte Rest der Kraft verbraucht war. Am 10. Juni 1902 schlummerte sie nach kurzem Todeskampfe hinüber ins ewige Leben. Schier unzählbar waren die Beweise der Ehrung, die sich um ihren Sarg häuften. Hundert Vereine und Hunderte von Einzelpersonen gaben ihrer Wertschätzung der Verstorbenen Ausdruck. Der Geistliche legte seiner Trauerrede das Wort zugrunde: „Sie hat getan, was sie konnte.“ Ein schlichtes Wort, und doch von einer Tiefe und Weite, daß es unter Tausenden noch nicht auf einen im vollsten Umfange Anwendung finden kann. Viele haben es dem Geistlichen gedankt, daß er dies Wort gewählt; die Frauenwelt hat alle Ursache, Auguste Schmidt als einer zu danken, die für ihr Geschlecht alles getan hat, was sie mit ihrer reichen Begabung tun konnte.

### Henriette Goldschmidt. 1825–1920.

Am 23. November 1825 wurde Henriette Goldschmidt als Tochter des jüdischen Kaufmanns Benas in Krotoschin, in der ehemaligen Provinz Posen geboren. Die kleine Stadt hatte zu gleichen Teilen polnische, jüdische und deutsche Bevölkerung. Henriette Benas hatte da schon in frühen Jahren Gelegenheit, die schwierige Lage kennen zu lernen, in der ihre Glaubensgenossen lebten. Es erschien ihr später immer rätselhaft, daß die jüdische Bevölkerung sich unwillkürlich stets als deutsche fühlte und ihre Kinder dem deutschen Kulturstande gemäß erzog, soweit dies möglich war. Die preussische Regierung hatte damals eine jüdische Elementarschule errichtet, in welcher der gesamte Unterricht in deutscher Sprache erteilt wurde. Die Muttersprache Henriettes war die deutsche. Trotzdem hat sie später als Schülerin einer sogenannten höheren Töchterchule, die aus einer Klasse und einem Jahreskursus bestand, viele Anfeindungen von seiten deutscher Beamtentöchter zu erleiden gehabt, was sie auf ihren späteren Kampf gegen Vorurteile und Ungerechtigkeiten vorbereitete, die sich gegen diese selbst wandten. Alle geselligen Zerstreungen waren für sie nicht vorhanden, ein geselliger Verkehr unmöglich; die polnische Bevölkerung bestand fast ausschließlich aus kleinen Handwerkern und Ge-

werbetreibenden, die deutschen aus Beamten. Diese letzteren aufzusuchen verboten ihr der Stolz und ihre vom Vater ererbte Selbstachtung. So blieb ihr viel Zeit zum Verkehr mit guten Büchern, und durch Lesen erwarb sie sich eine umfassende Bildung. Ihr Vater war ein geistig sehr hochstehender Mann, der seinen Kindern „die Anregung für die Auffassung der Lebensverhältnisse über das ewig Gestrige hinaus“ gab; leider wählte er nach dem Tode der Mutter Henriettes und ihrer Geschwister mit Vorsatz eine zweite Frau, die nicht lesen und schreiben konnte, damit sie um so mehr seinen Kindern eine fürsorgliche Mutter sei, deren Geist nicht durch überflüssige Lektüre abgelenkt wurde. Die ganz im Hauswirtschaftlichen aufgehende Frau war aber keine mütterliche Natur, und ihr Verhältnis zu den Stiefkindern ward kein glückliches. Mit ihren Geschwistern lebte Henriette in herzlicher Freundschaft. Die revolutionäre Bewegung von 1848 ward ihr zum gewaltigen, ihr innerstes Wesen aufwühlenden Erlebnis; die politischen Nachrichten, die am familiärentische verhandelt wurden, erregten ihr besonderes Interesse. Zunächst war die Emanzipation der Juden die Menschheitsfrage, die den Herzpunkt ihres Denkens und Fühlens bildete. Ein Zufall machte sie bekannt mit Herweghs „Gedichte eines Lebendigen,“ davon schrieb sie noch als Greisin: „Ich darf wohl sagen, der „Lebendige“, dessen Wirkung auf seine Zeitgenossen eine wahrhaft lebenerweckende war, hat kaum eines so bewegt, wie mein junges, nach Freiheit begehrendes Mädchenherz. Der Funke, der so schnell zündete, hat während meines langen Lebens seine leuchtende und wärmende Kraft bewahrt.“

1853 heiratete sie einen Verwandten, den Prediger an der deutsch-jüdischen Gemeinde in Warschau, Dr. Abraham Goldschmidt, der als Witwer ihr 3 Kinder zuführte. Doch schreckte sie vor solch verantwortungsreicher Aufgabe nicht zurück. Dr. Goldschmidt, ein freigeistiger Mann, war ihr geistesverwandt und wurde ihrer inneren Natur gerecht; er ließ ihr den Eigenwert ihres inneren Menschen. Die Ehe gestaltete sich durchaus glücklich, auch erwarb sich Henriette Goldschmidt bald die zärtliche Anhänglichkeit ihrer Stiefkinder.

Nach fünfjährigem Aufenthalt in Warschau, währenddem die Härten des zaristischen Regimentes ihr oft das Herz bluten machten, nahm ihr Mann die Stellung eines Predigers an der israelitischen Gemeinde in Leipzig an. Dies bedeutete für beide eine Erlösung aus trüber äußerer Gebundenheit und den Gewinn einer neuen, blühenden Heimat. Im Schillerjahr 1859 fand die Übersiedlung statt. Die begeisterten Feiern des Schillerjubiläums fanden in ihrem Herzen den lebhaftesten Widerhall; war doch Schiller mit seinen hohen Menschheitsidealen und seinem begeisternden Schwung ihr Lieblingsdichter bis zu ihrem Tode. Aber sie spürte auch heraus, daß in dem allgemeinen Jubel des Volkes ein Nachklang jener Begeisterung für Völkerfreiheit und Menschenliebe von 1848 wehte.

In den ersten Jahren in Leipzig waltete sie nur als Hausfrau und Mutter im häuslichen Kreise, ihrem Gatten eine verständnisvolle Kameradin. Bald sammelte sich ein Kreis geistvoller, demokratisch gleichgesinnter Menschen in ihrem Hause. Doch Henriette Goldschmidt war zu sehr Eigenmensch, um nur in der Familie aufzugehen; sie war im Grunde eine schöpferische Natur. Das Hausfrauenleben allein erfüllte sie nicht. In dieser Zeit seelischen Unausgefülltseins, inneren Vorwärtsdrängens lernte sie Luise Otto-Peters und



Auguste Schmidt kennen und schloß sich ihnen freudig an zu dem Befreiungskampf der Frau.

In Vorträgen über das Frauenleben und seine Aufgaben in der Kultur-entwicklung wirkte sie in Leipzig und anderen Städten aufklärend, richtunggebend; insbesondere war es die Stellung der Frau innerhalb der bürgerlichen Gemeinde, die sie behandelte. Sie wies auf die schädliche Nichtbeachtung der Kräfte der Frau hin. Sie prägte das dann öfter wiederholte Wort: „Wir haben wohl Väter der Stadt, wo aber sind die Mütter?“

Henriette Goldschmidt sah die weibliche Kulturaufgabe in der Entwicklung und Betätigung des dem Weibe eigentümlichen Pflegefinnes, in dem mütterlichen Instinkt, der sich helfend und schützend allem werdenden, allen Schwachen und Kranken zuwendet. Sie verlangte, daß dem weiblichen Geschlechte diese seine Eigenart zum Bewußtsein gebracht und ihm dann Freiheit zur Betätigung gewährt werde. Somit erkannte sie mit den anderen Führerinnen der Frauenbewegung die Notwendigkeit einer gründlichen Reform der gesamten Frauenbildung. Auf fast allen großen Tagungen jener ersten Zeit der organisierten Frauenbewegung ward darum die Gründung eines Frauenbildungsvereins beschlossen, der es für seine vornehmste und erste Aufgabe hielt, in der betreffenden Stadt eine Fortbildungsschule für Mädchen zu errichten.

Neben den Ideen der Frauenbewegung war es Friedrich Fröbel, der dem Denken und Wollen Henriette Goldschmidts die entscheidende Richtung gab. Ein Zufall lenkte ihr Interesse auf die Fröbelschen Kindergärten, sie versenkte sich in Fröbels Schriften, und dann ist sie in der Folge seine bedeutendste Interpretin in Deutschland geworden. Fröbel sieht in dem natürlichen Pflegefinn des Weibes dessen Kulturbestimmung. Die menschenpflegerische Bestimmung des Weibes müsse dem weiblichen Geschlecht zum Bewußtsein gebracht werden; man müsse es zu menschenpflegerischer Betätigung erziehen. Henriette Goldschmidt erkannte nun klar: Wenn die Frauenbewegung kulturfördernd im großen Stile werden will, muß sie diese ihre tiefsten Kulturaufgaben erkennen und in Angriff nehmen. Hier ist dem weiblichen Geschlecht als Ganzem eine Möglichkeit zur Höherentwicklung „von seinem Wesen“ aus gegeben. Das weibliche Geschlecht als Ganzes wird nun in der Auswirkung und Vergeistigung seiner mütterlichen Instinkte, seines angeborenen Pflegefinnes Eigenartiges, den Kulturtaten des männlichen Geschlechtes Gleichwertiges, schaffen können. Aus diesem Gedankengang heraus prägte Henriette Goldschmidt einmal das Wort: „Der Erzieherberuf ist der Kulturbederf der Frau.“

Praktisch wirkten sich Henriette Goldschmidts Anschauungen in Leipzig aus in der Gründung des „Vereins für Familien- und Volkserziehung,“ in der Anregung zur Einrichtung von Volkskindergärten und einer Fortbildungsschule für Mädchen. Sie schuf ein Seminar für Kindergärtnerinnen und ein Lyzeum, eine Art höhere Fortbildungsschule mit Vortragskursen für Frauen. Eine reiche Stiftung machte es ihr 1911 auch möglich, dieses Lyzeum in eine Hochschule für Frauen umzuwandeln. Damit erfuhr ihr Lebenswerk eine sie selbst hoch beglückende Krönung. Leider ist diese Hochschule der schweren wirtschaftlichen Not der Nachkriegszeit 1922 zum Opfer gefallen. Doch Henriette Goldschmidt erlebte es nicht mehr; im Januar 1920, in ihrem 94. Lebensjahre,

nachdem die meisten ihrer Angehörigen ihr vorangegangen waren, erreichte sie der Tod.

Ihr Leben war außergewöhnlich reich an Streben und Erfolg und von seltener Geschlossenheit; die Ideen, die sie mit ungewöhnlicher Begeisterungsfähigkeit und Treue erfaßte, konnte sie durchführen bis zur letzten Vollendung. Ihr Wesen war eine seltene Mischung von Verstandesschärfe und philosophischem Erkennen des Lebens mit Anmut und Kindlichkeit und ungewöhnlicher Grazie des Geistes, die immer ohne Schärfe das richtige Wort fand. Die außerordentliche Klarheit ihres Geistes blieb ihr erhalten bis zum letzten Tage. Seit Ausbruch des Weltkriegs, der ihre Ideale von Völkerveröhnung so brutal zerschlug, beobachtete ihre Umgebung an ihr ein Altern und sachttes inneres Loslösen von ihrem Lebenswerke. Mit Henriette Goldschmidt starb ein großer, gütiger, warmerherziger Mensch.

### Henriette Schrader Breymann. 1827–1899.

Henriette Schrader-Breymann ist der Öffentlichkeit bekannt geworden durch die Gründung des Pestalozzi-Fröbelhauses in Berlin. Die von M. Eyschinska veröffentlichten Briefe und Tagebuchblätter geben uns ein klares Bild dieser Frau, die ihr Leben nach eigenen Zielsetzungen gestaltet und die damit kommenden Generationen neue Wege gebahnt hat, wenn sie auch die sie in der Entfaltung hindernden gesellschaftlichen Sitten und Gewohnheiten zunächst für sich allein umzuformen versucht hat.

Als fränkisches Kind fand Henriette, die 1827 im Pfarrhaus zu Mahlum in Braunschweig geboren wurde, eine liebevolle, auf ihre Eigenwilligkeit stark Rücksicht nehmende Erziehung. Ihrem starken Phantasieleben wurde in dem Unterricht, wie er nach damaliger Ansicht für Mädchen genügte, kein Gegengewicht erweckt, so daß ihr Leben in wirklichkeitsfremden Träumen dahinrannte. Die kleinen häuslichen Pflichten in ihrem täglichen Einerlei, die ihre Mutter von ihr verlangte, die geselligen Veranstaltungen, die einen großen Teil der Zeit ausfüllten, vermochten nicht, Henriette von einer überstarken Beschäftigung mit sich selbst abzulenken. Zwar sieht sie sich — besonders nach starker religiöser Beeinflussung zur Zeit der Konfirmation und später in einem pietistischen Kreis — als ein schuldbeladenes Wesen an und nimmt den Kampf gegen ihre Untugenden mehrere Male ernst auf, aber zu einer Änderung ihres unfteten Wesens, zu einer dauernden Abkehr von ihrer egozentrischen Einstellung kommt es nicht, bis sich die Eltern entschließen, sie zu ihrem Oheim Fröbel zu schicken. Sie schreibt über ihre Jugend später selbst:

„Ich wollte mich in persönlichen, vom leidenschaftlichen Gefühl getragenen Verhältnissen ausleben, überhaupt leben, erleben wollte ich; eine Romanheldin oder eine Schauspielerin zu werden war mein glühendes Verlangen . . . Als ich nach Keilhau ging, wohl schon früher, waren die Genüsse, die ich suchte, höherer, feinerer Art, aber das blieb sich gleich: ich war genußlüchtig, ich mochte mir nichts versagen, obgleich ich andern ein Kummer war und niemandem etwas nützte. Ich fühlte schmerzlich die Kluft zwischen meinem

schönen Schwärmen und jämmerlichen Tun; ich sehnte mich nach dem Tode, weil von früher Jugend an ein tiefer, dunkler Drang nach Harmonie in mir lag. Das wurde anders, als ich zu Fröbel kam.“ (I, Seite 45.)

Der Aufenthalt in Keilhau bedeutete für Henriette eine Umwälzung des inneren Lebens, kam sie doch in eine völlig andere gesellschaftliche Umgebung, deren politische und religiöse Einstellung der ihres Elternhauses durchaus entgegengesetzt war. Um so merkwürdiger berührt uns das rasche Sicheinleben in dem Fröbelschen Kreise. Kurz nach ihrer Ankunft schreibt sie: „Es ist mir, als würde so vieles in mir frei, als ginge mir für so manches im Leben ein Verständnis auf, und doch kann ich das alles noch nicht in Worte fassen. Es kommt mir vor, als wäre hier in gewisser Weise meine Heimat, als wäre ich schon lange hier gewesen . . .“ (I, Seite 56). Und doch beunruhigt sie manches, was sie hier sieht und erlebt. So schreibt sie am Pfingstfeiertag: „Nachmittags las uns Middendorf aus Robert Blums Lebensgeschichte vor und später auch vom Prediger Wislicenus; das hat mich beunruhigt und erschreckt — denn, wenn Middendorf solcher Leute Freund ist, dann ist mein Teil der Verehrung für ersteren dahin.“ (I, Seite 61). Henriette ist von hoher Bewunderung für Fröbel und Middendorf erfüllt, sie befreundet sich mit einem jungen Dänen, Marius Bendsen, der sie in das Geistesleben Fröbels einzuführen versucht. Sie nimmt alle Eindrücke innerlich in sich auf und sucht sie zu verarbeiten. Sie nimmt die Lehre Fröbels und seine Auswirkung auf das Keilhauer Leben von Anfang an kritisch auf. Schon nach kurzem Aufenthalt wird es ihr zum Problem, warum die Frauen in Keilhau nicht stärker an dem geistigen Leben ihrer Männer und an der Erziehung der Knaben teilnehmen. Sie versteht nicht, warum über Fröbels verstorbene Frau so abfällig geurteilt werden kann, weil sie die Haushaltung nicht praktisch genug geführt habe. Es muß möglich sein, beides zu vereinigen.

Auch der Tätigkeit Fröbels steht sie selbständig gegenüber, es heißt in ihrem Tagebuche: „Der Oheim kann meine ganze Seele ergreifen mit seinen Gedanken; könnte ich sie nur so ganz zusammenbringen mit den Spielen, die mir auch etwas sonderbar vorkommen. Aber es wird mir gewiß noch das rechte Licht über dieselben aufgehen . . .“ (I, Seite 70).

Das wichtigste Ergebnis des Aufenthaltes in Keilhau ist die Entstehung eines festen Lebensplanes in Henriette. Sie will bei Fröbel arbeiten, um Kindergärtnerin zu werden und um später eine selbständige Stellung einnehmen zu können. Besonders stark wirkt in dieser Hinsicht die große Fröbeltagung, die im August 1848 in Rudolstadt stattfand. Sie hörte hier zum ersten Male in scharfer Formulierung, daß man den Frauen keine Selbständigkeit zuschrieb, daß man sie als untergeordnete Wesen betrachtete (I, Seite 79).

Die Jugendentwicklung Henriettes zeigt deutlich, was es im Leben eines Jungmädchens bedeutet, wenn sie sich eingespannt fühlt in den Dienst einer Idee. Nur wenn es gelingt, die Kräfte des Mädchens an überpersönlichen Aufgaben zu entwickeln, können selbständige Frauenpersönlichkeiten sich bilden. Wie anders faßt Henriette ihr Wirken im elterlichen Hause nach ihrer Rückkehr von ihrer Ausbildungszeit bei Fröbel, die sie bei diesem in Keilhau, Dresden und Liebenstein verbracht hatte, auf! Sie leitet den Unterricht ihrer jüngeren Geschwister und sammelt sie vereint mit den Dorfkindern zu Fröbelschen Spielen. Nur zwei Jahre dauert diese Tätigkeit, bis ihre Ge-

schwister auf auswärtige Schulen kommen, und 1851 beginnt für Henriette eine Zeit des Wanderns, die ihr durch den Kampf der Reaktion gegen Fröbels Ideen viele Enttäuschungen bringt. Dazu kamen für sie innere Kämpfe, die zur Auflösung ihrer Verlobung mit Marius Bendsen führten. So stand sie in ihrem 27. Lebensjahre vor der Frage, einen neuen Lebensplan zu entwerfen, für sich selbst zu sorgen und, wenn möglich, auch den Eltern die Erziehung der jüngeren Geschwister zu erleichtern. Es entstand der Plan, eine Mädchenerziehungsanstalt im elterlichen Hause zu errichten, ein Plan, der 1854 seine Verwirklichung fand. Zunächst wurden jüngere Mädchen aufgenommen, und erst allmählich entstand unter dem Einfluß von Frau von Mahrenholz-Bülow eine Ausbildungsstätte von Fröbelschen Kindergärtnerinnen. Im Watzumer Pfarrhaus, das die Familie seit 1849 beherbergte, unterrichtete Henriette mit ihrer Schwester Marie, auch einer Schülerin Fröbels, die Mädchenschar, die bis 20 Köpfe zählte, für deren körperliches Wohl die Mutter und Schwester Anna sorgten. In den Ferien weilte Henriette viel im Ausland, wo sie in Vorträgen und Kursen für Fröbels Erziehungsideen eintrat. 1864 wurde die Anstalt erweitert, die Erziehergemeinschaft der Geschwister vermehrte sich um Bruder Karl, der sein theologisches Studium beendet hatte, ein eigenes Haus Neu-Watzum bei Wolfenbüttel wurde bezogen, wo sich bald ein reges geistiges Leben entwickelte. Henriette war der Mittelpunkt dieses Kreises der Geschwister, der Schülerinnen und der Freunde, die sich in dem neuen Heim versammelten. Über die Atmosphäre dieser Erziehungsanstalt lasse ich Hedwig Heyl berichten, die schreibt: „Henriette hatte zu der Zeit nur den Wunsch, junge Mädchen für ihren kommenden Beruf für Frauen und Mütter vernunftgemäß vorzubereiten, denn sie war sich vollkommen klar über die Mängel der damals üblichen Vorbildung. Mit unermüdlicher Geduld legte sie die Sonde an die Beschaffenheit von Geist, Gemüt und Körper des Einzelnen.

Jede einzelne, und es waren deren 30 bis 40 Schülerinnen, bekam einen anderen Lehrplan, der ganz speziell für ihre individuellen Bedürfnisse zugeschnitten war, zu jeder einzelnen hatte sie ein ganz besonderes Verhältnis. Sie hatte immer das Gefühl, daß sie mit uns wie mit Kostbarkeiten umging, und diese unendliche Liebe und Sorgfalt verpflichtete die einzelne auch zu höchstem Fleiß. Dasselbe vollzog sich in der Stille mit den Lehrerinnen und mit ihren eigenen Schwestern. Ein einheitlicher Geist regierte alle, und dieser Geist war von Henriette entsacht, deren organisatorische Kraft bis in den Nerv jeder Stunde fühlbar war.

Um Vermittlung der Gegensätze — Erde und Himmel, Ideen und Arbeit — Geist und Körper — Idealität und Realität — darum drehte sich die Tagesleistung, darin lag die ganze große Aufgabe, der jeder Handschlag — jeder Geistesflug diente und der eben jede Frau zu der geistigen Mütterlichkeit heranziehen wollte, die ihr zur Erfüllung des Frauenberufs unerlässlich und unerentbehrlich schien. Und das Resultat? Sie konnte, als die Zeit erfüllt war, über eine Anzahl Frauen gebieten, die ihre Arbeit aufnahmen und weiter entwickelten. Freigemacht von Doktrinen und Vorurteilen, voller Schaffenskraft und Schaffensfreude standen eine ganze Reihe vorgebildeter Kräfte in der Welt, bereit, bewußt den Samen weiter auszustreuen als Frauen und Mütter. Heiter wie ernst waren wir alle durchschnittlich, aber jedenfalls er-

kannten wir dem Leben gegenüber Pflichten, Pflichten für uns selbst durch Fortarbeit und Pflichten für die Welt, in die wir eingereicht waren.." (Hedwig Heyl, Ein Gedenkblatt 1920, Seite 43 f.)

So gingen einige Jahre ruhigen Schaffens dahin, die manche Veränderung der Anstalt brachten, insbesondere riß der Tod der treuen Schwester Marie eine schwer fühlbare Lücke in den Geschwisterkreis. Eine Reise nach England brachte neue Anregungen, und die enger sich gestaltenden Beziehungen zur Stadt Wolfenbüttel schufen neue Aufgaben. Es wurde ein „Verein zur Erziehung“ unter Henriette Breymanns Vorsitz gegründet, der eigene Anstalten im Wolfenbütteler Schloß ins Leben rief. Unter der Leitung von A. Vorwerk und B. Gloßner entwickelten sich diese Anstalten in einem Geiste, der dem in Neu-Wazum gepflegten bald feindlich entgegenstand. Henriette Breymann zog sich von der Arbeit im Schloß zurück. A. Vorwerk erreichte, daß man die Vereinstätigkeit Henriette Breymanns das Wirkungsfeld entzogen wurde. Diese Einschränkung ihrer Tätigkeit war ein schwerer Schlag für Henriette, der für sie eine Umgestaltung ihres Lebens bedingte. In den Kämpfen um die Schloßanstalten hatte sie einen Freund in dem Assessor Karl Schrader gewonnen. Nach seiner Übersiedlung nach Berlin schlossen die Freunde den Ehebund. (Siehe hierzu den Briefwechsel zwischen H. Breymann und Karl Schrader.)

In eine ihr völlig fremde Umgebung tritt Henriette Schrader an der Seite ihres Gatten, gilt es doch in Berlin, sich einzurichten in einen hinsichtlich des äußeren Zuschnitts des Lebens und hinsichtlich der gesellschaftlichen Struktur anderen Kreis. Während es Henriettes organisatorischem Können leicht gelingt, den Haushalt an die wirtschaftlichen Verhältnisse der Großstadt anzupassen, wird ihr das Hineinwachsen in das geistige Leben Berlins schwer, ihr fehlt der Mittelpunkt für ihre Arbeit, was sie umso lebhafter fühlte, als Karl Schrader in den ersten Jahren der Ehe durch seine berufliche Tätigkeit in der Eisenbahnverwaltung vielfach für kürzere oder längere Zeit von Berlin abwesend ist. Ein nur von gesellschaftlichen Pflichten ausgefülltes Leben aber kam bei der Veranlassung Henriettes mit ihrem Drang zum Wirken nicht in Frage. Sie benutzte auf Anregung ihres Mannes ihre Mußezeit zur Erweiterung ihrer pädagogischen Studien und vertieft sich in Pestalozzis Schriften. Ein systematisches Arbeiten wissenschaftlicher Art liegt ihr nicht, sie wehrt sich oft gegen jede Art „Intellektualismus“. Eine Charakteristik ihrer Arbeitsweise gibt ihr Mann in einem Briefe vom August 1873: „Jetzt habe ich heraus, was Du gegen die Philosophie hast. Du willst und mußt nach Deiner Individualität alles, was Du lernen willst, ganz, d. h. in allen seinen Beziehungen zum Leben erfassen; so lange etwas sich Dir nicht in das Leben ganz einordnet, ist es Dir störend, wie ein Tisch, der nicht an der rechten Stelle in der Stube steht. Wie Du den Tisch herausbringen mußt, wenn er nicht die rechte Stelle hat, so ist es auch mit neuen Ideen . . . Nun liegt es im Wesen philosophischer Lehr- und Handbücher, daß sie nur die Ideen aus ihren Vorderätzen entwickeln; nicht sie in ihrer ganzen Stellung zu allen übrigen Ideenkreisen zeigen, oder wenigstens findet sich das erst, wenn das ganze System durchgearbeitet ist. Darum jammerst Du nach redenden Philosophen.“ (II, Seite 84). Bald erwächst Henriette ein praktisches Wirkungsfeld. Durch eine ihrer früheren Schülerinnen lernt sie die in äußeren und inneren Hemmungen begründete Not der Berliner Volksskindergärten kennen.

Tatkräftig greift sie ein, und es gelingt, aus den bescheidensten Anfängen heraus den Volkskindergarten der südwestlichen Friedrichstadt zu erhalten, ihm eine tüchtige Leiterin zu verschaffen, Annette Hamminck-Schepel, und die Helferinnen in regelmäßigen Unterweisungen zu tüchtigen Mitarbeiterinnen heranzubilden. Die Anstalt, die der Verein für Volkserziehung trägt, wächst und wird erweitert zum Pestalozzi-Fröbelhaus. 1880 erwirbt die Anstalt ein eigenes Haus; sie umfaßte zu diesem Zeitpunkt den Kindergarten, eine Volksschule, einen Hort (Arbeitschule) und ein Seminar zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen für den Handfertigkeitsunterricht. 1884 kommt noch eine Kochschule unter der Leitung Hedwig Heyls dazu. Diese Anstalten sind das Tätigkeitsfeld für Henriette Schrader, das durch die Mitarbeit in andern Vereinen (V. für häusl. Gesundheitspflege, Ferienkolonien, Heim der Viktoria-schwester für Krankenpflege), noch stark erweitert wurde. Henriette Schraders Hauptaufgabe ist der Unterricht im Kindergärtnerinnen-Seminar, den sie bis in ihre letzten Lebensjahre beibehält.

Hier hat sie den Boden für die ihr entsprechende Arbeit gefunden, und immer klarer wird sie sich über die volkserzieherische Bedeutung ihrer Aufgabe. In der Zusammenarbeit mit ihrem Mann, dessen politische Tätigkeit ihn zur sozialen Arbeit führt, treten die Ziele ihrer Erziehungsarbeit in festen Umrissen und eindeutigen Formulierungen hervor. 1882 schreibt sie — nachdem sie die Übernahme des von Miß Archer ins Leben gerufenen Viktoria-Lyzeums abgelehnt hat: „Mehr und mehr gelingt es mir, was ich erstrebe, und ich fühle mich so glücklich und befriedigt, aber auch vollkommen abgeschlossen in den Meinungen und in meiner Arbeit: Erziehung zur modernen Hausmütterlichkeit für das weibliche Geschlecht und Elementar-erziehung für die Kindheit.“ (II, 227). Jetzt hat sie den festen Boden der Wirksamkeit gefunden, jetzt ist sie sich klar über die Verwirklichung ihres Ideals, so daß sie den Wunsch hat, ins Weite gestaltend wirken zu können. In ihrem Tagebuch heißt es: „Ich glaube, ich bin reif, Macht in die Hände zu bekommen, Einfluß zu gewinnen auf das Erziehungswesen der weiblichen Jugend. Ich glaube, mein ganzes Wesen würde zu neuer, schöner, stiller Entfaltung kommen, wenn mir Macht gegeben würde zum Wirken ins Große.“ (II S. 231).

Dieser Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen. Dies hängt mit der politischen Lage in Deutschland zusammen. Ihre Tätigkeit, sowohl wie die ihres Mannes, hatte die lebhafteste Förderung des Kronprinzenpaares gefunden. Die kurze Regierungszeit Kaiser Friedrichs brachte die Ideenwelt der mit diesem erwachsenen Generation nicht zur Verwirklichung, und weder Henriette noch ihrem Mann erwuchs ein größeres, öffentliches Arbeitsfeld. So gehörte Henriette Schraders Arbeit bis zu ihrem Tode 1899 voll dem Pestalozzi-Fröbel-Haus.

Die Briefe und Tagebuchblätter dieser Zeit geben uns einen tiefen Einblick in das Wirken dieser Frauenpersönlichkeit. Wie vielgestaltig war dies doch! Der Briefwechsel von H. und K. Schrader, zu dem die häufige, durch berufliche Reisen bedingte Trennung geführt hat, öffnet uns einen seltenen Einblick in das Aneinanderwachsen des Ehepaares, in eine geistige Gemeinschaft zweier in sich selbständiger Naturen. Die Arbeitskreise der beiden decken sich teilweise, und von diesem gemeinsamen Arbeitsfeld geht ein befruchtender Hauch für den Teil aus, den jeder allein zu bestellen hat. In Zeiten besonderer Arbeitsüber-

lastung tritt auch auf diesem Gebiet ein. Sichhelfen ein, so daß sich K. Schrader für den Ausbau der Kochschule u. dgl. einsetzt, H. Schrader die politische Tätigkeit ihres Mannes in der Presse fortführt.

Von dem Hintergrunde dieser Arbeitsteilung aus ist Henriettes Einstellung zur Frauenfrage zu verstehen. Sie fordert für die Frauen eine gründliche, allseitige Bildung, die sie für ihren Beruf als Hausfrau und Mutter brauchen. Die einzelnen Richtungen in dieser allseitigen Bildung will sie zu Ämtern herausbilden, die der unverheirateten Frau eine unabhängige Stellung in der Gesellschaft bieten. Als solche Ämter nennt sie: die Krankenpflegerin, Lehrerin, Erzieherin, Hauswirtin, Putzmacherin, Kunstgärtnerin; aber auch die kaufmännische Angestellte, die Geschäftsführerin, die Verwaltungsbeamtin, die Kunstgewerblerin. „Alles Dinge — heißt es weiter — welche die wirklich tüchtige Familienmutter in ihren Anfängen treibt, die nur weiter zum Amte entwickelt werden, und die wieder allgemein verwertet werden, wenn die Beamtin zur Hausfrau und Mutter wird.“ (II, S. 155).

Häufig beklagt sie den Tiefstand des politischen Lebens in Deutschland und führt ihn auf den Mangel innerer Anteilnahme der Frauen am öffentlichen Leben zurück.

Sie selbst bildet sich eine feste politische Anschauung und tritt für ihre Überzeugungen ein, was für die Gattin eines deutsch-freisinnigen Politikers nicht eben leicht war. Von einer aktiven Betätigung der Frauen in der Politik ist in ihren Briefen nicht die Rede, aus ihrer Scheu vor öffentlichem Auftreten, die sie nicht verloren hat, erklärt sich die Beschränkung; für Kämpfe war sie nicht geschaffen. Auch von der Arbeit in Frauenvereinen hielt sie sich zurück; doch dürfen wir rückblickend feststellen, daß sie trotz dieser Beschränkung eine Verkörperung des Frauenideals ist, dem die Frauenbewegung zur freien Entfaltung helfen wollte. Das Verständnis, das Henriette Schrader-Breyman in dem Kreise ihrer Geschwister und an der Seite ihres Gatten gefunden hat, ist nicht vielen Frauen ihrer Zeit zuteil geworden. Diese setzten sich für die Änderung gesellschaftlicher Gewordenheiten ein und brauchten viele Kräfte für den Kampf, Wirkungsmöglichkeiten für Frauen zu schaffen. Ihr war es vergönnt, ihre Kräfte zu unmittelbarer Wirkung zu bringen.

Margarete Scheffer.

### Helene Lange. 1848.

Am 9. April 1848 wurde H. L. in Oldenburg geboren. Als Tochter eines angesehenen Kaufmanns verlebte sie dort mit 2 Brüdern eine frohe Kindheit. Sie urteilt sehr befriedigt über den Grundsatz, nach dem ihre häusliche Erziehung sich vollzog: man ließ die Verhältnisse und Dinge auf die Kinder einwirken, so daß diese sich ohne fühlbaren Zwang und ohne das schädigende Gefühl, daß sie besonders wichtig genommen würden, nach ihrer eigenen Individualität entwickeln konnten. „Wir durften wir selbst sein und wir selbst werden. Das hat unsere Jugend so glücklich gemacht.“ Sie besuchte nach der Elementarschule eine höhere Mädchenschule. Einen besonders großen positiven Erfolg ihrer Schulbildung kann sie davon nicht buchen, „aber eine nicht unbeträchtliche formale Kraft wurde erzogen, die später den Erwerb von Kenntnissen und Einsichten leicht machte“. In ihrem 7. Lebensjahre hatte sie schon die Mutter verloren, Haushälterinnen versorgten die Wirtschaft. Aber im großväterlichen Hause gingen die Kinder täglich aus und ein, das mit seinem Garten und dem Verkehr der vielen Onkel und Tanten viel Interessantes bot. Als

\* ) Nach „Lebenserinnerungen von Helene Lange“. Verlag J. A. Herbig, Berlin 1921.

ihr in ihrem letzten Schuljahre plötzlich der Vater starb, begann für sie die Zeit der selbständigen Lebensgestaltung.

In Eningen bei Reutlingen bei einem Pfarrersehepaar von innerlichster Bildung verbrachte sie ihr 17. Lebensjahr. Es wurde für ihre spätere Entwicklung von grundlegender Bedeutung. Die geistige Atmosphäre des Hauses, das Durchgangspunkt für eine Schar von Gästen war, ward von dem intelligenten jungen Mädchen mit Begierde eingefogen — aber sie mußte die Erfahrung machen, daß wissenschaftliche Gesprächsgegenstände allgemein als ein den Männern vorbehaltenes Gebiet angesehen wurden — sie, die weder an eine Trennung noch verschiedene Einschätzung der Geschlechter gewöhnt war, am wenigsten an eine Scheidung der geistigen Sphären. Hier blieb ihr kaum die bescheidene Freude des Verstehenkönnens, wenn die Männer sich unterhielten. Sie erlebte, wie junge Männer, deren Intelligenz durchaus nicht immer jede von ihnen von vornherein gering eingeschätzte weibliche Begabung übertraf, auf der Universität allerlei studieren durften, was auch sie brennend interessierte — Ethik, Dogmatik, Philosophie — und ihr das alles verschlossen war, nur um ihres weiblichen Geschlechtes willen. — Die menschliche Güte und Selbstlosigkeit der Pfarrersleute machte ihr den tiefsten Eindruck, und wenn sie später zu einer Weltanschauung gelangte, die „den Kern der Natur im Menschenherzen, und in der Ehrfurcht vor diesem immateriellen Kerne Ursache und Träger alles Guten in der Welt sieht, so war zu dieser Weltanschauung, die ihr aus dem Leben und besonders aus ihrer Berufstätigkeit erwuchs, der Grund gelegt worden im Eninger Pfarrhause.“

Ein längerer Aufenthalt bei einer Verwandten auf dem Lande half dem jungen Mädchen mit zu einem festen Untergrund an Wirklichkeitsinn in Fühlung mit dem praktischen Leben.

Es folgte eine kurze Zeit des Kleinstadtlebens in der Heimat, ein Dasein als „Haustochter“ im großväterlichen Hause ohne rechte Pflichten, ein Leben, wie es von ungezählten jungen Mädchen geführt wurde und teilweise auch noch jetzt gelebt wird, dessen Oede eine große Vergeudung an Energie und Wirkungsmöglichkeiten bedeutet. Ihr wurde das unausgefüllte Dasein zur unerträglichen Qual; aber eine Bitte an den Vormund, das Lehrerinnenexamen machen zu dürfen, wurde mit der Begründung abgewiesen: Das habe noch niemand im Oldenburger Lande getan. So verschaffte sie sich mit Hilfe der guten Eninger Freunde eine Stelle au pair in einem Pensionat im Elsaß, eine Stelle, die Anforderungen als Lehrerin und als Schülerin an sie stellte und ihr, der ungenügend Vorgebildeten, außerordentlich viel Arbeit schuf. Später bekleidete sie eine Erzieherinstelle und legte dann 1871 in Berlin ihre Lehrerinnenprüfung ab.

Berlin sollte ihr zur zweiten Heimat werden. Zunächst ohne feste Anstellung Unterricht erteilend, wo sich Gelegenheit bot, vervollständigte sie durch allerlei Studien ihre Bildung und fand Anschluß in geistig angeregten bürgerlichen Kreisen. Das reiche, flutende Leben der Großstadt beeinflusste sie in mannigfaltiger Hinsicht; der ganze Komplex sozialer, sittlicher, religiöser Fragen bot sich ihrem offenen Geiste. Mitte der 70er Jahre trat ihr die Frauenbewegung näher; praktisch, ohne Theorie, im Hause der Ärztinnen Tiburtius und in der Literatur durch Jenny Hirschs Übersetzung von John Stuart Mills Schrift „Die Hörigkeit der Frau“. Das Buch erzwang zum ersten Male in Deutschland eine Erörterung der Frauenfragen auf prinzipieller Grundlage und veranlaßte besonders Hedwig Dohm zu kräftigen Kampfschriften. Helene Lange ward dabei klar, daß die Gleichberechtigung der Geschlechter nicht um deren vermeintliche Gleichheit, sondern um der tatsächlichen Ungleichheit derselben zu verlangen sei.

1876 ward sie Lehrerin an der Höheren Mädchenschule und Leiterin der Seminar-klasse der Crainschen Anstalten in Berlin. Hier konnte sie nun ihre Ideen als Lehrerin ungehindert verwirklichen, soweit die behördlichen Vorschriften nicht den Spielraum beschränkten. Sie hatte sich vorgenommen: Unsere zukünftigen Lehrerinnen sollen mit dem Bewußtsein erfüllt werden, daß sie etwas zu bedeuten haben werden für die Mädchenerziehung, und die ganze Crainsche Schule ward eine lebendige Darlegung des Gedankens: Mädchen müssen in erster Linie durch Frauen erzogen werden. Nach und nach war ihr die Grundlage und Richtung der ganzen bisherigen Mädchenbildung zweifelhaft geworden. Als nun eine Versammlung deutscher Mäd-



chenschulpädagogen 1872 in Weimar in einer den deutschen Staatsregierungen gewidmeten Denkschrift die Ziele der höheren Mädchenbildung formal zu begründen suchte und darin u. a. auch folgenden Satz hervorbrachte: „Es gilt, dem Weibe eine der Geistesbildung des Mannes in der Allgemeinheit der Art und der Interessen ebenbürtige Bildung zu ermöglichen, damit der deutsche Mann nicht durch die geistige Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit seiner Frau an dem häuslichen Herde gelangweilt und in seiner Hingabe an höhere Interessen gelähmt werde, daß ihm vielmehr das Weib mit Verständnis dieser Interessen und der Wärme des Gefühls für dieselben zur Seite stehe“ — wurde ihr immer klarer, wie sehr die Mädchenbildung auf falschem Wege war, die nur vom Standpunkte des Mannes aus bestimmt wurde und so gar nicht der Natur und der Lebensbestimmung der Frau als Eigenpersönlichkeit entsprach. Sie gelangte zu der Ueberzeugung: Nur eine Mädchenschule unter Frauenleitung und mit ausschlaggebendem Fraueneinfluß in Unterricht und Erziehung unter Mitwirkung männlicher Lehrkräfte ist das Richtige. Sie erkannte, daß sich dafür vor allem die Lehrerinnen selbst einsetzen mußten und fand eine tatkräftige hochidealistisch gerichtete Mitkämpferin in Marie Koepfer-Houselle, die 1884 die Zeitschrift begründete: Die Lehrerin in Schule und Haus. Auch fand sie viel Verständnis in dem Hause von Karl und Henriette Schrader, die alle führenden Geister des politischen und auch des Kulturliberalismus bei sich vereinigten, welcher Kreis für alle reformatorischen Ideen einen aufnahmebereiten Boden bildete. Eine hohe Freundin all der die Frauenfrage betreffenden Reformpläne ward gewonnen in der Kronprinzessin Viktoria, deren Lieblingsplan war, ein Institut für die Erziehung der Frauen zu gründen. Auf ihren entscheidenden Einfluß, wenn sie den Thron bestiegen haben würde, durfte man die schönsten Hoffnungen setzen.

Als im Jahre 1887 etliche der gesinnungsgleichen Frauen zu dem Entschlusse kamen, betreffs des Mädchenschulproblems eine Eingabe an das preußische Kultusministerium zu machen, die eine Aenderung des Höheren Mädchenschulwesens forderte, schrieb Helene Lange dazu eine begründende Begleitschrift. Diese erregte den heftigsten Widerstand der Männer, und eine Zeit harten Kampfes setzte ein. 1888 ging Helene Lange nach England, um dort die Frauenbildungsverhältnisse zu studieren, dabei aufs lebhafteste unterstützt von der Kaiserin Friedrich. Nach ihrer Rückkehr fand sie diese hohe Gönnerin verwitwet und ohne Einfluß — der schwerste Schlag, der die Frauenbewegung treffen konnte.

Sansam, in mühsamer Arbeit mußte neu errungen werden, was man großzügig und schnell durchzuführen gehofft hatte. Helene Lange gründete eine Anstalt, die als Aufbau auf die Höhere Mädchenschule den Mädchen die intellektuelle Disziplin schaffen wollte, die in den Knabenschulen erreicht wurde, und zugleich die allgemeine Bildungsgrundlage für praktische Berufe, bezw. die Vorbildung für die Universität geben sollte. Am 10. Oktober 1889 fand die Eröffnung der „Realkurse für Frauen“ statt, Helene Lange übernahm selbst die Leitung, mußte dafür aber bald ihre Tätigkeit am Seminar aufgeben, da die Menge der Pflichten zu groß wurde. Da man aber in dem „deutschen Verein für das höhere Mädchenschulwesen“ auch seitens der weiblichen Mitglieder den Bestrebungen Helene Langes und ihrer Gesinnungsgenossinnen kein Verständnis entgegenbrachte, sah man sich gedrängt, eine weibliche Organisation zu schaffen, die die Berufsinteressen vertrat. So kam es 1890 zur Gründung des „Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins“. In der Mädchenschule ist seitdem nichts geschehen, worauf dieser Verein nicht bedeutsamen Einfluß gehabt hätte. Die besten unter den Berufsgenossinnen haben sich in seinen Dienst gestellt. 1895 wurden die Realkurse in Gymnasialkurse umgewandelt. Im selben Jahre gründete H. L. die Monatschrift „Die Frau“. Sie sollte das Organ werden, das die Frauenbewegung in ihrer kulturellen Bedeutung, in ihrer ganzen Breite und Tiefe vertritt; sie hat gehalten, was sie versprach.

Helene Lange hatte nach Aug. Schmidts Tode die Leitung des Allg. Deutschen Frauenvereins übernommen; im Jahre 1922 legte sie diese ebenso wie den Vorsitz des Allg. Deutschen Lehrerinnenvereins nieder. Sie lebt jetzt in Berlin und wirkt vor allem durch schriftstellerische Tätigkeit weiter im Sinne ihres Lebenswerkes, hochgeehrt von allen, die Verständnis dafür haben, was die deutsche Frauenbewegung ihr verdankt.

## Franziska Tiburtius. 1843–1923.

Nach „Erinnerungen einer Achtzigjährigen“ von Dr. med. Franziska Tiburtius. Verlag C. U. Schwetschke & Sohn, Berlin.

Die Insel Rügen, vor der Erschließung durch die modernen Verkehrswege für den internationalen Reiseverkehr ein „schlafendes Ländchen“, war Heimat und Schauplatz der ersten Kindheit von Franziska Tiburtius. Gegenüber dem Vorgebirge Arkona in der Nähe des Uferlandes lag der Gutshof ihrer Eltern, auf dem sie als jüngste von 9 Geschwistern eine sorglose Kindheit in köstlicher Freiheit und Einfachheit des Landlebens bis zu ihrem 9. Lebensjahre genoß. Ihr Vater war eine schwerblütige Natur; es lag ihm am Herzen, daß seine Kinder etwas lernen sollten, um sich selbständig durch die Welt helfen zu können; sonst kümmerte er sich nicht weiter um sie. Die Mutter war eine Frohnatur, elastisch und lebensfreudig, eine vielgeplagte Gutsfrau, die mit beschränkten Mitteln und wenig Hilfe Wirtschaft und Kinderzucht in Ordnung hielt. Eine sorgfältige individuelle Erziehung erfuhr Franziska Tiburtius somit nicht. Dankbar gedenkt sie eines tüchtigen Hauslehrers, mit Abneigung einer Erzieherin, die durch Verständnislosigkeit und Strenge ihren Charakter schädlich beeinflusste: „Gescheiter bin ich bei ihr nicht geworden; — aber ich habe hassen gelernt; und es ist nicht gut, wenn ein Kind hassen lernt; — die Charakterentwicklung kann schwer beeinträchtigt werden. Ein Kind, das sich fürchtet und fühlt, daß ihm Unrecht geschieht, — das nicht unbedingte Achtung vor der Lehrerin hat, verliert bald die Offenheit, und sowohl Vertrauen zu sich selbst als auch zu der Umgebung, und lernt Seitenwege gehen. So ist es mir ergangen; und ich habe später zu kämpfen gehabt, um die Schlacken loszuwerden.“

Nachdem die Eltern nach der Festung Stralsund übergesiedelt waren, konnte sie sich zuerst nur schwer in das Stadtleben finden; in der besten Privatschule der Stadt erhielt sie eine für damalige Zeit recht gute Schulbildung; aber den hochaufgeschossenen, etwas linksichs Bassisch schüchterten die Anekdoten der Mitschülerinnen ebenso ein wie die in bester Meinung seitens der Mutter gegebenen Ermahnungen zur Bescheidenheit und zum Anerkennen der Vorzüge anderer: „Es wurde uns immer gesagt, daß andere gescheiter, gewandter, äußerlich viel ansprechender seien als wir. Das ist für uns, die wir in eine Zeit hineinwuchsen, die uns aus der Häuslichkeit hinausdrängte, nicht ganz richtig gewesen; eine meiner Schwestern und ich haben später viel innere Kämpfe zu bestehen gehabt, um die innere Unabhängigkeit und das Selbstvertrauen zu erringen, das wir notwendig brauchten.“

Mit 12 Jahren verlor sie den Vater; Brüder und Schwestern verließen das Elternhaus, sie blieb allein mit der Mutter. Nun wuchs sie allmählich hinein in die Zeit des selbständigen Nachdenkens; verständnisvolle Lehrer förderten sie im Unterrichte, sie gewann ein gewisses Selbstgefühl und damit ein besseres Verhältnis zu ihren Mitschülerinnen. Mit 16 Jahren verließ sie die Schule. Was ihr diese gegeben hatte, war sicher dem, was heute Gymnasiafistinnen davon tragen, betreffs der positiven Kenntnisse nicht zu vergleichen; „aber es war genügend zum Unterbau, und an Verantwortlichkeits- und Pflichtgefühl, auch wohl an Urteilsfähigkeit konnte die damalige Jugend es gut mit der jetzigen aufnehmen.“

Was ihr das Leben auch später Gutes und Freundliches gebracht hat — Jugendllichkeit und jugendliches Vergnügtsein ward ihr nur in ganz bescheidenem Maße zuteil. Mit 17 Jahren wurde sie Gouvernante. Von 1860–66 war sie Erzieherin in einer pommerischen Adelsfamilie. Als alte Frau urteilte sie darüber: „Ein Wagnis war es wohl, ein so junges und unerfahrenes Mädchen in eine verantwortliche Stelle eintreten zu lassen, in ein Haus, das immerhin nicht ganz einfache Verhältnisse bot. Aber meine gute Mutter . . . hatte keine Ahnung, daß es nicht nur in Romanen, sondern auch im täglichen Leben krause Verhältnisse gibt. Ich selbst . . . habe mich nachträglich manchmal selbst gewundert, daß ich doch relativ bald lernte, manches, das unter der Oberfläche lag, zu verstehen und auch eine gewisse Einsicht gewann in die zum Teil nicht ganz einfachen Charaktere, unter denen ich leben sollte, und in die Zustände, die aus dem Gegenpiel der Temperamente sich entwickeln.“ Den tiefsten Eindruck machte ihr die Mutter ihrer Schüler, die etwa 13 Jahre älter war als sie selbst, eine Dame von einfacher Vornehmheit, mit immer gleichbleibender Güte, in gleicher Weise gut vorgebildet für die Hauswirtschaft wie für die Gesellschaft, die allen ihren Kindern den Kern tüchtiger, gewissenhafter Persönlichkeiten fürs

Leben mitgab. Sie nahm sie sich zum Vorbild. — Ende 1866 verließ sie dies ihr sehr lieb gewordene Haus — nun schon zu gereift und selbständig, um sich dauernd in abhängiger Stellung wohl fühlen zu können. Die Gründung oder Übernahme einer Schule schwebte ihr als erstrebenswertes Ziel vor. Dazu unterzog sie sich zunächst in Stralsund der Lehrerinnenprüfung, dann suchte sie einen Ausblick in die weitere Welt zu gewinnen, ihre Ansichten und Erfahrungen zu erweitern und ging nach England. Die Art der englischen Schulerziehung, die im Gegensatz zu der damals in Deutschland üblichen sich nicht nur auf Autoritätsglauben aufbaute, sondern der Eigenart der Kinder mehr gerecht wurde und ihnen mehr Freiheit gewährte, um je dann große Selbstsicherheit und selbstverständliche Selbstachtung gewinnen zu lassen, schien ihr richtig und nachahmenswert.

Doch sollte ihr Leben eine andere Richtung einschlagen, und zwar war es ihr Bruder, mit dem sie eine herzliche Freundschaft verband, der mit ihren Schulplänen nicht einverstanden war: er machte als Oberstabsarzt den Feldzug 1870/71 mit und suchte sie schriftlich dazu zu gewinnen, Medizin zu studieren — in damaliger Zeit ein außerordentlich gewagtes Unternehmen, ein Sprung ins absolut Dunkle. Nicht leicht wurde ihr der Entschluß, und wenn sie nicht losgelöst von der Heimat und ganz auf sich selbst gestellt gewesen wäre damals, wäre es ihr überhaupt nicht gelungen. Nach vielem Ringen mit innerer Unsicherheit und nicht mit heller Begeisterung ging sie schließlich an den veränderten Lebensplan heran — was wohl zu verstehen ist, wenn man von den vor 50 Jahren noch in Deutschland herrschenden Anschauungen hört, nach denen ein auf der Unversität und noch dazu Medizin studierendes Mädchen etwas Undenkbares war! Außer Bruder und Mutter sollte zunächst niemand von dem Plane erfahren. Wenn er aus irgend einem Grunde mißlang, mußte sie ja doch ins Lehrfach zurückkehren, und welche Eltern hätten dann wohl einem „emanzipierten Frauenzimmer“, das im Präparieresaal und medizinischen Vorlesungen gewesen war, seine Töchter anvertraut!

Die Ausführung bot nun freilich allerhand Schwierigkeiten. Zunächst galt es, die mangelnden Kenntnisse in Latein und Mathematik zu ergänzen. Auf einer deutschen Unversität wurde sie dann aber auf keinen Fall zugelassen, darüber „ließen private Anfragen an maßgebenden Stellen nicht den geringsten Zweifel, eine offizielle Anfrage würde als ein sehr unzeitgemäßer Scherz betrachtet worden sein.“ So bezog sie im Herbst 1871 die Unversität Zürich, um Medizin zu studieren. Immer sind ihr die fünf Jahre ihres Studiums in der Erinnerung als besonders lichtvoll und freundlich erschienen, trotz vieler Unsicherheit, Zweifel, Unruhe, äußerer und innerer Kämpfe — die Zeit, wo sie nur für sich selbst die Verantwortung trug, wo sie einsammeln und ihr eignes Streben betrachten durfte als Teilnahme an einer Arbeit für das Allgemeine. Mit herzlicher Dankbarkeit gedenkt sie Zürichs und jenes kleinen Staatswesens, das „allein in ganz Europa den fragenden und suchenden Frauen die Stille und die Hilfe gewährte, die sie brauchten.“ Mit weiblichen Kommilitonen und gastfreundlichen Familien ward hier manches Freundesband geknüpft, das durchs Leben hindurch anhielt, manch interessanter Einblick in fremde Volkscharaktere wurde getan.

Sehr schwer wurde es ihr, von Zürich zu scheiden; aber auf eine Anstellung in der Schweiz konnte sie als Ausländerin nicht rechnen; auch bot sich schon ein Platz als Volontärarzt an der obstetrischen und gynäkologischen Klinik in Dresden. Eine Annehmlichkeit war dabei, daß ihre Züricher Studiengenossin, Dr. Lehmus, auch an diesem Teile der Ausbildung teilnehmen konnte. „Fast war es wie die Züricher Zeit, — ganz so farbenfrisch und glanzvoll waren die hellen Tage aber doch nicht . . . sie waren überschattet von dem großen Fragezeichen, das seinen Schatten vorwärts fallen ließ auf die ihm Zustrebenden; das Fragezeichen hieß: Berlin und die selbständige Berufsarbeit.“

Ende des Jahres 1876 siedelte sie dahin über, nachdem Dr. Lehmus vorangegangen war. Sie war sich der vor ihr liegenden Hindernisse wohl bewußt — schmal und mühsam war der Pfad! Sehr günstig war für Dr. Tiburtius ebenso wie für Dr. Lehmus, daß sie bei lieben Verwandten ein Heim und angenehme Häuslichkeit finden konnten. Franziska Tiburtius teilte den Haushalt ihres Bruders, der mit der ersten Zahnärztin Berlins, Henriette Tiburtius-Pagelsen, verheiratet war. Diese hatte nach ihrer ersten Ehe als mittellose Witwe vergeblich eine Stellung als Haushälterin in Berlin gesucht, und als ihr klar geworden war, daß den Frauen weitere Berufe

erschlossen werden mußten, hatte sie bei der preußischen Regierung die Erlaubnis durchgesetzt, in Preußen zu praktizieren, wenn sie in Amerika die Zahnheilkunde studiert haben würde. Sie mußte ja — im Herbst 1867 — in Philadelphia die Erfahrung machen, daß die Aufnahme einer Frau in das Pennsylvania Dental College auch auf Schwierigkeiten stieß, aber sie erreichte doch, was sie wollte, und studierte dort als die erste Frau. Später schuf sie sich in Berlin eine glänzende Praxis und führte sie auch während der zweiten Ehe und als Mutter zweier Söhne fort.

Sunächst galt es nun für Dr. Tiburtius und Dr. Lehmus, festen Boden unter den Füßen zu gewinnen den Behörden gegenüber und zu versuchen, zum deutschen Staatsexamen zugelassen zu werden. Dies letztere erwies sich als eine Unmöglichkeit; die Erlaubnis zur Ablegung des Examens war vorher schon vom sächsischen Kultusminister nicht zu erreichen gewesen, vom Reichskanzleramt erfolgte einfache Ablehnung ohne Angabe von Gründen!

Aber trotz mancher Schwierigkeiten, die man ihnen in den Weg legte — sie durften z. B. keine Totenscheine ausstellen, keine Stellungen an Krankenkassen, bei Behörden annehmen u. dergl. — konnte man sie doch nach der in Preußen bestehenden Gewerbe-freiheit nicht am Praktizieren hindern, und Berlin hatte seine ersten Frauenärztinnen.

Sehr vorteilhaft war es, daß sie zu zweit auf den Plan traten und sich auch in der Praxis gegenseitig stets unterstützten, wo Hilfe eines Kollegen notwendig wurde. Hatte man doch mit starkem Mißtrauen der männlichen Kollegen zu kämpfen. Eine von ihnen beiden gegründete, durch das tatkräftige Eingreifen der Schwägerin möglich gemachte Poliklinik in einem Arbeiterviertel der Stadt wurde ihnen in der ersten Zeit ihrer Praxis ein befriedigendes Arbeitsfeld. Nur langsam ward das Vertrauen des Publikums gewonnen, auch die Frauenwelt kam den weiblichen Ärzten durchaus nicht so begeistert entgegen, wie manche Frauenrechtlerinnen gemeint hatten. Es hat lange gedauert, bis die Stimmung der Ärzte den beiden Eindringlingen gegenüber ruhiger wurde und sie ihnen traute.

Es war die Zeit, als in Berlin eine ganze Anzahl hochbegabte, weitschauende und tatkräftige Frauen wirkten, die eigenen Gedanken nachsannen und diese mit großer Energie in Taten umzusetzen verstanden. Mit vielen dieser Frauen hat das Leben Franziska Tiburtius zusammengeführt; rührend gedenkt sie einer Jeanette Schwerin, einer Gertrud Guillaume-Schack, einer Hanna Bieber-Böhm. Sie kannte Anna Schapeler-Lette, Lina Morgenstern,\*), Henriette Schrader, Helene Lange, Minna Cauer und wußte sie in ihrer Bedeutung zu schätzen.

15 Jahre lang blieben Dr. Tiburtius und Dr. Lehmus die einzigen Ärztinnen Berlins, dann kamen Berufsgenossinnen dazu, denen, durch die Erfahrungen belehrt, es schon leichter wurde, festen Fuß zu fassen. Seit 1894 nahmen einige deutsche Universitäten Frauen als Gasthörerinnen auf, und mit einem Schlage änderte sich die Lage, als laut Bundesrathbeschluß vom Jahre 1898 die Frauen zu der deutschen Staatsprüfung zugelassen wurden. Vielleicht hätte Franziska Tiburtius nun mit mehr Erfolg als früher ihre Versuche wieder aufnehmen können, zum Staatsexamen zugelassen zu werden — aber sie konnte sich nicht zu einer Unterbrechung ihrer ausgedehnten Praxis verstehen und brauchte auch den moralischen Hintergrund des abgelegten Examens nicht mehr gegenüber dem Publikum und den Behörden.

Nachdem sie 1910—11 ihre Geschwister durch den Tod verloren hatte, blieb sie noch sieben Jahre lang in ihrer blühenden Praxis, um sie dann im 64. Jahre aufzugeben. Sie war noch in voller geistiger und körperlicher Frische, fürchtete aber ein frühzeitiges Altern und den Verlust der Selbstkritik — so schied sie vielleicht vorzeitig, mit schwerem Herzen aus ihrer reichsegneten Lebensarbeit, die ihr reiche Befriedigung gewährt hat und für ihre Berufsgenossinnen als Pioniertätigkeit so bedeutungsvoll geworden ist. Nach einem mit köstlichen Reisen ausgefüllten, dann aber auch durch das Erleben der schweren Kriegszeit getrübbten Lebensabend schied sie als 80jährige Greisin 1923 aus diesem Leben.

\*) Lina Morgenstern begründete 1866 die Berliner Volksküchen, Musteranstalten rationaler Volksernährung, die in ganz Deutschland nachgeahmt wurden, und war auch viel schriftstellerisch tätig auf dem Gebiete der Hauswirtschaft. Siehe Anna Plotow: Die Begründerinnen der deutschen Frauenbewegung, Verlag Friedrich Rothbart, Leipzig.

## Hedwig Heyl. 1850.\*)

Ein Lebensbild Hedwig Heyl's zu zeichnen, ist für den, der sie nicht persönlich gekannt hat, schwer; erstreckte sich doch ihre Tätigkeit auf die Gründung und Organisation von Anstalten, die den Charakter einer Persönlichkeit nicht so treu wieder spiegeln wie Briefe oder schriftstellerische Arbeit. Es fann sich auch daher in erster Linie darum handeln, den zahlreichen Gründungen Hedwig Heyl's nachzugehen und das Arbeitsgebiet zu umreißen, das sie sich gewählt hat.

Zunächst einige Worte über ihre Entwicklung, wie sie uns von ihr selbst erzählt wird (Aus meiner Kindertube, geschrieben für meine Kinder und Enkel 1906, abgedruckt in Hedwig Heyl, Ein Gedenkblatt, Berlin 1920). Sie ist geboren am 5. Mai 1850 als Tochter des Gründers und ersten Direktors des Norddeutschen Lloyd Eduard Crüsemann in Bremen. Ihre Jugendzeit fällt in das Wachstum der Stadt Bremen, das in erster Linie auf den steigenden Handel zurückzuführen ist. Sie ist also im Hause des Vaters mit dieser Entwicklung Bremens eng verbunden. Es scheint, als habe ihr Vater auf sie einen starken Einfluß ausgeübt, indem er in ihr ein zielbewußtes Denken zu entwickeln suchte, nicht in logisch abstrakter Form, sondern vor allen Dingen anknüpfend an die Vorgänge des täglichen Lebens. Der Schiffshaushalt und seine zweckmäßige Führung bildete oft den Gegenstand der Gespräche auf den gemeinsamen Spaziergängen. Der Sinn für eine geordnete Buchführung als Grundlage jedes Betriebes wurde frühzeitig in ihr geweckt. Neben dieser starken häuslichen Erziehung übte auch der Unterricht bei Ottilie Hoffmann, der Begründerin der Antialkoholbewegung, einen starken Einfluß auf sie aus. Der eigentliche Bildungstrieb erwachte in Hedwig Heyl erst nach der Konfirmation, in der Zeit, die sie bei Henriette Schrader-Breyman in Neu-Wazum bei Wolfenbüttel verlebte. (Vergleiche hierzu den Aufsatz Henriette Schrader-Breyman, Seite 60.) Zwischen Schülerin und Erzieherin entwickelte sich ein echtes Freundschaftsverhältnis, und als Frau Schrader-Breyman nach Berlin übersiedelte, das seit 1868, seit der Hochzeit Hedwigs mit dem Fabrikbesitzer Georg Friedrich Heyl ihr Aufenthalt geworden war, vereinte gemeinschaftliche soziale Arbeit die beiden Frauen.

Ihre sozialen Anschauungen verwirklichte Hedwig Heyl zunächst in dem Fabrikbetrieb ihres Mannes in Charlottenburg. Sie leitete die Arbeiterfrauen zu einer sorgsam und durchdachten Säuglingspflege an. Aus diesen Wurzeln ging der Hauspflegeverein Charlottenburg hervor. Ein Berliner Kindergarten unter der Leitung von Frau von Mahrenholz-Bülow wurde von ihr übernommen und stellte die Grundlage zunächst für einen Kindergarten der Fabrik, später für das Pestalozzi-Fröbelhaus dar. 1884 entstand der Hort für die schulpflichtigen Kinder der Fabrikarbeiter, aus diesem erwuchs das Jugendheim Charlottenburg.

Das Arbeitsfeld Hedwig Heyl's erweiterte sich um so mehr, als die Anstalten über den Rahmen der Fabrik hinauswuchsen. Nach dem Tode ihres Mannes, der, erst 49 Jahre alt, starb, wurde sie noch stärker in Anspruch genommen, ruhte doch auf ihr allein die Erziehung der Kinder, von denen das jüngste 2 Jahre alt war, und die Verwaltung der Fabrik, die sie 7 Jahre leitete, bis ihr ältester Sohn ihr diesen Teil der Arbeit abnahm, und Hedwig Heyl sich ganz ihrer Arbeit zum Wohle der Allgemeinheit widmen konnte.

Neben den sozialen Aufgaben, die oben berührt worden sind, war es vor allen Dingen die Frauenbildung, der sie ihr Interesse zuwandte. Im Verein mit Helene Lange, Henriette Schrader-Breyman, Anna von Helmholtz hat sie mit an den Plänen zur Umgestaltung der Mädchenbildung gearbeitet, wie sie in dem Kreis um die Kaiserin Friedrich diskutiert wurde. Ihr Hauptziel war dabei die Hebung der hauswirtschaftlichen Ausbildung, die sie in ihrer Kochschule auf eine neue Basis stellte. Zum ersten Male wurde hier ein Unterricht gegeben, der den Grundlagen der hauswirtschaftlichen Maßnahmen nachspürte und diese Grundlagen in den Schülerinnen bewußt zu machen suchte. In einer Rede über den Haushaltungsunterricht 1908 kommt dieser Gedanke zum Ausdruck, wenn es heißt: Man hat total vergessen, daß die Hauswirtschaft im Grunde die Mutter aller Wissenschaft war. Diese Kurse wurden später in der Kochschule des Pestalozzi-Fröbelhauses II ausgebaut zu einem Seminar für hauswirtschaftliche Lehrerinnen. Aus

\*) Inzwischen erschien: Aus meinem Leben. Von Hedwig Heyl. C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin 1925.

diesen Kursen heraus entstand das „ABC der Küche“, das erste Lehrbuch, das naturwissenschaftliche Ergebnisse auf den Kochunterricht anwandte und das die Nahrungsmittel und die hauswirtschaftlichen Arbeiten auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet.

Im Jahre 1890 erfolgte ferner die Gründung der ersten Gartenbauschule für Frauen, und damit wurde wiederum ein neuer Beruf für Frauen erschlossen.

Hedwig Heyl hatte erkannt, daß ihre Gedanken zur Hebung der hauswirtschaftlichen Bildung sich nur dann verwirklichen ließen, wenn ein Resonanzboden geschaffen wurde, der diese Forderungen unterstützte. So entstand im Jahre 1902 aus ihren Anleitungen heraus der Verband zur Förderung hauswirtschaftlicher Frauenbildung. Vor allem aber ist die Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf“ zu nennen, die der deutsche Lyzeumklub im Februar und März 1912 veranstaltete. Sie war Hedwig Heyls ureigenstes Werk.

Aus der Arbeit des Verbandes zur Förderung hauswirtschaftlicher Frauenbildung ging dann im Jahre 1915 der Verband deutscher Hausfrauenvereine hervor, nachdem durch die Kriegswirtschaft es weiten Kreisen klar geworden war, wie notwendig eine Vereinigung ist, die neben der Förderung der Ausbildung ihrer Mitglieder die Interessenvertretung eines Berufszweiges ist, dessen Bedeutung für die Volkswirtschaft im öffentlichen Leben gar nicht genug betont werden kann.

So erscheint Hedwig Heyl als Volkserzieherin, die alles, was sie ergreift, tut unter dem Gesichtspunkt, dem Einzelnen seine Verflochtenheit in die Gesamtheit bewußt werden zu lassen, und die versucht, durch Ausbildung des Einzelnen alle Kräfte zur Förderung des Gesamtwohls zu wecken. Hedwig Heyl ist der Typus des neuen Frauengeschlechts, ihre arbeitsfrohe und verantwortungsbereite Persönlichkeit ist sich des Wertes der Frauenarbeit unmittelbar bewußt und versucht, dies subjektive Erleben in anderen lebendig zu machen.

Margarete Sch e d e r.

## Frieda Duenfing. 1864–1921.

Nach „Frieda Duenfing. Ein Buch der Erinnerung“. Verlag f. A. Herbig G. m. b. H., Berlin, 1925.

Frieda Duenfing wurde 1864 in dem hannoverschen Landstädtchen Diepholz als Tochter des Oekonomierats Duenfing geboren. In glücklicher Freiheit und Ungebundenheit, die aber auch ihren Hang zu schrankenlosem Träumen und Schweifen begünstigte, wuchs sie dort mit zwei hochbegabten Schwestern auf. Dann besuchte sie zum Abschluß ihrer Schulbildung die Höhere Töchterschule in Hannover, daran anschließend das Lehrerinnenseminar und legte 1885 ihre Lehrerinnenprüfung ab. Sie war dann als Erzieherin in Thüringen tätig; ihre Mutter verlegte nach des Vaters Tode ihren Wohnsitz mit den Schwestern nach Berlin und später nach Hannover. Hier ward Frieda Duenfing Volksschullehrerin, oder wie sie selbst zielbewußt sagte, „Volksslehrerin“. Die Armseligkeit der meisten ihrer Schulkinder rührte ihr Erbarmen, und bald erkannte sie „Heiterkeit und Liebe“ als die Hauptsache in der Schulpraxis. Im Januar 1893 schrieb sie in ihr Tagebuch: „O, ich möchte nichts anderes sein als eine gute Lehrerin! Was das für eine Seelenkenntnis, eine Selbstlosigkeit, eine Zartheit, Tiefe, Empfindung, Energie, Mut, Weisheit verlangt —“

Und doch wurde es ihr zu eng. Immer fürchtete sie, sie könne in einem beschränkten Arbeitsgebiete, in der engen Schulstube selbstzufrieden werden und den Flug in Höheres und Besseres versäumen. Ihr Blick schweift von der kleinen Schulstube auf die unermesslich große allgemeine Arbeit und Not. Dabei lag ihr eigentliches Wesen aber auf ganz anderem Gebiete: sie war eine Künstlerin, reich an Ideen, an Phantasien, an Träumen, aber bei aller Sehnsucht nach künstlerischer Schriftstellerei fehlte es ihr an Gestaltungskraft. Dies war der tiefste, unstillbare Schmerz ihres Lebens. Immer wieder einmal nahm sie einen Anlauf zu schriftstellerischer Arbeit. Aber unzufrieden mit dem Geleisteten vernichtete sie es stets wieder. Ihr künstlerisches Wesen lebte sich schließlich nur in Briefen aus, die sie an einen engen Kreis von Freunden schrieb, und von denen mancher wie ein Kunstwerk anmutet. Konnte sie nun nicht selber unsterbliche Werke schaffen, so wollte sie ihre tiefe, weiche Seele,

ihr reiches Wissen, ihr Verständnis für Menschen einpflanzen in die Jugend, damit es von dort aus weiterwirke in die Zukunft. Als ein Ziel schwebte der 23jährigen schon die Gründung einer Unterrichtsanstalt vor, worin alle Mängel, die der weiblichen Bildung anhaften und die sie selbst so schmerzlich empfunden hatte, vermieden würden, und wo die Schüler gelehrt wurden, vernünftig zu denken und gut zu handeln. Wenn sie sich dann im letzten Drittel ihres 56 Jahre zählenden Lebens ganz der sozialen Arbeit und Erziehungsaufgaben widmete, so bedeutet das einen Verzicht auf künstlerische Betätigung, die ihr höher, wertvoller erschienen wäre. Und doch lag auf dem Gebiete der sozialen Arbeit ihre eigentliche große Kraft.

Nicht leichten Herzens, aber doch von ihrem ruhelosen Geiste, ihrer überquellenden Lebenskraft zu weiterem, tieferem Erleben getrieben, gab sie ihre Stellung als „Volkslehrerin“ auf. Sie unternahm Reisen nach Frankreich, England und Schottland. Paris bot ihr viel künstlerischen Genuß. In London erhielt sie wohl zuerst einen Begriff von großzügiger Sozialpolitik, und die religiös begründete Wohltätigkeit bestimmter englischer Kreise hinterließ ihr einen tiefen Eindruck. In Schottland genoß sie in vollen Zügen die Schönheit stimmungsvoller Natur. In diesen Jahren ihres Lebens formte sie noch keine bestimmten Pläne, war sie noch nicht auf gemeinnütziges Tun eingestellt; sie schöpfte aus dem Tage und suchte in der eigenen Seele allein die Antwort auf viele aufsteigende Fragen. Daß der Verstand nicht die letzte Quelle der Erkenntnis ist und sein kann, ward ihr dieses Bewußtsein. Zu Gott gewann sie ein eigenes Verhältnis, brauchte keinen Vermittler und Zwischenträger — der Gott irgend einer Kirche hatte ihr nicht viel zu sagen. In Gott, Natur und Kunst fanden alle ihre Kraft und Anschauungen ihre tiefe Wurzel. Mit Frauen, die weitere Lebensbahnen für die Gesamtheit des weiblichen Geschlechts anstrebten, kam sie nicht in Berührung. Später dann hat sie sich mit der Frauenbewegung sehr lebhaft auseinander gesetzt und ist mit vielen Führerinnen persönlich befreundet oder doch in guter Beziehung gewesen. Wo die Frauenfrage an ewige Probleme rührt, wo sie Möglichkeiten seelischer Ausweitung und geistiger Entwicklung eröffnet, ist sie ihr ein Gegenstand leidenschaftlicher innerer Anteilnahme gewesen. Sie war durchdrungen von der besonderen Bestimmung der Frau, ihren Einschlag in das Kulturgewebe des öffentlichen Lebens zu geben.

Während dieser ganzen Zeit, die von reicher Entwicklung, von Liebe und Freundschaft, Leidenschaft und lebendigem Leben aller Art erfüllt war, machte sie Versuche, das innerlich Geschaute künstlerisch zu gestalten — Versuche, deren Mißlingen ihr immer wieder verzweifelte Stimmungen auslöste ob ihres Unvermögens. — Sie entschloß sich, Rechtswissenschaft zu studieren. Es erscheint als ein großer Widerspruch im Leben dieser künstlerischen, durch die Augen mit dem Herzen lebenden Frau, daß sie gerade diesen Zweig der Wissenschaft erwählte. Aber gerade, weil es ihrer Natur fern lag, gerade darum hat sie es auf sich genommen; sie fühlte, daß in der Rechtswissenschaft, in den eisernen Klammern dieses scharf begrifflich geordneten Denkens, das Fundament des aus dem Verstande errichteten Baues menschlicher Beziehungen steck, die sie als ihrem eigenen Wesen in sich ewig feindlich empfand. Daß dieses Studium im Hinblick auf äußere Lebensstellung einen Sprung ins Dunkle bedeutete, socht sie nicht an. Sie war eine der ersten deutschen Frauen, die sich dem Studium der Rechte zuwandten. Es ward ihr nicht Zweck, sondern nur ein Mittel zur Durchführung von Plänen, die auf sozialem Gebiete lagen und immer mehr Gestalt in ihr gewannen. Sie hat dann später als Juristin die Weichheit und Größe ihres Frauengemüts in die Rechtspraxis hineingelegt und geholfen, die starren Buchstaben männlicher Juristerei zu beseitigen, dem nach Seele dürstenden verelendenden Kinde der Großstadt nicht juristischen Formalismus, sondern lebenswarme Liebe zu geben.

Die Studienjahre 1898—1903 verbrachte sie in Zürich und Berlin. In Zürich erwarb sie sich den Doctor juris mit einer Arbeit über das völlig selbständig gewählte Thema: „Die Verletzung der Fürsorgepflicht gegenüber Minderjährigen. Ein Versuch zu ihrer strafrechtlichen Behandlung.“ Damit begann die eigne und eigenartige Leistung Frieda Duenstings, der bedeutendsten der Bahnbrecherinnen praktischer Jugendfürsorge in Deutschland.

Diese Doktorarbeit ragt in Form und Inhalt weit über die üblichen Dissertationen hinaus. Die Verfasserin setzte sich darin mit der privatrechtlichen und öffentlich recht-

lichen Stellung des Kindes gegenüber seinen Eltern und gesetzlichen Vertretern auseinander, wobei sie den öffentlich rechtlichen Einschlag stark unterstrich, und die „Norm“ für das zwischen Kind und Eltern bestehende Verhältnis wie das bei Verletzung der Norm entstehende Delikt formulierte. Entsprechend ihrer Auffassung des Verhältnisses als eines weitgehend öffentlich-rechtlichen nannte sie das Delikt ein „gegen den Staat selbst gerichtetes“. Sie unterschied klar zwischen der Überschreitung des Züchtigungsrechtes und die eigentliche Verletzung der Fürsorgepflicht. Sie arbeitete besonders scharf und klar den Begriff der psychischen Mißhandlung heraus, welcher zahllose unglückliche Kinder zum Opfer fallen.

Einige Jahre später setzte sie sich einmal in der Zeitschrift „Jugendwohlfahrt“ mit den Entwürfen eines Gesetzes betr. Änderung des Strafgesetzbuches vom Standpunkt der Jugendfürsorge auseinander, wobei die in der Doktorarbeit zuerst angesprochenen Töne wieder anklängen.

Nach dem Züricher Semester ward ihr München, wohin ihre Familie übergesiedelt war, eine zweite Heimat. Gern genoß sie dort die lebendige Verbindung mit Musik und Malerei, die sich aus dem Beruf von Schwester und Schwager ergab, gern bewegte sie sich in der Münchener Gesellschaft. In München trat sie in Verbindung mit den politischen Freunden Friedrich Naumanns und fand in diesem Kreis zuerst Verständnis für die Art sozialpolitischer Arbeit, die ihr vorschwebte. Ein Versuch Kerckensieiners, ihr eine solche zu schaffen, scheiterte.

Sie nahm dann vorübergehend Aufenthalt in Leipzig, um dort das Taube'sche System der kommunalen Kinderfürsorge kennen zu lernen. Dann erfolgte ihre Berufung nach Berlin, wo sie mit kurzer Unterbrechung von 1904—1916 weilte. Hier entstand ihr Lebenswerk, die „Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge“. Sie baute sich auf der seit 1901 bestehenden „Zentralstelle für Jugendfürsorge“ in Berlin auf. An grundlegender Arbeit war auf einzelnen Gebieten schon manches geschehen, nun galt es, die vereinzelt gesponnenen Fäden in Städten, in Landkreisen und größeren Bezirken zusammenzuschließen. Für die Entwicklung der Jugendwohlfahrt wird es immer als ein großes Glück zu bezeichnen sein, daß sich für einen zentralen Posten die Persönlichkeit einer Frau fand, deren Schöpferkraft heute noch in zahlreichen Arbeitsstätten nachwirkt. Es bedeutete rastlose Arbeit unter den schwierigsten Verhältnissen, die ihre zarte Gesundheit aufrieb. Ihr heißes, stets das Höchste an Hingabe begehrende Herz stieß sich oft wund an den steinernen Wänden der ruhig-fühlen, vernunftgeleiteten bürokratischen Arbeitsweise oder am Anblick von Ehrgeiz, hohler Geschäftigkeit oder Routine in der sozialen Betätigung. Die ewige Geldnot der Zentralstelle lastete schwer auf ihr. Mit großer Sicherheit erkannte und mit Klarheit formulierte sie die schwierige Aufgabe der Zusammenarbeit des Staates mit der privaten sozialen Hilfstätigkeit. All ihre organisatorische Arbeit beruhte auf Seele und Persönlichkeit. Die Theorie galt ihr wenig, alles die ursprüngliche Wirkung der Persönlichkeit. Eine außerordentliche Menschenkenntnis und große Menschenliebe war das Geheimnis der Macht, die sie über die Menschen ihres Wirkungskreises gewann. Es gehörte zum Reiz ihrer Eigenart, daß sich ihr Herz tief bewegen und erheben ließ und daß jeder zarte oder gewaltige Ton echten Gefühls bei ihr Widerhall fand. Die Tragik jedes Menschen und ihr persönliches Ergriffensein durch sie war das beinahe normale Ergebnis jeder Begegnung. Damit vermählte sich aber für sie als notwendige Ergänzung ein befreiender Humor.

Als sie 1911 das Gefühl hatte, daß ihre Arbeit gefestigt war, gab sie diese Aufgabe aus der Hand und kehrte wieder zur Schultätigkeit zurück. Sie ward Dozentin an der Viktoria-Fortbildungsschule. Die Berührung mit der Jugend, die sie unterrichtete, war ihr stets Erquickung und Freude.

Während des Krieges hat sie das Hinreißende und Erhebende der ersten Zeit verhältnismäßig schwach, um so tiefer das Leid und die Empörung über den Gang der späteren Entwicklung empfunden. Sie begrüßte die Revolution 1918 mit einem Gefühl tiefster Erleichterung, schon in den Monaten vorher war sie der Sozialdemokratie näher getreten, ohne den Anschluß an die Partei selbst zu vollziehen. Sie blieb parteilos und wartete auf den Tag, an dem die wertvollsten Menschen aller Kreise sich demaleinst zusammenfinden mögen, um Deutschland aus der Enge des Klassenlebens hinauszuführen auf die freien Höhen einer sozialen Kulturbewegung.

Wiederholt hatte ihre schwache Gesundheit sie zur Unterbrechung der Arbeit genötigt, und der Aufenthalt in Berlin konnte sie gewiß nicht gesünder machen. 1916 mußte



sie so für ein volles Jahr ein Sanatorium aufsuchen, um ihre angegriffene Lunge auszuheilen und einen schweren Erschöpfungszustand zu überwinden. Dann übernahm sie nach einem Jahr vorbereitender Arbeit den Posten als Leiterin der sozialen Frauenschule in München, den sie vom Herbst 1918 bis zu ihrem Tode beibehalten hat.

Die sozialen Frauenschulen, deren erste 1902 von Alice Salomon ins Leben gerufen ward, sind die Stätten, in denen berufliche Schulung und Erziehung zu sozialer Gesinnung und sozialem Handeln miteinander verbunden werden. Zu dieser Wesensart der sozialen Frauenschule konnte F. D. nichts von Bedeutung hinzutun. Aber eine von ihr geleitete Schule mußte diesen Zielen in höchstem Sinne gerecht werden können. Hier fand ihre Persönlichkeit ein neues wundervolles Feld der Arbeit in der Einwirkung auf junge, empfängliche Menschenseelen, denen sie die ganze Not der Zeit mit dem Ziel, selbst einst Hand an den Pflug zu legen, erschloß. Der formvollendete Reichtum ihres Unterrichtes fand seine Ergänzung in einem warmen, innig persönlichen Zusammenleben zwischen Lehrerin und Schülerinnen.

Aber mitten in dieser fruchtbringenden und sie selbst auch so voll befriedigenden Tätigkeit ereilte sie der Tod. Einer Lungenentzündung, der vor allem das Herz nicht mehr standhielt, erlag ihr entkräfteter Körper im Januar 1921. Sie fand auf dem schönen Gautinger Waldfriedhof neben ihrer Mutter ihre letzte Ruhestätte.

Versenken wir uns in die zwanzigjährige, soziale Wirksamkeit dieser großen Frau, so reißt uns die Erkenntnis, daß alle soziale Hilfe den Menschen, den gefesselten Geist und seine Leidenschaften lösen muß, damit er ganz Mensch wird, groß und wertvoll in sich selbst.

## Josephine Levy-Rathenau. 1877—1921.

Durch die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde die Frau in immer größeren Scharen ins Erwerbsleben gedrängt, ohne daß sie die Möglichkeit gehabt hätte, sich für ihre berufliche Tätigkeit gründlich auszubilden oder diese ihrer besonderen Eignung entsprechend wählen zu können. Welche schweren Gefahren diese schnelle Entwicklung für die Volkswirtschaft sowohl, als auf das Ansehen und die Wertung der Frauenarbeit mit sich brachte, kann hier nicht erörtert werden. Jedenfalls geriet unser Geschlecht in eine so tiefe wirtschaftliche, körperliche und seelische Notlage, daß der Bund deutscher Frauenvereine sich veranlaßt sah, 1898 eine Auskunftsstelle einzurichten, die allen weiblichen Berufsuchenden Rat und Unterstützung angedeihen lassen sollte. Unter schwierigsten Verhältnissen arbeitete diese Stelle die ersten drei Jahre, ohne recht vorwärts zu kommen, bis man die damals 24jährige Josephine Levy-Rathenau bat, deren Leitung zu übernehmen.

Josephine Levy-Rathenau stammte aus einer vornehmen, begüterten, jüdischen Familie in Berlin. Von Jugend an zeigte sie besonderen Eifer und unermüdbaren Schaffensdrang. Kaum der Schule entwachsen, stellte sie sich in den Dienst sozialer Hilfsarbeit. Bald durchschaute sie die Fülle sozialen Elends, besonders die Not der berufstätigen Frauen. Mit fabelhafter Umsicht und einem seltenen organisatorischen Geschick gelang es der kaum 23jährigen, die berufstätigen Frauen Berlins zur gegenseitigen Förderung im „Berliner Frauenklub von 1900“ zu sammeln. Dadurch lenkte sie die Aufmerksamkeit des Bundes Deutscher Frauenvereine auf sich. Eine so wertvolle Arbeitskraft konnte er sich nicht entgehen lassen und veranlaßte sie zur Übernahme der Leitung der obenerwähnten Auskunftsstelle.

Hier hatte Frau Levy ein Arbeitsgebiet gefunden, das bis an das Ende ihres Lebens den größten Teil ihres Denkens und Wirkens ausfüllte, und auf dem sie ihr großartiges Organisationstalent voll entfalten konnte. In wenigen Jahren wurde die Auskunftsstelle zu einer Mustervereinigung für ganz Deutschland ausgebaut. In allen größeren Orten wußte sie ähnliche Einrichtungen zu erwecken. Sie half mit Rat und Tat dabei, befruchtete die Arbeiten allerorts durch Flugschriften, Vorträge, aufklärende Artikel in der Presse der verschiedenen Richtungen. Sie förderte den engen Zusammenschluß der einzelnen Berufsgruppen, kämpfte mit den Berufsverbänden unermüdbar für geordnete Lehrverhältnisse und vollwertige Bildungsanstalten für die Frauen, aber auch mit Schärfe und Ausdauer gegen minderwertige Schnellpressen,

irreführende Inserate und ähnliches. Auch die Schulen und Behörden wußte sie für ihre Ideen zu gewinnen. Im Jahre 1911 schloß sie alle Beratungsstellen zu enger Zusammenarbeit zusammen in dem „Kartell der Auskunftsstellen für Frauenberufe.“ Von 1911—1920 gab sie das Blatt „Frauenberuf und Erwerb“ heraus, das als Beiblatt zur „Frauenfrage“ erschien und eine Fülle berufskundlichen Materials enthält. Es war das erste deutsche Organ zur öffentlichen Erörterung der mit der Berufsberatung zusammenhängenden Probleme.

Von der Gründlichkeit und Klarheit ihrer Arbeit zeugt besonders ihr Hauptwerk, der 5. Band des Handbuches der Frauenbewegung, der unter dem Titel: „Die deutsche Frau im Beruf“ erschien und in wenigen Jahren 5 Auflagen erlebte. Dieses grundlegende Werk ist eine Materialsammlung über alle Frauenberufe, ihre Anforderungen und Ausichten, Ausbildungswege und Ausbildungsanstalten. Es ist vielen Ratsuchenden und Ratgebenden unentbehrlich gewesen. Wie frei von allem persönlichen Ehrgeiz sie nur für die Sache wirkte, bewies sie dadurch, daß sie später auf eine Neuauflage dieses Werkes verzichtete, als jedes deutsche Land die Berufsberatung nach ihrem Muster so durchgebildet hatte, daß die sachkundige mündliche Beratung und die gründliche Durchbildung der angestellten Berater jeden gedruckten Führer überflüssig machte.

Als Josephine Levy-Rathenau ihr Ziel erreicht hatte, daß sich die Regierungen der Berufsberatungsarbeit zuwandten und nach ihrem Vorbilde auch Einrichtungen für die Knaben schuf, sie zu lokalen Berufsämtern und Landesberufsämtern ausbaute, dann blieb sie an der Spitze des „Frauenberufsamtes“ des Bundes deutscher Frauenvereine. Was sie für die Berufsinteressen der Frauen getan hat, das werden nur die voll ermessen können, die die Entwicklung während der letzten 2 Jahrzehnte mit ihr verfolgt haben.

Wenn die Bearbeitung der Frauenberufsfragen sie sicherlich am meisten beschäftigte, so konnte diese ihren Schaffensdrang doch nicht ganz befriedigen. Sie organisierte in wenigen Tagen nach Kriegsausbruch das große Hilfswerk des „Nationalen Frauenendienstes“ in Berlin und blieb bis Kriegsende seine Vorsitzende. In unermüdlicher Kleinarbeit erfüllte sie hier ihre vaterländische Pflicht. Auch nach dem Zusammenbruch blieb sie in vorderster Reihe stehen und übte sogar einige Zeit das Amt eines unbesoldeten Stadtrates in Berlin aus. Eine gute und gründliche Vorschule hatte sie hierfür durchgemacht in der engen Zusammenarbeit mit ihrem Gatten, der selbst jahrelang in der kommunalen Verwaltung ehrenamtlich tätig war. Ihre Mitarbeiter sahen sie ungern scheiden und rühmten ihre Gewissenhaftigkeit, ihre große Umsicht und ihre unermüdliche Pflichttreue, trotzdem sie damals schon schwer leidend war.

Und diese Frau, die nie müßig war, die sich aufopferte für das Wohl ihrer Geschlechtsgenossinnen, für das Wohl der weiblichen Jugend, für das Wohl ihres Volkes ohne Unterschied des Standes, sie wird uns auch geschildert als vorzügliche Hausfrau, als beste, verständnisvolle Lebensgefährtin ihres Gatten. Mit treuer Liebe hing sie bis zuletzt am Elternhause und an den Geschwistern, ein harmonisches Familienleben gab ihr die Lebensfreude und die Schaffenslust.

Ob die jetzt heranwachsende Jugend, die die tausend Möglichkeiten, ihre Anlagen und Talente frei ausbilden zu können, so selbstverständlich hinnimmt, wird ermessen können was Josephine Levy-Rathenau für sie getan hat? Möchte sie wenigstens an ihrer Persönlichkeit erkennen, daß Begabung und Talente nicht nur eine angenehme Mitgift sind sondern eine Verpflichtung, diese zu leistungsfähigen, wertvollen Kräften zu entwickeln im Dienste an unserem Volke.

Erna Müller.

## Ottlie Baader. 1847—1925.

Ottlie Baader wurde 1847 als Tochter eines Fabrikarbeiters in Frankfurt a. O. geboren. Nur bis zum 7. Lebensjahre konnte sie sich der liebevollen Pflege und Führung einer guten Mutter erfreuen; diese starb dann, und Ottlie wuchs mit noch drei Geschwistern meist sich selbst überlassen, ohne mütterliche, ja ohne weibliche Fürsorge auf. Sie lernte Arbeit und Sorge frühzeitig kennen. — Die ersten Kenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen wurden ihr von den Eltern beigebracht; nur vom 10.

bis 15. Jahre besuchte sie regelmäßig die Schule. Dann zog der Vater mit den Kindern nach Berlin. Es galt mitzuverdienen, und Ottilie fand Arbeit in einer Nähstube. In dieser Werkstatt schlug viel leichtfertiges, gemeines Geschwätz an ihr Ohr; es ist ihr später oft durch den Sinn gegangen, wie dies hätte zu frühzeitiger Verdiennis solch jugendlicher Arbeiterinnen führen müssen, wie sie war, wenn sie nur irgend dafür empfänglich gewesen wäre. Sie erhielt erst 3, dann 5 Taler im Monat. Nach einigen Jahren nahm sie besser bezahlte Arbeit in einer Wollfabrik an. Sie verdiente hier 2 Taler wöchentlich, aber die sanitären Zustände in der Fabrik waren derartig schlecht, daß sie körperlich völlig herunterkam; eine Gewerbeaufsicht gab es noch nicht, Organisationen, die das Interesse der Arbeiterinnen vertraten, auch nicht. Besonders die Nachtarbeit zehrte an ihrer Gesundheit. Als sich in den 60er Jahren die Nähmaschinenindustrie entwickelt hatte, die eine Umwälzung auch in der Wäscheindustrie hervorrief und u. a. auch zu fabrikmäßiger Herstellung von Kragen und Manschetten führte, lernte Ottilie das Maschinennähen und arbeitete in einer solchen Fabrik. Hier erlebte sie nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges 1870 eine unwürdige Lohnrückerei, die zu einer einmütigen Opposition der Arbeiterinnen gegen den Unternehmer führte, an deren Spitze sie sich mit stellte. Dann kaufte sie sich eine eigene Maschine und erprobte das Leben einer Heimarbeiterin. Dabei vergingen die Jahre, ohne daß sie ihr etwas anderes gebracht hätten als mühsame Arbeit und geringen Verdienst. Ihre Geschwister verheirateten sich; ihr blieb die Aufgabe, den alten Vater, mit dem sie in kleinem Haushalt lebte, über zwei Jahrzehnte zu erhalten. Es war ein einförmiges Leben, ohne Möglichkeit, etwas von dem Schönen, das die Welt bietet, zu genießen, ein Frauenleben ohne frohe Zukunftsaussichten. Eine Zeitlang gehörte sie auch dem bürgerlichen Arbeiterinnenverein an, den Frau Luise Morgenstern gegründet hatte. Als sie zum erstmalig an einer sozialdemokratischen Versammlung teilnahm, machte ihr die freimütige und natürliche Redeweise, die sie dort erlebte, einen nachhaltigen Eindruck. Doch es dauerte noch eine ganze Weile, bis sie selbst zur Sozialdemokratie kam.

Die Auswirkungen des Sozialistengesetzes 1878 wendeten das Interesse immer weiterer Kreise des Proletariats den wirtschaftlichen und politischen Fragen zu. Sozialistische Bücher wie Marx' „Kapital“ und Bebel's „Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ erschienen gerade zu jener Zeit und wurden, wenn auch sofort als staatsgefährlich verboten und unterdrückt, eifrig gelesen und diskutiert. Auch Ottilie Baader wurde von der Bewegung ergriffen. Sie besuchte sozialdemokratische Versammlungen, griff mit in die Diskussion ein, wirkte mit bei der Gründung von Arbeiterinnenvereinigungen und trat dann öfter selbst als Referentin auf. Langsam, aber stetig nahm die Bewegung unter den Frauen und Mädchen der Arbeiterklasse zu; die polizeilichen Schikanen auch in der Zeit noch nach Auflösung des Sozialistengesetzes vermochten nicht, die Führerinnen, unter denen sich auch Ottilie Baader befand, zu entmutigen. Von 1900—1908 war Ottilie Baader Zentralvertrauensperson der Genossinnen Deutschlands. Als solche führte sie eine planmäßige, einheitliche Regelung der Agitation im ganzen Reich durch, um alle proletarischen Frauen und Mädchen mit einander in Verbindung zu bringen. Über die Entwicklung und Wirksamkeit der sozialdemokratischen Frauenbewegung in dieser Zeit erzählt sie ausführlich in ihren Lebenserinnerungen „Ein steiniger Weg“ (Verlag Dietz, Stuttgart 1921). Als 1908 das Reichsvereinsgesetz angenommen wurde, das insofern eine Mündigkeitserklärung der Frau brachte, als es die gesetzlichen Hindernisse der weiblichen Betätigung in politischen Vereinen hinwegräumte, erkannte man das Amt einer Zentralvertrauensperson als überflüssig. Die Vertreterin der Frauen sollte dem Parteivorstand eingefügt werden. Auf Ottilies Vorschlag wurde Luise Ziehl in den Parteivorstand gewählt; sie selbst trat bei dieser Gelegenheit von der öffentlichen Wirksamkeit zurück. Im Juli 1925 starb sie, eine schlichte, pflichttreue Frau aus dem Volke, der auch politische Gegnerinnen tiefe Achtung nicht versagen konnten, in einem Berliner Krankenhaus.

Ottilie Baaders Leben, das zunächst keinen besonderen Stempel trug — Tausende von Arbeitsmädchen haben in ihrer Zeit wie sie gelebt und geschafft — zeigt, wie eine Frau mit dem Herauswachsen aus der geistigen Enge ihres Daseins an inneren Werten gewinnt, wie ihre natürlich? Mütterlichkeit, die sonst nur zu oft in Familienegoismus ausartet, sich dabei umsetzt in das ethisch viel höher zu bewertende soziale Empfinden.

## Adelheid Popp. 1889.

Adelheid Popp, die temperamentvolle Gründerin und Führerin der sozialdemokratischen Frauenbewegung Österreichs, hat von klein auf hart mit dem Schicksal ringen müssen.

Wie hunderttausend Proletarierkindern vergeht ihre Kindheit voll von Anfreude, Furcht, Kälte, Liebesbedürfnis, das keiner stillt. Der Vater, ein Weber, ist jähzornig, trunksüchtig, dazu oft arbeitslos. Die Mutter ist ein sich aufopferndes Arbeitstier, hart geworden durchs Leben und leer an Liebesungen für das kleine Ding, das jüngste von fünf Kindern. Sobald Adelheid die Finger regen kann, muß sie die Wirtschaft in Ordnung halten. Schulunterricht hält die Mutter für sehr überflüssig. — Arbeiten und Geld verdienen soll die Kleine. Mit 8 Jahren leistet sie Heimarbeit und ist bei der häufigen Arbeitslosigkeit der Eltern und Geschwister zuweilen die einzige Verdiennerin in der Familie. Eigentlich geht sie gern in die Dorfschule und hegt sogar den stillen Wunsch, Lehrerin zu werden, aber als sie ihn einmal äußert, wird sie für ganz verftiegen erklärt. Kleine Freuden, die sie sich selbständig schafft, werden ihr oft arg vergällt.

Als sie 10 Jahre alt ist, stirbt ihr Vater, ohne daß sie Trauer empfindet. Die Mutter siedelt aus dem böhmischen Dorf nach Wien über. Adelheid besorgt als die Schreibgewandte die Anmeldung auf der Polizei. Sie tritt unter die Rubrik „Kinder“ einzutragen, kommt ihr nicht in den Sinn. Sie fühlt sich gar nicht als Kind. So kommt es, daß sie nicht mehr zum Schulbesuch aufgefördert wird. Ihre Mutter sucht ihr Arbeit, zunächst bei Bekannten, dann muß sie sich immer für älter ausgeben als sie ist. Arbeit von zwölf, vierzehn und sechzehn Stunden und oft noch Heimarbeit im kalten Zimmer im Bett sitzend, Arbeitslosigkeit, Not, Ekel vor den Mitarbeiterinnen, Verfolgungen vom Vorgesetzten, Schlafburschen, Krankheit, Bitternis wegen ihres arseligen Außern, Lebensüberdruß sind der Inhalt ihrer milden, ersten Mädchenjahre.

Vierzehnjährig liegt sie längere Zeit im Krankenhaus, die schönste Zeit ihres Lebens bis dahin! Ihr sehnlichster Wunsch, nur einmal ausschlafen zu können, wird erfüllt. Sie ist so geschwächt durch Überarbeit und Arbeit in ungesunden Betrieben, daß der Arzt schließlich erklärt, sie sei unheilbar siech. Sie wird ins Siechenhaus überführt. Zwischen den wunderlichen, alten, hustenden Frauen in dem öden, großen, unfreundlichen Hause wirds ihr ganz gruselig zu Mute. Da sich niemand um sie kümmert und für sie bezahlt, soll sie nach ihrer Heimatgemeinde abgeschoben werden. Ihr graut es entsetzlich vor dem böhmischen Ort und dessen Bewohnern, deren Sprache sie nicht versteht. Am fünften Tage kommt aber die Mutter und holt sie ab, und das alte Leben findet seine Fortsetzung.

Man meint, sie müßte untergehen in der Häßlichkeit der Armut. Aber eine lebhafteste Phantafie täuscht sie über die Armseligkeit ihres Lebens hinweg. Sie liest leidenschaftlich gern in jeder ihrer kurzen Feierstunden: Hegen- und Räubergeschichten, Erzählungen vom Ritter Blaubart, hundertbändige Romane — ohne Schaden an ihrer Seele zu nehmen. Selten bekommt sie ein gutes Buch in die Hände. Sie träumt sich in ihre Geschichten hinein. Abends muß sie der Familie im Bett erzählen, bis diese einschläft, tagsüber in der Fabrik den Mitarbeiterinnen, Sonntags manchmal der Meisterin, oder sie wird zu Bekannten eingeladen, die ihre Geschichten hören wollen. Sie kann gut erzählen, ihre Mitarbeiterinnen lieben sie um dieser Kunst willen. Sonst gilt sie für stolz, da sie sich von dem leichtfertigen Tun und Treiben mancher Arbeiterinnen zurückhält. Höchst romantisch verbringt sie ihre Sonntagnachmittage, am liebsten auf einer Friedhofsbank unter einer Trauerweide lesend oder sich schwärmerisch vertiefend in die Gestalt eines halbverfallenen Denkmals, die einen jungen Ritter darstellt. Dieser Jüngling bleibt lange Zeit ihre einzige Liebe. Nach Mädchenart wünscht sie sich zu verheiraten. Eine Reihe von Bewerbern weist sie jedoch ab, da keiner jene große Liebe in ihr erweckt hat, von der sie in Geschichten gelesen.

Eines Tages hört sie zum ersten Male von sozialistischen Ideen sprechen. Sie erfaßt diese mit so glühendem, tatbereitem Wollen, daß sie ganz unglücklich ist, nur ein Mädchen zu sein. Daß sie als Frau für die Ideen der Partei oder gar in der Öffentlichkeit wirken könne, kommt ihr zunächst gar nicht in den Sinn. Ihre Mutter hatte sie nach ihrem Grundsatz: „Ein anständiges Mädchen wird zu Hause gesucht“, beeinflusst. Sie hatte sich jeder Geselligkeit ferngehalten, keine Versammlun-

gen besucht, nie Vorträge gehört. Eine orthodox-katholische patriotische Zeitung hatte ihr Richtlinien für ihr Denken gegeben. So war sie gut monarchisch gewesen, antisemitisch eine zeitlang, kindergläubig hatte sie ihr elendes Leben als Gottesfügung betrachtet. Jetzt fällt ein Götzchen nach dem andern in Trümmer. Aber schmerzlos löst sich das Alte. Im Gegenteil, mit heller Freude fühlt sie inneres Wachstum. Es drängt sie unbändig, mehr zu wissen. Sie liest Engels, Kasalle, die „Neue Zeit“, eine neunbändige Weltgeschichte, beginnt ein dickes, höchst trockenes Werk über Erfindungen. An Goethe, Schiller, Wieland, Lenau, Chamisso hat sie schon länger Freude gefunden, nachdem sie Goethe zuerst als unsittlich abgelehnt hatte. Einmal, als sie zu Hause in „ihrer“ Zeitung von der Befreiung der unterdrückten Frau liest, fängt sie an zu grübeln, vertieft sich und begeistert sich schließlich so, daß sie plötzlich auf den Stuhl springt und ihrer Familie aus dem Stegreif eine flammende Rede hält. „Die geborene Rednerin“ urteilen ihr Bruder und dessen Freund.

In der Fabrik erzählt sie jetzt nicht mehr Romane, sondern sie spricht vom Sozialismus. Das Wissen ist ihr aber nicht genug, sie will handeln. Sie sucht Abonnenten für die sozialdemokratische Zeitung zu gewinnen, sie sammelt für den Wahlfond. Sie möchte alle Mitarbeiterinnen zur Begeisterung emporreißen.

In der ersten sozialdemokratischen Versammlung, die sie besucht, wird sie enttäuscht. Der Redner spricht nur immer von Männerleid und Männerelend. Und die Frauen? Dulden sie nicht noch viel schwerer? Aber wo sind auch die Frauen? Ganz vereinzelt sitzen sie unter den Hunderten von Männern. In einer der nächsten Versammlungen spricht ein Mann von der Frauenbewegung und von Bebels „Frau und Sozialismus“. Er schildert die Rückständigkeit, Bedürfnislosigkeit, Zufriedenheit der Frauen als Verbrechen, die alle anderen Übel nach sich ziehen. Bei der Aussprache meldet sie sich zum Wort. Sie schildert beredt die Not der Frauen und sieht die Ursache aller jener Eigenschaften des weiblichen Geschlechts in der Vernachlässigung ihrer geistigen Ausbildung. Sie fordert Bildung und Wissen für ihr Geschlecht. Großer Jubel unter der Arbeiterschaft begleitet ihre Rede von Anfang bis zu Ende.

Ihr starkes Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber den Klassen- und Geschlechtsgenossinnen bestimmt sie, weiter für Klasse und Geschlecht zu arbeiten. Ihre Begeisterung hilft ihr, alle unangenehmen Folgen zu ertragen. Sie findet Anstellung als Agitatorenin in der Partei. Bald ist sie Führerin der sozialdemokratischen Frauen. Jetzt noch wirkt sie als Sekretärin der sozialdemokratischen Frauenbewegung Österreichs.

1890 gründet sie einen Arbeiterinnenbildungsverein. 1892 gibt sie die „Arbeiterinnenzeitung“ heraus, die sie jetzt noch redigiert. Außerdem schreibt sie vielerlei Broschüren. Darin vertritt sie stets die Rechte der leidenden, arbeitenden Frau, mag sie nun Heimarbeiterin, Fabrikarbeiterin, Dienstmädchen sein oder sich einem gehobeneren Berufe zugewandt haben. Sie fordert sie immer wieder auf, durch Beitritt zur Organisation für ihre Menschenrechte zu kämpfen. Einige dieser Schriften sind: „Die Arbeiterin im Kampf ums Dasein“, „Schutz der Mutter und dem Kinde“, „Hausflavinnen“, „Frau, Arbeiterin, Sozialdemokratie“, „Frauenarbeit in der kapitalistischen Gesellschaft“.

Früher schon hat sie auf Bebels Anregung „Die Jugendgeschichte einer Arbeiterin“ herausgegeben, dann ihre „Erinnerungen“, die beide ein Bild ihres Lebens geben. Ein kleines Heft widmet sie den jungen Töchtern des Proletariats. Sie nennt es „Mädchenbuch“. Sein Motto heißt: „Die Welt von heute sei kalt und arm, Schwestern, wir machen sie reich und warm!“ Einfache, warme, gute Worte für ein Leben aufwärts sind darin zu lesen.

Um die Frauen zu Kämpferinnen für das sozialistische Menschheitsideal zu erziehen, versucht sie, sie aus ihrem Hang zum Fatalismus aufzurütteln, sie politisch und ökonomisch aufzuklären und ihnen die Notwendigkeit der Organisation begreiflich zu machen. Sie fordert für die Arbeiterinnen den 8-Stunden-Tag und bessere Löhne, Teilhaben an der Gesetzgebung durch das Wahlrecht, gleichen Lohn für gleiche Arbeit, Verbot der Arbeit in gesundheitschädlichen Betrieben, freie Sonnabendnachmittage, Verbot der Nacharbeit, Mutterschutz für die Schwangeren und für die Wöchnerinnen durch zwölfwöchige Schonzeit, Mütterberatungsstellen, staatliche Krankenkassen, Entbindungshäuser, Verabreichung von Säuglingsmilch an arme Mütter, Stillräume, Wöchnerinnenheime, Hauspflegerinnen, Unabhörigenversicherung durch den Staat, Witwen- und Waisenfürsorge, Gewerbeinspektorinnen; für die Dienstboten staatliche Kranken-, Alters-, Invalidenversicherung, Schutz der weiblichen Ehre, Ruhestunden

am Tag, freie Tage, genügend Schlaf in gesunden Räumen und ordentlichem Bett, bessere Löhne, Aufhebung der körperlichen Züchtigung. Sie wendet sich dagegen, daß keine Frau bei Aufstellung der neuen Gesindeordnung für Niederösterreich gehört worden war.

Vielfach sind ihre Forderungen im neuen Staat erfüllt worden. Aber noch ist das Los der Arbeiterin nicht menschenwürdig in ihren Augen, und die Bedingungen für das Werden der neuen Frau sind noch nicht gegeben.

1897 verheiratet sie sich mit einem in der Partei hervorragend tätigen Genossen; sie wird Mutter. Aber schon 1902 verliert sie den Gatten durch den Tod. Als Redakteurin der „Wiener Arbeiterinnenzeitung“, als Sekretärin der sozialdemokratischen Frauenbewegung Österreichs und als Reichstagsabgeordnete kämpft sie mit Kraft und Hingabe durch Wort und Schrift für den Sozialismus, an den sie nie den Glauben „auch nur für einen Augenblick“ verlor.

Elisabeth Mai.

## Klara Zettin. 1857.

Die Geschichte der Frauenbewegung kann und wird niemals an Klara Zettin vorübergehen, deren Bild in Wirklichkeit wesentlich andere Züge trägt, als die Allgemeinheit vermutet; ist doch zumeist nur das Zerrbild bekannt, das eine gegnerische Presse von ihr verbreiten durfte, als in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts das zielbewußte Wirken der mutigen und warmherzigen Kämpferin für Frauenrecht begann.

Mut und Warmherzigkeit verbunden mit tätiger Nächstenliebe bildeten die Atmosphäre des Elternhauses im sächsischen Dörfchen Wiederau (Amtshauptmannschaft Rochlitz), in dem Klara am 5. Juli 1857 als ältestes von drei Kindern des Kirchschullehrers Gottfried Eißner geboren wurde. Fortschrittliches Denken, zielbewußtes Streben, rastlose Betätigung, rege Anteilnahme an sozialen und politischen Vorgängen lebten ihr beide Eltern in gleichem Maße vor. Denn der Vater, der — bei einer täglichen Schülerzahl von 120 und mehr — seiner zweiklassigen Dorfschule einen ausgezeichneten Ruf erwarb, fand noch Zeit, sich um das geistige Niveau der Umgebung zu kümmern, gegen den Aberglauben der ländlichen Bevölkerung anzukämpfen und sich alltäglich der Fortbildung einer Anzahl begabter, meist mittelloser Schüler zu widmen. Vielen von ihnen hat er selbstlos und auch mit bedeutenden Opfern den Weg zum Lehrerberuf geebnet, und mancher lebt noch, der im grauen Haar gern des Förderers und Wohltäters seiner Jugend gedenkt. Von gleicher Vorbildlichkeit für die zwei Mädchen und den Knaben waren auch Wesen und Walten der klugen, feingebildeten Mutter, deren Energie und fortschrittliche Gesinnung im Orte und bei des Mannes vorgesezter Behörde manchen Anstoß erregte. So war sie es, die es wagte, das Mädcheturnen zu fördern und selbständig einzuführen zu einer Zeit, die keineswegs auch nur das Männerturnen allgemein als notwendig und nützlich erkannte. Wie revolutionär dieser Schritt war, erhellt daraus, daß der Pfarrer den Besuch der Turnstunden als unmoralisch öffentlich verbot. So stellten die eigenen Mädchen zunächst das Hauptkontingent der Turnerinnen, bald aber kamen die Gastwirtstöchter hinzu, und einige Bäuerinnen der Umgebung glaubten wohl auch ihre weiblichen Sprößlinge bei der Frau Schulmeisterin unter allen Umständen gut aufgehoben. Fand man doch allgemein Gefallen an den anmutigen Reigen, die fein berechnende Leiterin wohl zur Propaganda vor den Eltern aufführen ließ. Wuchs so die Mädcheturnerschaft erheblich, so schmolz sie freilich um Opfern noch erheblicher zusammen: hatte ja der Pfarrer von der Kanzel aus jedes Mädchen das zum Turnen ging, mit Ausschluß von der Konfirmation bedroht! Dies Turnverbot unterließ zum ersten Male, als mit dem Jahre 1871 auch Klaras Konfirmation herannahte. Den energischen Protest der Lehrersfrau, die — das wußte man nur zu gut! — sich unter keinen Umständen einem eigenmächtigen Dekret gefügt hätte, wollte der Pfarrer lieber nicht hervorrufen. Mit Ausbruch des Krieges hatte Frau Eißner begonnen, eine ausgedehnte soziale Tätigkeit zu entfalten, auch den jetzt noch bestehenden Wiederauer Frauenverein begründet, zunächst

mit dem Zwecke der Unterstützung aller armen Strumpfwirkersfamilien, die den größten Teil der Einwohnerschaft bildeten und deren Ernährer im Felde standen. Mit einem warm empfundenen und doch sachlich gehaltenen Aufruf zum Spenden von Liebesgaben und Verbandzeug gingen Klara und ihre Schwester von Haus zu Haus, und reichlich genug flossen zur Freude von Mutter und Kindern die Gaben. Aber die reine Freude sollte nicht ungetrübt bleiben; der Lehrer wurde zum Pfarrer entbotten und von ihm wie von seiner Gattin heftig abgefanzelt: „Was sich die Lehrersfrau nur einfallen lasse, solche Tätigkeit gehöre sich nur für Bürgermeisters- und Pfarrersfrauen, und wenn sie — die Frau Pfarrer — selbst zu krank sei, etwas zu unternehmen, so hätte Frau Eißner doch erst um Erlaubnis bei ihr fragen müssen; was überhaupt ein Frauenverein hier solle: es sei doch noch keines im Dorfe verhungert und erfroren.“ Charakteristisch für den Geist der Selbständigkeit und Unerschrockenheit, den Klara von ihrer Mutter erwerben konnte, ist der Brief, den wenige Stunden nach obiger Szene der Pfarrer in den Händen hielt: „Meine dem Wohl der Truppen im Felde gewidmete Tätigkeit ist rein Natur. Da die abhängige Stellung des Mannes nicht auf die Frau übergeht, verbitte ich mir ein für alle Male jede Einmischung. Zu den Worten Ihrer Gattin bemerke ich, daß es zu spät wäre, wenn wir warten wollten, bis jemand verhungert oder erfroren ist.“

Wenn das Elternhaus Klara also reichlich Gelegenheit bot, den Blick für ihre Umwelt zu schärfen und des Nächsten Not zur eigenen zu machen, so stammt wohl andererseits auch Klaras frühzeitige Abkehr von der Kirche aus gleicher Quelle; nicht Worte oder Klagen der Eltern, sondern des frühreifen Mädchens eigene Beobachtung lehrte sie, wie der Vater als tüchtiger Schulmann durch die kirchliche Bevormundung vielfach gehemmt war, wie das unentwegte Streben des Klerus, die Schule sich im eignen Geiste dienstbar zu machen, ein gespanntes Verhältnis zwischen Pfarhaus und Lehrerhaus schuf, anstelle eines freundschaftlichen Zusammengehens. Eigenstes Erleben liegt Klara Jettins Eintreten für die freie weltliche Schule, ihrer Ablehnung jeder Kirchenaufsicht zugrunde; und ihre glänzende Rede im Reichstag bei Beratung des Reichsschulgesetzes ist dem Kundigen auch ein Niederschlag zahlreicher Kindheitserinnerungen.

„Schulmeisters Kläre“ war bald als das gescheiteste Mädchen der Umgebung bekannt. Wie beim Lernen, so hielt sie beim Spielen mit den Jungen ihren Mann, trat aber freilich mit gleichem Geschick als weibliches Element in Tätigkeit, wenn ein beim Klettern verunglückter Strumpf oder Hosensboden des Bruders gebieterisch nach Nadel und Faden rief, ehe man wieder vor den Eltern erscheinen konnte. Schulmeisters Kläre verschönte aber auch mit prächtiger, glockenreiner Stimme und beseeltem Liedervortrag die kirchlichen Feste, denen der Vater die musikalische Weihe zu geben hatte. Musik füllte alle gemeinsamen Feierstunden im Hause Eißner aus; in Vater und Tochter war das Erbe des nahverwandten Frohbürger Stadtpfeifers Pfizner lebendig, eines Vorfahren Hans Pfizners.

Die zukünftige Kämpferin sprach sich schon im Geschwisterkreise aus, der gern auf des Vaters „großem Stieler“ (Handatlas) weite Reisen machte, auch gelegentlich einmal die ganze Erde unter sich verteilte. Auf alle Kaiser- und Königreiche beider Hemisphären, ebenso auf die Vereinigten Staaten von Amerika erhob Klara Anspruch: nur die kleinen Fürstentümer und andere Territorien sollten dem Bruder zufallen, bis endlich ein regelrechter Kampf mit Bleisoldaten entschied. Die unentwegte Kriegsgegnerin war also noch nicht in Klara erwacht, im Gegenteil focht sie mit Leidenschaftlichkeit um den Sieg über den Bruder, auch im Schachspiel.

Diese glückliche, an erzieherischen Einflüssen überaus reiche und froh genossene Jugend endete, als der Vater sich 1872 pensionieren ließ und nach Leipzig ging, wo sich mehr Gelegenheit zur beruflichen Ausbildung seiner Kinder bot. War diese bei einer für 5 Köpfe kärglichen Pension schon schwierig, so wäre sie für Klara nach des Vaters Tode 1875 nahezu unmöglich geworden, hätte nicht Auguste Schmidt die außergewöhnliche Begabung der Sechzehnjährigen erkannt und sich erboten, die bisherige Fortbildungsschülerin zur Ausbildung als Lehrerin in ihr Seminar aufzunehmen. Der Scharfblick der großen Pädagogin und Menschenkennerin hatte auch hier das Richtige getroffen: das Mädchen vom Dorfe überflügelte bald ihre Mitschülerinnen, legte 1878 ein glänzendes Examen vor der Dresdner Prüfungs-Kommission ab und erwies sich im Lehrerberuf als der elterlichen Tüchtigkeit eben-

bürtig. In die Leipziger Studienjahre fällt Klaras Bekanntwerden mit mehreren Russinnen, darunter auch mit Frau Steuerrat Goldfriedrich, die der sozialistischen Weltanschauung huldigten und Klara in diese einführen. Der Verkehr mit den damals führenden Geistern wie Bebel, Liebknecht u. a. erschloß ihr den Sozialismus so völlig, daß sie sich ihn nicht nur ganz zu eigen machte, sondern es auch trefflich verstand, ihre Gesinnung zu begründen und anderen klar zu machen. Als sie Hauslehrerin in der Familie eines bekannten Schopauer Großindustriellen war, liebte es dieser, sich mit ihr auseinanderzusetzen und mußte einmal zugeben: „Ja, Sie dürfen ganz recht haben! Solange ich aber die Macht in Händen habe, wäre ich doch ein Narr, sie freiwillig aufzugeben.“ Von mehreren Reisen und längerem Aufenthalt bei ihren Freundinnen in Rußland nach Leipzig zurückgekehrt, lernte sie den russischen Studenten Zetkin kennen und blieb mit ihm, als er ausgewiesen wurde und nach Zürich gegangen war, sie aber eine Stellung bei einem österreichischen Industriemagnaten angenommen hatte, in lebhaftem Briefwechsel. Ihr „Brotherr“ glaubte denselben verbieten zu können, hatte aber bei der abhängigen Lehrerin nicht mit deren Unabhängigkeitsinn gerechnet, dem vermehrten Erbteil mütterlichen Geistes: sie verließ ohne weiteres das Haus, ging nach Zürich und mit dem Freunde nach Paris, wo der Ehebund geschlossen wurde. Mit Schriftstellerei und Übersetzungen bestritten die beiden talentvollen Menschen die Kosten des Hauswesens, bis ein schweres Rückenmarkleiden den Mann auf ein langes Krankenlager warf. So wurde Klara Zetkin die alleinige Ernährerin der nunmehr vierköpfigen Familie — zwei Knaben waren der Ehe entsprossen. Aber der Sorge ums Brot aber versäumte sie keine ihrer zahlreichen anderen Pflichten, sondern war dem Gatten eine aufopfernde Pflegerin, den Söhnen, die heute beide hervorragende Ärzte sind, eine sorgfältige Erzieherin. Nach des Mannes Tod verließ sie Paris und fand im Stuttgarter Verlag des sozialistischen Reichstagsabgeordneten die geeignete Tätigkeit. Sie übernahm die Herausgabe der ersten sozialistischen Frauenzeitung, die kurz zuvor von Emma Ihrer gegründet worden und deren ursprünglicher Titel „Die Arbeiterin“ bereits in die „Gleichheit“ umgewandelt war, damit das Programm des Frauenorgans andeutend. Durch Selbststudium hat Klara Zetkin umfassende Sprachkenntnisse erworben, mit Hilfe deren sie befähigt war, die Sozialistinnen Deutschlands auf den auswärtigen Kongressen zu vertreten und als Sekretärin der internationalen Frauenliga die Brücke zu schlagen zwischen der Frauenbewegung der Heimat und der der übrigen Länder. Mit ihrer Hilfe konnte der Erfolg der Frauen irgend eines Landes sofort zum Zielpunkt des Strebens überall gemacht werden. Freundschaft und Wertschätzung verband sie mit vielen Mitkämpfern, ganz besonders auch mit Rosa Luxemburg, der zweiten konsequenten Kriegsgegnerin. Wie diese, mußte auch Klara Zetkin Haussuchungen und Untersuchungen über sich ergehen lassen, selbst an Anschlägen auf ihr Leben hat es nicht gefehlt. So berichtete ihr eines Tages der württembergische Senatspräsident Conrad im Landtage, seine Frau wäre vor kurzem für Klara Zetkin gehalten und deshalb fast totgeschlagen worden. Mit der Revolution wurde Klara Kommunistin und zog als Abgeordnete in den württembergischen Landtag, später in den Reichstag ein, wo ihre glänzende Rednergabe auch vom politischen Gegner voll anerkannt wird. Daß auch die Sechzigjährige noch im Vollbesitz ihrer Energie war, bewies ihr trotz aller Einreiserverbote durchgeführter Besuch des französischen Sozialistenkongresses zu Tours. Wenn ihr dabei die vollkommene Beherrschung des französischen einerseits sehr zu statten kam, mußte sie andererseits doch auch während aller Fahrten hören, wie ganz Frankreich sich um ihre Anwesenheit kümmerte, und vielmals mußte sie von den Mitreisenden den frommen Wunsch hören, daß die Polizei doch nur „diese höchst gefährliche Person“ erwische! Aber diese Stoßpfeiler sollten vergeblich sein und die Gefürchtete auch unbehelligt wieder heimkehren! In der Tat ist die „höchstgefährliche“ Frau bei allem politischen Radikalismus im persönlichen Verkehr durchaus tolerant, und alle die sie persönlich, nicht aus der gegnerischen Presse, kennen, schätzen sie um ihrer Einfachheit und Tüchtigkeit willen. Ihr reiches und vielseitiges Wissen hängt auch mit einer ganz außergewöhnlichen Arbeitskraft zusammen: noch jetzt beginnt sie ihr Tagewerk mit Morgengrauen und kann es, wenn die Notwendigkeit vorliegt, bis spät in die Nacht hinein ausdehnen. Dabei pflegt sie, wie in jungen Jahren, alle ihre geistigen Interessen, wie u. a. der Bestand an modernsten Werken aller Länder in ihrer Riesenbücherei — dem Schrecken aller Haus-



suchungs-Beauftragten! — beweist. Musikpflege ist ihr stets Bedürfnis geblieben, und auch vor der Musik neuester Richtung macht sie keineswegs ablehnend halt.

Frägt man nun nach dem Fortschritt, den Klara Zetkins Energie und Begabung für die Frauenbewegung bedeutet, so ist diese Frage, wie bei allen sozialistischen Führerinnen, nicht leicht zu beantworten. Spielt sich das Wirken doch eben nicht als geschlossenes Streben und Kämpfen für sich, vielmehr im Rahmen der ganzen Parteitätigkeit ab und muß andere Ziele erstreben und andere Wege einschlagen als die bürgerliche Bewegung. Vielleicht hat keine Frau zuvor es so klar erkannt, jedenfalls keine zuvor so klar zum Ausdruck gebracht, daß die Frauenfrage nur ein integrierender Teil der sozialen Fragen überhaupt und ihre Lösung nur innerhalb der ganzen sozialistischen Bewegung denkbar ist.

Schon in einer ihrer frühesten Veröffentlichungen „Die Arbeiterinnen- und Frauenfrage der Gegenwart“ (Berlin 1889) stellt sie fest, daß die derzeitige Abhängigkeit der Frau nicht im Wesen der Frau begründet, vielmehr eine Folge wirtschaftlicher Verhältnisse ist, also mit diesen zusammen auch gewandelt werden kann, daß „eine tatsächliche Unterlegenheit der Frau durch die engen Verhältnisse, in denen sie seit Jahrtausenden steht, erzeugt wird und infolge neuer, günstigerer Entwicklungsbedingungen verschwinden muß . . .“

„Die Frage der vollen Emanzipation der Frau erweist sich also in letzter und entscheidender Instanz als eine ökonomische, die im innigsten Zusammenhang mit der Arbeiterfrage überhaupt steht und nur im Zusammenhang mit ihr endgültig gelöst werden kann . . . Die Bewegung der Frauenrechtlerinnen kann in einzelnen Punkten gewisse Vorteile erzielen; sie kann jedoch nun und nimmermehr die Frauenfrage lösen.“ Sie weist dem Sozialismus die Aufgabe zu: „Die Lösung durch Organisation und politisch-ökonomische Schulung . . . der Industriearbeiterinnen herbeizuführen“; Organisation und Schulung sind ihr „der wichtigste Schritt, die Lage der Frau zu heben.“ In der allgemeinen Frauenbewegung sieht Klara Zetkin das berechtigte „Streben nach höherer Bildung und uneingeschränkter Berufstätigkeit“; was sie selbst kämpfte, war „der Kampf um Aufrihtung von Schranken gegen kapitalistische Ausbeutung, um Hebung der Volksbildung, um Eroberung der politischen Gleichberechtigung.“ Diesen geschlossenen Kampf der Klasse bewertet jeder zu Unrecht, der ihm ausschließlich das eine Kampfziel setzt: „bei gleicher Leistung gleichen Lohn für männliche und weibliche Arbeiter zu erlangen“ — dieser Kampf ist vielmehr: „die höchste Form, in welcher der Sehnsuchtschrei der Proletarierin zum Ausdruck gelangte, ihrer Persönlichkeit entsprechend — empfangend und gebend — vollen Anteil am Kulturleben zu nehmen.“ (Kl. Zetkin über A. Alberg: Das Weib und der Intellektualismus. Neue Zeit XXI 2, Stuttgart, Dieß Nachf., 1903.)

Darum fällt der proletarischen Frauenbewegung eine eigene Aufgabe zu: „Das Klassenbewußtsein der proletarischen Frauen zu wecken, sie für den proletarischen Emanzipationskampf zu gewinnen und auszurüsten, an all seinen Phasen teilzunehmen.“ — (Daselbst.)

Dieser Aufgabe hat Klara Zetkin sich in Wort und Schrift unentwegt gewidmet, hat „das innig zu wünschende Ziel: das freie Erblühen der Wesenheit der Frau“ mit angestrebt, unbeirrt dadurch, „daß in der kapitalistischen Ordnung nicht alle Blütenräume reifen, mit welchen leidenschaftliches Hoffen, Wünschen und Wollen den intellektuellen Emporstieg unseres Geschlechtes einspinnt . . . Der Blick eilt an den wahrnehmbaren geschichtlichen Entwicklungslinien in die Ferne, aus welcher der besonnte Strand einer neuen Gesellschaft grüßt, deren Wesen dem keimenden und knospenden Leben in der Frauenwelt richtige Wertung, Entwicklungsfreiheit und ein weit ausgedehntes Wirkungsgebiet verbürgt.“

Heute steht Klara Zetkin in einem politischen Lager, in das ihr die große Masse der Frauen nicht mehr Gefolgschaft leistet; wenn diese trotzdem die Verdienste dieser Kämpferin um Schulung und Organisation der proletarischen Frau nach wie vor voll anerkennt, so ist dies ein Stück jener proletarischen Kultur, an der Klara Zetkins Anteil unbestreitbar und nicht der kleinste ist.

Udele Eujen berg.

## IV. Literarische Proben.

Luise Otto veröffentlichte 1846 einen Roman „Schloß und Fabrik“, in dem sie das Elend der durch das Unternehmertum der 40er Jahre ausgebeuteten Arbeiterklasse, insbesondere die Not der Frauen und Kinder, schildert. Ein Fabrikarbeiter, Franz Thalheim, ist seinen Kameraden an Intelligenz weit überlegen und vom ehrlichsten Reformwillen befeelt; er hofft auf Verbesserung durch gesetzliche Maßnahmen seitens des Staates und durch einsichtsvolles Entgegenkommen des Fabrikherrn. Die Umsturzideen kommunistischer Heizer vermögen ihn nicht zu betören; umsomehr lassen sich sein Freund Wilhelm und die Mehrzahl seiner Arbeitskameraden davon aufwiegeln. In Pauline Felchner, der Tochter seines Fabrikherrn, findet er eine edle Gesinnungsgenossin, mit der ihn bald die Liebe verbindet. Es kommt zu einem wüsten Aufstand der Arbeiter in dem er mit ihr den Tod findet.

Aus „Schloß und Fabrik“. Roman. Verlag von Ad. Wienbrack, Leipzig.

Waldows Diener, um den Brief gewissenhaft zu übergeben, den er von dem Doktor Thalheim erhalten, war auch frühzeitig nach der Fabrik gegangen. Er wußte sich den Tumult nicht zu deuten. Als er endlich näherkam und das Entsetzliche gewahr ward, kamen einige Arbeiter auf ihn zu, fragten ihn, ob er wie sie tun wolle und gegen die Reichen zu Felde ziehn, deren Sklave er ja doch auch nur sei. Andere verhöhnzten sein Tressenkleid, sagten, daß er sich darin wohl gefalle und noch Staat mache mit seiner Slaverei. Mit Schlägen und Schimpfreden umringten sie ihn.

Da schrie der Gemüthdelte laut aus Leibeskräften nach Franz Thalheim.

Das rettete ihn, denn Franz war in der Nähe und nahm ihm den Brief ab. Er bat die andern, den Diener laufen zu lassen, er möge es den Leuten immer erzählen, was hier vorgehe, verborgen könne es doch nicht bleiben. Von mehreren wie ein Wild geheßt, entfloß der Befreite.

Unterdessen hatte Franz den Brief seines Bruders gelesen — erst leuchteten seine Augen — denn es war ihm, als griffen erbarmungslose Hände in sein Herz und rissen es in tausend Stücke — und um die innere Empfindung im Äußeren nachzuahmen, zerriß er den Brief und streute die Blättchen rings um sich. Noch gestern, wenn er da den Brief erhalten, hätte er seiner Mahnung folgen, fortgehen und irgendwo eine andere Heimat suchen können — für die Kameraden hier konnt' er ja doch nichts mehr tun, sein Werk hatte man ihm zerstört und gewehrt und die Kameraden liebten ihn und trauten ihm nicht mehr — hier war sein Geschäft aus.

Aber heute konnte er nicht gehen — heute nicht! Das wäre feige Flucht gewesen. Man hatte ihn einkertern wollen und die Kameraden hatten ihn befreit, das mußte er ihnen vergelten. Jetzt waren sie aufgestanden in wilder zerstörender Wut — sie hatten das Entsetzliche getan, und jede nächste Stunde konnte für sie eine entsetzliche Vergeltung bringen — nun durfte er sie nicht verlassen in der Stunde der Gefahr, da sie ihn nicht verlassen hatten — nun hatte diese alle eng verbrüdet. Er mußte mit ihnen stehen und fallen, siegen und verderben oder sterben. Das fühlte er klar. Und Pauline? Welche Gefahren konnten ihr jetzt drohen? Wer sollte sie schirmen und schützen, wenn nicht er?

„Komm, August“, rief er jetzt, indem er auf diesen zueilte. „Komm! Da ich das Verderben einmal nicht aufhalten konnte, das jetzt hereingebrochen, so wollen wir's auch redlich teilen. Nur stellst mich nicht hier zur blinden Zerstörung, ich mag nicht kämpfen mit wehrlosen Dingen! Aber, wo Gefahr ist, da laßt mich sein, ich gehöre zu Euch, denn Ihr habt mich frei gemacht, und konnt ich Euch im Leben nicht mehr nützen — wollte nun nur Gott, ich könnt's mit meinem Tod!“

Ein Wagen näherte sich der Fabrik und wollte durch ein Gedränge von Männern, Weibern und Kindern nach dem Wohnhause zu — aber die Menge fiel den Pferden in die Zügel, zerhieb die Stränge und rief: „Auch die Pferde sollen heute frei sein, wenn sie's gleich im Leben besser gehabt haben, als wir!“

Dann ward der Kutscher verspottet, der entsetzt vom Bocke sprang und den Pferden nachsah. Elisabeth hatte ihren Wagen geschickt, um Pauline zu holen, und so ward er empfangen.

In den nächsten Dörfern hatte man die Bauern aufgeboten, herbeizukommen und die aufrührerischen Rotten von weiteren Zerstörungen abhalten zu helfen. Aber Herr Feldner hatte sonst oft vor Gericht in Streitigkeiten mit ihnen gestanden, er hatte ihre Feld- und Gartenfrüchte immer so schlecht als möglich bezahlt, und sie waren in keinem Stück mit ihm in gutem Einvernehmen gewesen. So kam es, daß nur wenige Lust hatten, ihm zu Hilfe zu eilen und die meisten von denjenigen, welche sich dazu entschlossen, waren solche, die nur gern bei Raufereien und Schlägereien waren. Sie bewaffneten sich mit Spaten, Senfen und Düngergabeln, tranken sich erst Mut und zogen singend und lärmend nach der Fabrik. Da kam ihnen ein Haufe junger Arbeiter entgegen, Wilhelm an der Spitze.

„Was wollt Ihr?“ rief er ihnen zu. „Ihr als unsere Feinde — dann würdet ihr verloren sein, denn ihr seid nur eine kleine Schar, und wir sind viel mehr als ihr. Aber wir können auch nicht glauben, daß ihr so töricht wäret, in uns Euere Feinde zu sehen. Wir sind von Natur Euere Freunde und Brüder, und nur die unbarmherzigen Reichen, welche elendes Geld aufhäufen, um Tausende verhungern zu lassen, sind unsere Gegner. Wir wollen nur diesem geizigen Tyrann hier zeigen, daß seine Reichtümer von Rechts wegen uns gehören müßten, und da er uns unser rechtmäßiges Eigentum entzogen hat, so wollen wir es uns nehmen. Deshalb werdet Ihr nun uns doch nichts Ables antun wollen, weil wir in die Welt ein bißchen bessere Ordnung bringen möchten? Und wer von Euch arm oder dienend ist, der ist unser natürlicher Bundesgenosse und wird uns beistehen gegen diesen geizigen Tyrannen hier!“

Und so sprach er noch weiter — da stimmten ihm viele von den Bauern bei und schrien: „Ja, wir wollen Euch helfen!“ und mischten sich unter die Fabrikarbeiter; andere aber, welche dies nicht mochten, ergriffen die Flucht und wurden von Steinwürfen und Peitschenhieben wieder zurückgejagt in ihre Dörfer. Einzelne, welche sich widersetzten, gerieten in ein fürchterliches Handgemenge, und eine blutige, entsetzliche Szene folgte auf die andere, aber überall zogen die Bauern den kürzern.

Der Fabrikherr ward vor Schrecken noch bleicher, als er das hörte. — Wo nun Hilfe finden? Das Militär konnte kaum vor dem andern Morgen kommen — und was konnte nicht alles geschehen bis dahin. Jetzt war es erst Mittag, und schon hatten die Leute fast alle seine Maschinen zerstört und wütheten noch in den vorderen Fabrikgebäuden. Jetzt hatten sie den etwas entfernt liegenden, einzeln in den Felsen gehauenen Keller erbrochen, ein Faß Wein heraufgeschrotet und saßen nun um dasselbe herum und tranken die Gesundheit der neuen Zeit und der armen Leute in dem besten französischen Weine des Fabrikherrn. Sie ruhten dabei aus von ihrem Zerstörungswerk, um sich neue Kräfte und frischen Mut zu trinken.

Nur die Faktoren, Markthelfer und Kutscher waren dem Fabrikherrn treu geblieben, die anderen waren alle gegen ihn. Helfen konnte jetzt auch keiner mehr, weder herein noch heraus. Georg war auch ganz wie vernichtet — er hatte nie weiter etwas gekonnt als rechnen und schelten — jetzt wußte er nicht mehr, was zu tun sei. Es blieb nichts übrig, als auf die militärische Hilfe zu warten, die von außen das umzingelte Wohnhaus der Fabrik gleichsam wie eine Festung entsetzen mußte. Man mußte sich darauf beschränken, dieses zu verschließen und zu verammeln, desgleichen auch den Hof, der es umgab, und die nächsten Gebäude, welche noch frei waren.

Ein Gewölbe von Vorräten von Fleisch, Butter, Kraut und Älben, das sich neben dem Weinkeller befand, war auch eröffnet worden; an einem großen Feuer im Freien kochten die Weiber davon und die Männer ließen es sich dann mit ihnen trefflich schmecken, sodas jetzt alles ganz friedlich und gemüthlich aussah. War es ja doch eigentlich nur der Hunger, welcher die meisten dieser Armen zum Aufstand gebracht hatte. Denn von kommunistischen Theorien, die sie etwa verwirklichen wollten, wußten sie nichts, die spukten nur in Wilhelms Kopf, welcher sie in unklaren Reden zu verbreiten suchte, aus denen jeder die Sache nur gerade so verstand, wie sie in seinen Gedankenfram paßte. Darin waren sie einig, daß sie alle etwas zu rächen hatten an

dem Fabrikherrn, Hunger, Frost, Blöße, Krankheit, verstümmelte Glieder, Tod oder Elend ihrer Kinder, harte Behandlung und all die Not und Sorge von einem jammervollen Tag zum andern. Ihre leiblichen Bedürfnisse waren es, welche jetzt diesen Wutausbruch hervorgerufen, und wieviel er hier unbefriedigt gelassen und doch hätte befriedigen können, wenn er menschlich gewesen, das wußten sie — aber ein unklarer Instinkt drängte sie in gleicher Weise zur Rache, jener Instinkt, welcher sie hieß, für alles, was in ihren und ihrer Kinder Seelen Gutes und Edles und Bildungsfähiges erstickt und totgeschlagen worden war, durch all ihr äußeres Elend, sich auch dafür zu rächen und eben gerade dadurch, daß sie ihre Entfittlichung und Verwilderung in ihrer schlimmsten Art und ohne Zügel verderbungsvoll walten ließen.

Der Abend begann schon hereinzudämmern. Im Haus des Fabrikanten herrschte Totenstille. Alles war in banger Erwartung des Kommenden, was man tun konnte, war getan. Es blieb nichts anderes übrig, als zu warten, dieses Warten war fürchterlich.

Pauline war nicht mehr eingeschlossen in ihrem Zimmer, die Vorsicht war nicht nötig, da nun das ganze Haus verrammelt war. Aber sie war allein in ihrer Stube geblieben, weil sie bei diesem Ereignis ganz anders dachte und fühlte als die anderen alle, welche mit ihr in dies Haus eingeschlossen waren.

„Dies alles wäre nicht geschehen, wenn mein Vater nicht seine Härte und Unbarmherzigkeit aufs äußerste getrieben hätte, es wäre nicht geschehen, wenn seine Geschäftsführer und Diener auch in den armen Menschen den Menschen geehrt hätten! Und das Verbrechen, das jetzt diese armen, entehrten, gemißhandelten, gequälten Menschen begingen, was war es denn anders, als ein zweites Verbrechen, um ein erstes zu rächen? Was war es denn anders, als eine zweite schlechte That, die eine erste voraussetzte, ohne welche sie nie geschehen konnte und die ihr Geschehen eben voraussetzte? Und selbst diese rohen, abscheulichen Töne, welche wie ein tierisches Geheul durch die Luft hallten und doch von Menschen kamen — was waren sie anders, als der Aufschrei der beleidigten menschlichen Natur, welche zum tierischen Stumpf-sinn herabgestoßen und entwürdigt war, — durch andere Menschen?“ So sagte sie zu sich — aber sie wollte die grauen Haare ihres Vaters ehren und nicht jetzt, wo er oft in Verzeiwung in sie hineinfuhr, um sie auszuraufen, seinen Jammer noch mit ihrer Anklage vermehren, sie wollte nicht zu ihm sprechen: „Vater — ich hab' es Dir vorausgesagt — wie ein Strafgericht Gottes kommt es nun über uns — und wir dürfen in der Stunde der Gefahr und des Entsetzens nicht frei und unschuldig unsere Häupter zu ihm aufheben, wir müssen sie in Demut neigen und still alles dulden.“ Sie wollte ihm das nicht sagen, denn das Kind ist nicht berufen zum Richter des Vaters, und sie fühlte es wohl: jetzt richtete Gott durch seine geschändeten, verstümmelten Kreaturen, aber vielleicht hätte sie doch auf sein Klagen, das mit Beten und Flüchen abwechselte, etwas Hartes erwidert — und darum wich sie ihm aus.

Aber wie sollte sie Ruhe und Sammlung finden selbst allein in ihrem stillen Zimmer? Als sie es zum ersten Mal betreten, wo sie kurz vorher die erste Ahnung von dem Elende der Armut empfangen hatte, war sie schon vor der Pracht des Zimmers erschrocken, es war ihr, als hänge der Jammer von Hunderten daran — und nun vollends! Sie schauderte vor diesem Überfluß, und sie begriff, daß die Armen ein Recht hätten, die Reichen nicht nur zu beneiden, sondern auch zu verachten.

Zuweilen lief sie dann auf den Oberboden des Hauses, um weiter sehen zu können, ob sie vielleicht eine neue Bewegung der Aufrihrer erspähen könne — ob sie vielleicht Franz gewahre. Ihn sah sie nicht. Aber sie sah, wie die Arbeiter, mit den Bauernburschen manche taumelnd vor Trunk unter sittenlosen Scherzen, mit den Frauen in dem Schutt eines zertrümmerten Gebäudes Steine zusammensuchten — und schauernd wendete sich Pauline ab.

Dann lief sie wieder hinunter, fragte, was weiter geschehen sei. Man suchte die Achseln. — „Die Gefahr und der Pöbel wächst wie eine anschwellende Wasserflut — wir können noch Gräßliches erleben, ehe die Hilfe kommt.“

Dann sagte sie wieder Friederiken, die ihr das einzige fühlende Wesen schien, welches sie verstehen könne — aber Friederike jammerte immer nur über das ganze Unglück und daß Wilhelm auch mit dabei sei — und nun könnten sie sich im Leben nicht heiraten!

So dämmerte denn der Abend herein.

Pauline lag auf ihrem Zimmer auf ihren Knien und betete still.

Sie hatte kein anderes Gebet, als nur die vier Worte: „Herr, wie Du willst!“

Da war es plötzlich, als bebte das ganze Haus von einer ungeheuern Erschütterung.

Sie fuhr zusammen — durch ihre Seele zuckte ebenso plötzlich ein kleiner Gedanke: „Ach, möcht' es zusammenstürzen, dies auf Flücken erbaute Haus, wenn es nur mich und ihn unter seinen Trümmern begrübe.“

Sie hatte nicht Zeit, den Gedanken weiter auszudenken, sie stand auf, ruhig, mutig — eine seltsame Klarheit leuchtete auf ihrer Stirn — sie war gefaßt, denn sie fühlte, daß sie in Gottes Hand stehe. Wer einmal in der Stunde der Gefahr und der bangsten Entscheidung dies Gefühl so recht in seiner tiefsten Allgewalt empfunden hat, der allein begreift, wie Paulines leicht erschrocktes Mädchenherz jetzt plötzlich ruhig schlagen konnte, wie in den stillsten Stunden.

Das Haus war erschüttert worden von dem Wehruf der Hunderte, welche jetzt in den verrammelten Hof gebrochen waren und einen Steinhagel nach dem Hause schleuderten. Pauline ward das gewahr und sah von der Seite durch das Fenster.

Da sah sie, wie Franz totenbleich aus der Menge hervorsprang, nach einem gegenüberstehenden Haus sich wandte und laut schrie:

„Hierher, Brüder! Auf dies Haus! Was wollt Ihr dort? Ich weiß, in diesem Hause hat er seine besten Schätze aufbewahrt, kommt hierher, wir wollen dies Haus erbrechen!“

Das Haus, auf welches er deutete, war nicht bewohnt und enthielt nur Vorräte der Fabrikzeugnisse — Pauline hatte Franz verstanden — um sie zu schonen, warf er sich auf dies Haus und leitete die Kameraden irre. Viele folgten seinem Wink. Wilhelm aber schrie:

„Nein, nicht dorthin — hierher, komm, Franz, wir holen uns unser Liebchen!“

„Klirrend stürzten von den neuen Steinwürfen einige Fenster ein.

Tiefer sank der Abend herab — es ward endlich ganz dunkel.

Die Arbeiter begannen mit ihren Axten an der Thür zu arbeiten, um sie aufzusprennen.

Da schoß Georg zum Fenster heraus über ihnen eine Flinte ab und rief:

„Wenn Ihr nicht zurückgeht, so schießen wir mit Kugeln, es sind Soldaten im Hause.“

Das kam unerwartet. Im ersten Schrecken zogen sich die Arbeiter zurück.

Bald aber rief Wilhelm: „Laßt Euch nicht auslachen, laßt Euch nicht belligern! Wie wären Soldaten hereingekommen? — Da würden sie uns nicht bloß damit drohen! Kommt, wir wollen doch nachsehen, wo diese Soldaten stecken — und wer uns belogen hat, den spießen wir auf!“

„Brüder“, rief Franz, „ein Menschenleben darfs nicht kosten — wir wenigstens wollen kein Blut vergießen! Die armen Leute müssen barmherzig sein, sonst dürfen sie die Reichen, die es nicht waren, auch nicht zur Rechenschaft fordern!“

Mit erneuter Wut drangen nun die wilden Rotten auf das Haus ein, alle Versuche zur Gegenwehr waren fruchtlos — endlich waren die verrammelten Thüren doch aufgestoßen, und ungehindert strömten die rasenden Aufrihrer hinein. In blinder Rache-wut zertrümmerten sie unter Lachen und Fluchen die Spiegel, alle Meubles und alles Geräthe. Der roheste Spott ward damit getrieben, der schrecklichste Vandalismus machte sich geltend.

Franz war einer der ersten, die in das Haus gestürmt waren, nicht um zu zerstören, sondern um zu retten. Da er die Wütenden einmal nicht hatte zurückhalten können, so wollte er wenigstens nun nicht zurückbleiben, wo er vielleicht Paulinen gegen diese Entsetzlichen beschirmen konnte.

Er wußte den Weg zu ihrem Zimmer — er lief hinauf — die Thüre war schon aufgerissen — da stand sie allein diesen rohen Männern gegenüber. Zwei von ihnen waren trunken und wollten sie umfassen, August aber hielt die Art vor sie hin und schrie:

„Rührt sie nicht an, sie hat uns nichts zu leide getan; wenn sie gekonnt hätte, wie sie gewollt, wir hätten es ganz anders gehabt.“

Und ein anderer sagte: „Fürchten Sie sich nicht, Mamsellchen, wir tun Ihnen nichts, denn Sie haben Gutes an unseren Kindern getan, aber kommen Sie mit uns herunter, denn, sehen Sie, wenn wir das Haus anbrennen, müssen Sie erst heraus sein.“

Da trat Franz ein.

„Franz,“ rief sie aus, als sie ihn sah — „ich will mit dir gehn — ich weiß es, daß ich dir noch trauen darf — aber schütze mich vor diesen —.“

Er faßte sie fest in seine Arme und wehrte mit August die Trunkenen zurück, die sie ihm streitig machen wollten. So trug er sie die Treppe hinab.

„Franz,“ rief sie, „rette meinen Vater!“ Und weiter bat sie in höchster Angst: „Laß' mich! Du siehst, ich finde immer noch Beschützer, wenn ich gleich ein wehrloses Mädchen bin, tun sie mir doch nichts, aber meinen Vater hassen sie, denn er ist ihnen niemals freundlich gewesen, rette du ihn, rette ihn um meinetwillen, Franz, wenn du mich liebst!“

Da rannte Wilhelm an ihm vorüber. „Ha,“ lachte er, „Du hast dein Mädchen, und das meine ist entwischt!“

„Wo ist Friederike?“ fragte Pauline bebend.

„Durch die Hintertür fort mit dem Herrn Papa,“ lachte er, „aber entgehen können sie uns nicht.“

„Mein Vater ist geflohen?“

„Ja, sie haben ihn laufen lassen, wie eine Maus ist er fortgewischt — aber ich werde ihn schon finden!“ Und Wilhelm lief fort.

„Gott sei Dank! Er wird ihn ferner schützen!“ sagte Pauline, indes Franz durch den Hof und das finstere Gedränge lief mit der süßen Bürde.

Sie waren schon aus dem Hof heraus auf einen freien Platz gekommen, wo Franz einen Augenblick ruhte in der tiefen Dunkelheit.

„Du bringst mich doch nach Ohental, zu Elisabeth?“ fragte sie. „O, ich werd' es dir ewig danken.“

„Ach, Pauline, du siehst mich mit unter den Schuldigen, und du vergibst mir?“

„Ich habe dir nichts zu vergeben, du hast es nicht so gewollt. Was kann einer wider Hunderte? Du hast dich ihnen nicht widersetzen können, wie ich mich nicht meinem Vater. Du und ich, wir beide haben nichts verbrochen, daß es so kommen mußte.“

„Ach, unsere Herzen sagen's uns, daß wir nur das beste gewollt haben, aber das Schicksal ist grausam.“

„Nein, Plage es nicht an. Es hat uns ja auch selbst in diesem Schrecken zusammengeführt. Du hast mich gerettet, ich werde dich dann wieder retten können, wenn die Menschen dich verklagen wollen.“

In diesem Augenblick kam eine schreiende heulende Bande auf sie zu, und die beiden befanden sich plötzlich mitten in dem Getümmel, ohne zu wissen, woher es so plötzlich kam.

„Sie kommen, sie kommen!“ „Weh uns,“ schrie es durcheinander von allen Seiten. „Sie kommen! — Die Soldaten! Die Schützen — weh uns! Sie sind schon da!“

Und sie waren da.

Und sie riefen die Auführer an, daß sie auseinandergehen möchten.

Aber der Ruf ward übertönt von dem Geschrei der Menge.

Und da tönte das Kommando: „Feuer!“

Und da knackten die Hähne.

Da war's geschehen!

Wehrufe ertönten — das entsetzliche Geheul schallte zum Himmel auf und überschallte auch das Röcheln der Sterbenden.

Die Kugel folgt ihrem blinden Lauf und weiß nicht, wohin sie trifft, und die Hand, die im Dunkeln und auf Kommando den Hahn abdriickt, die Hand weiß auch nicht, daß sie das Herz des Bruders treffen kann.

„Pauline — das traf!“

„Franz — du auch? — Die Kugel steckt in meiner Brust — ach, so sind wir vereint, so ist's ja gut — der Himmel ruft die vereinten Seelen vereint — hinauf.“

„Pauline! Nun bist du mein!“

Und sie drückten sich fest aneinander und ließen ihr Blut zusammenströmen, und im heißen Kusse der Liebe flohen die Seelen nach kurzem Erdenkampf aus den jugendlichen Körpern.

**Henriette Schrader-Breymann.** Ihr Leben aus Briefen und Tagebüchern zusammengestellt und erläutert von Mary J. Eyschinska. Berlin und Leipzig 1922. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1922.

Henriette Breymann schreibt an ihre Eltern aus Keilhau, wo sie bei ihrem Oheim Fröbel weilte:

Keilhau, im August 1848. „Wärest du doch bei mir, mein Vater!“ Diese Worte hat mein Herz oft gerufen in den leztvergangenen Tagen, wäre ich jetzt bei Dir, meine teure Mutter, bei Euch allen im Vaterhause!“ Es wogt und wallt noch dunkel in mir. Käme doch ein Lichtstrahl, das Chaos meines Innern zu durchbrechen. Ich bin wieder um vieles reicher und älter geworden in meiner Seele in den lezten Wochen, ich bin durch manches Dunkel hindurchgedrungen und, wenn ich bedenke, was ich schon alles durchdacht, durchkämpft habe in den kurzen Jahren meines Lebens, dann wird mir bange bei dem Gedanken, was ich noch alles zu erfahren habe, bis ich das klare Licht der Wahrheit schauen darf. Ich sehne mich nach Ruhe, ich möchte mein Sein still in das ewige Licht der Wahrheit versenken; aber ich frage mich dann: wird die Seele jemals ruhen? Und die Antwort lautet „nein“, denn ich kann mir keinen Geist denken ohne Tätigkeit.

Bei diesen Gedanken an ein ewiges Arbeiten und mühevolleres Ringen werde ich so müde, sehne mich nach einem langen Schlaf des Todes, ohne Träume, ohne Bilder, tief in der kühlen, stillen Erde, das Licht der Sonne, den Duft der Blumen, das Rauschen der Bäume über mir.

Es ist mir wieder recht klar geworden, daß ich nicht gemacht bin, im großen Leben zu stehen und zu schaffen, ich kann das Fahrzeug nicht führen auf dem bewegten Meere der Welt. Nur wo ich alles begreifen, alles ergründen kann, nur da kann ich glücklich sein und glücklich machen. Und wenn ich am stillen Bache verweile, fließt er nicht in das große Meer, mischen sich seine Tropfen nicht mit dessen hohen Wellen, die sich im ewigen Wechsel senken und heben?

5. September. Vorstehendes schrieb ich schon vor längerer Zeit, als noch die Eindrücke der Lehrerversammlung in Rudolstadt vom 17., 18. und 19. August in meinem Innern durcheinandermogten. Vierzehn Tage sind seitdem verflossen; ich will heute am stillen Sonntagmorgen, wo ich recht heiter und ruhig in mir bin, versuchen, soviel ich es vermag, Euch eine klare Übersicht dessen zu geben, was ich kürzlich erlebt und was jetzt vielseitig besprochen und durchdacht wird; aber habt Nachsicht mit mir, ich bitte Euch, wenn ich manches nicht in gehöriger Reihenfolge mitzuteilen vermag. Es war ja das erste Mal in meinem Leben, daß ich so etwas wie eine Lehrerversammlung mitmachte, und da bin ich von allem, was ich sah und hörte, tief bewegt.

Wohl mit Recht kann ich sagen, ich bin hier im Herzen, von dem alles Leben ausgeht, das sich auf Erziehung bezieht, und man erkennt hier als dringendes Bedürfnis unserer Zeit, daß sie eine andere, eine neue werden muß. Es ist um mich her ein reges Treiben. Die alten Schulmeister erwachen aus ihrem Schlafe, und man sieht recht wohl ein, daß ein neuer, ein einiger Geist des Volkes nur erzeugt werden kann durch allgemeine Nationalerziehung, und die Fröbelschen Kindergärten sind als Grundlage derselben auf der Lehrerversammlung anerkannt. Sie sind das Einigungsmittel zwischen Familienleben und Schule, und durch sie werden die Kinder in lebendigen Zusammenhang mit dem großen Ganzen gebracht, das sich wie ein Baum aus dem Kern eines heiligen Familienlebens entwickelt.

Fröbels Erziehungsideen waren wohl hie und da, aber doch nicht allgemein bekannt und verstanden, und deshalb hatte man die 3 vorerwähnten Tage festgesetzt zur Besprechung der Kindergärten, zur Beratung über allgemeine Einföhrung derselben, und wie dies zu geschehen habe.

Fröbel hatte gewaltig gearbeitet, die Versammlung zustandezubringen. Es war ihm kein Weg zu weit, kein Wetter zu schlecht gewesen, um alles zu ordnen und einzurichten. Zwei- bis dreihundert Menschen hatte er in Rudolstadt Quartier beschafft, und mit Freuden nahm man sie dort auf. Auch wir in Keilhau hatten Besuch von einigen früher bei Fröbel gebildeten Kindergärtnerinnen, und alles war

in lebhafter Bewegung. Doch auf uns, die wir treu zu Fröbel stehen, lag es schwill. Wir fürchteten seine Eigentümlichkeit im Reden; denn es quellen ihm immer neue Gedanken, indem er spricht, und seine Rede verwickelt sich da oft in lange Perioden, wird weiterschweifig und unklar, und wer würde auftreten, ihn andern verständlich zu machen?

Luisa, Amalie Krüger und die anderen Kindergärtnerinnen fürchteten sich, öffentlich in der Versammlung mit den Kindern aus Keilhau und Eichfeld zu spielen, denn in den beiden Orten besteht kein eigentlicher Kindergarten. Die Kleinen waren jetzt nur besonders eingeübt, um den Leuten die praktische Ausführung der Fröbelschen Kinderspiele zu zeigen.

Der große Tag brach endlich unter Zittern und Zagen für uns alle an, und alles zog gen Rudolstadt.

Am Donnerstag waren nur Vorbereitungen. Dr. Sommer aus Salzungen und Dr. Kell aus Leipzig wurden zu Präsidenten und Vizepräsidenten gewählt, sowie 8 Protokollführer, unter denen auch Middendorf sich befand. Abends war Musik auf dem Anger (ein Vergnügungsort der Rudolstädter).

Am anderen Morgen um 7 Uhr war ich schon bei Frau B., um etwas von Middendorf, welcher auch bei Bamberg wohnte, zu bestellen. Bei ersterer hatten sich die Kindergärtnerinnen versammelt, und ich fand sie in größter Aufregung. Ich suchte sie zu trösten und zu beruhigen und hatte große Mühe, sie zu rechter Zeit aus dem Hause zu bringen. Um 8 Uhr waren wir im Gasthof „Zum Ritter“, wo der Lehrertag stattfinden sollte.

Schon hatte sich eine zahlreiche Versammlung eingefunden, und der Kindergarten aus Saalfeld kam mit seinen Spielführerinnen auf einem bekränzten Wagen angefahren. Den unteren Raum des Saales nahmen hauptsächlich Lehrer ein, die Logen und Galerien waren mit anderen Wißbegierigen oder Neugierigen gefüllt, und vor den Türen des Hauses hielten Rudolstädter Bürger Ehrenwache.

Unter der herrschaftlichen Loge war eine Tribüne errichtet, mit Blumen geschmückt und bekränzt, auf welcher die Präsidenten und Protokollführer ihre Sitze einnahmen. Über dieser Bühne hing das Bild: Christus die Kinder segnend, und zu beiden Seiten desselben in Rahmen gefaßte Sprüche. Leider habe ich nur den einen behalten, er lautete: „Kommt, laßt uns unsern Kindern leben!“

Nachdem alles geordnet war, erhob sich die Versammlung, und wir sangen mit bewegtem Herzen das von Middendorf verfaßte Lied zu der schönen Melodie: „Eine feste Burg ist unser Gott.“

Ein Rudolstädter Gymnasiallehrer begrüßte nach Beendigung des Liedes die Versammlung, und der Präsident erklärte dieselbe für eröffnet. Er sprach dann einige kurze, klare Worte, das Bedürfnis einer neuen Grundlage für die Erziehung betreffend, und gab dem Wunsche der Anwesenden Ausdruck, den wahren Geist des Kindergartens kennenzulernen und zu prüfen, ob derselbe diese neue Grundlage bieten würde.

Nun erhob sich Fröbel, doch ehe er zu sprechen begann, legte er den Kopf in beide Hände und zitterte einen Augenblick heftig; dann aber richtete er sein Haupt empor, sein bald siebenjähriges Auge strahlte im Glanze der Begeisterung, und ruhig und fest stand er da. Er führte ein kleines Mädchen mit seiner Mutter an einen Tisch, auf dem verschiedene seiner Beschäftigungsmittel standen, und ließ das Kind bauen. Ganz unbefangen blickte das liebe Wesen in der Versammlung umher und barg dann sein Köpfchen an der Mutter Brust.

Fröbel sprach zu dem Kinde, das bald ganz vertraulich mit ihm wurde. Er sprach zu der Versammlung, und sein Thema war: „Ich führe Sie jetzt ein in das Heiligtum der Familie.“ Nun kann ich Euch im einzelnen seine Worte nicht wiedergeben, ich fühle mich von seiner Rede ergriffen, ohne jedoch klar dem Gange derselben folgen zu können. Doch ich erinnere mich, daß er unter anderem sagte: Die neue Erziehung müsse auf ein neues Entwicklungsgesetz gegründet werden, es fehle der Kindheit und der Jugend jetzt an Stoffen für die herauswirkende Tätigkeit. Das Kind bildet sich nicht allein durch die Lehre, sondern durch Schaffen, und der Tätigkeitstrieb sei überhaupt der Trieb zu aller Entwicklung.

Nun kamen die größeren Kinder mit Gesang in den Saal, geleitet von den Kindergärtnerinnen, und Fröbel führte uns aus dem Familienleben in das Gemeindegemeinschaftsleben.



Zwar dehnte Fröbel die Spiele ein wenig zu weit aus; seine Erklärungen und Deutungen derselben schienen mir nicht immer recht klar, doch die Gemüther waren bewegt und erschlossen. Die rührende Unbefangenheit der Kinder, ihre hellen, zarten Stimmchen hatten alle zur Liebe für die Kinder erweckt, und die Liebe glaubt und hofft nicht allein, sie duldet auch. Es schien eine gewisse Befriedigung auf der Versammlung zu ruhen.

Einzelne Gedanken über die Spiele schrieb ich im Augenblick in mein Notizbuch nieder, als Fröbel sie aussprach, und ich will sie hier folgen lassen:

Die Bewegungsspiele sind ihm sehr wichtig als Symbol von Gedanken, welche die Kinder als solche nicht fassen können. Z. B. deutet er ein Kreispiel, bei dem ein Kind in der Mitte steht, dahin, daß die größte Verschiedenheit sich einen kann, wenn sich alles auf einen Mittelpunkt bezieht. Einmal stellten die Kinder drei ineinander geschlossene Kreise dar, sie sollten den Baum vorstellen mit Rinde, Holz und Mark. gleichbedeutend mit Freude, Eintracht und Liebe. Durch sinnige Darstellungen will Fröbel die Harmonie im Menschen vorbereiten, Durch sie werden die Grundtätigkeiten der Seele: Wille, Verstand und Gemüt angeregt und durch die Gliedertätigkeit durch Wort und Rhythmus in die Tat umgesetzt.

Ich habe von jeher bemerkt, daß so selten körperliche und geistige Tätigkeit im rechten Einklang stehen; es neigt sich der Mensch entweder ganz zu der einen oder zu der andern Seite. Wie höchst notwendig ist doch für das echte Weib die Vereinigung der häuslichen und geistigen Arbeit, und wie selten erscheinen sie in der Harmonie. Nur wie einzelne Sterne in trüber Nacht leuchten uns solche Frauen. Würde ich nur ein Abglanz der einen, meiner edlen, treuen Mutter!

Fröbels Spiele scheinen mir dazu gemacht, diesem großen Mangel Einhalt zu tun. Das Kind wird nicht in abstrakte Welten geführt, sondern es findet in der passenden Körperbewegung die praktische Ausführung einer Idee. Körper und Geist verschmelzen zur Harmonie.

Dr. Kell zog aus dem Vorgeführten und Fröbels Worten einliegenden Hauptgrundsatz und die sich daran knüpfenden Einteilungen. (Leider liegen dieselben jetzt dem Originalbrief nicht mehr bei).

So schloß der erste Morgen. Der Nachmittag war wieder zur Vorführung von Spielen der größeren Kinder bestimmt. Sie versammelten sich im Freien, auf dem früher erwähnten Anger. Fröbel trat unter sie und geriet in einen solchen Spiel-eifer, daß er keine erklärenden Worte zu den Vorführungen gab. Die Zuschauer fühlten sich etwas gelangweilt und verstimmt. Es wurde von verschiedenen Seiten der Wunsch laut, daß Middendorf, dessen sympathisches Wesen alle Herzen gewonnen hatte, in den Kinderkreis treten und sich der Sache annehmen möge. Aber dieser hielt sich lebenswürdigster Weise zurück. Er kannte Fröbels Eifer, der es nie ertragen haben würde, einen andern an seinem Platz zu sehen. Ja, hätte Fröbel Middendorfs Wesen! Letzterer erscheint mir wie ein wahrer Christ, immer voll Liebe und Verständnis für andere. Fröbel lebt auch für andere; er opfert ja alles für seine Idee, von deren Ausführung er Segen erwartet für die Menschheit. Aber dem einzelnen Menschen, besonders dem lieben, edlen Middendorf gegenüber, der doch sein treuester Freund ist, tritt er oft herrisch, ja tyrannisch auf.

So war denn der Nachmittag recht unerquicklich und peinlich. Wir fürchteten, daß Fröbels Sache wieder im Sinken sei, während wir am Morgen das beste hofften. Allerlei spöttische Bemerkungen der Umstehenden wurden laut. Fröbel war in schrecklicher Unruhe und Aufregung und vergaß alles um sich her. So schön dieses Vergessen einerseits ist, so wirkte es an diesem Tage sehr störend, und ich muß gestehen, mir wollte es auch nicht in den Sinn, daß diese endlosen Spiele hauptsächlich Fröbels Idee darstellen sollten. Ja, ich muß sagen, einiges erschien mir sogar lächerlich. Es kommt mir so eng, so begrenzt, so klein vor, daß so vieles Spielen nach Vorschrift den Menschen veredeln soll.

Endlich, endlich kam das Schlußlied. Die armen Kindergärtnerinnen, besonders meine gute Luise, waren sehr erschöpft, und ein Herr, der sich uns angeschlossen hatte, schlug vor, in den Ritter zu gehen, uns etwas zu erquicken. Wir bestellten Tee und freuten uns auf ein Ruheständchen nach der vielfachen Aufregung. Aber es fanden sich bald mehrere Herren und einige fremde Damen zu uns, und in kurzer Zeit waren wir in ernste Debatten über Fröbel und seine Sachen gezogen.

Wir fühlten wohl heraus, daß ernstliche Stimmen gegen ihn auftreten würden, und es bangte uns sehr. Besonders unbehaglich war mir das Gefühl inbezug auf das, was ich selbst über die Sache empfand.

Keilhau. Im September 1848. Der Sonntagmorgen verkündete einen heißen Tag. Wir fürchteten Gewitter und Regen, und die Schwüle der Luft lag drückend auf uns. Die Versammlung war noch zahlreicher besucht als am vorhergehenden Tage und die Verhandlungen sollten schon um 7 Uhr beginnen. Wir waren pünktlich im „Ritter“, doch zögerte sich der Anfang der Verhandlungen bis gegen 8 Uhr hin. Hier und da standen Gruppen im eifrigen Gespräche für und gegen Fröbel, endlich schienen alle versammelt, und der Präsident eröffnete die Sitzung. Ich versuchte die verschiedenen Reden in meinem Notizbuche festzuhalten; aber oft war ich von dem Inhalte derselben so innerlich bewegt, daß ich total vergaß, meine Notizen zu machen, und es tut mir jetzt sehr leid, daß ich Euch, geliebte Eltern, die Verhandlungen nicht ganz vollständig wiedergeben kann, wenn sich auch die wichtigsten Punkte derselben fest in meine Seele eingepägt haben.

Dr. K. war der erste, welcher sprach: „Wir sind gewiß alle einverstanden, daß die Gründung von Kindergärten eine Notwendigkeit ist, daß man in ihnen schon bei den Kindern von 2—6 Jahren einem friedlichen Zusammenleben verschiedener Stände vorarbeiten, daß man die Familienerziehung ergänzen, dem Hause zu Hilfe kommen muß und daß eine möglichst gleichmäßige Vorbereitung auf die Schule anzubahnen ist.“

Aber so groß und bedeutend mir diese Ideen erscheinen, so wenig entspricht denselben nach meiner Auffassung die Praxis des Kindergartens, in die wir gestern eingeführt wurden. Fröbel ist eine stark subjektive Persönlichkeit, und dementsprechend gestaltete sich auch sein erzieherisches Wirken. Eine ganze Generation wird daran zu tun haben, die Kindergarten-Praxis zu vereinfachen, sie von dem Mathematisch-Philosophischen und dem vielfach Symbolisierenden zu erlösen. Ich halte es geradezu für ein Unrecht an der kindlichen Natur, sie so früh zur Reflexion zu führen, z. B. zur Betrachtung und Unterscheidung geometrischer Formen am Würfel, am Falblatt usw. Die Fröbelschen Gaben, wie sie dem Kinde geboten werden sollen, sind zu sehr mit dem Seziermesser philosophischer Ideen zerlegt. Fröbel wird nicht eigensinnig bei seiner Manier verharren, wenn wir ihm eine richtige, natürliche Gestaltung seines Kindergartens zeigen, wenn wir von einer gewissen Künstelei in demselben zurücktreten und ihn mehr auf den Boden einfacher Natürlichkeit stellen.“ Fröbel antwortete in kurzer Rede, der ich mit größter Spannung folgte. Er bewies, daß seine Erziehung sowohl mit den Naturgesetzen, wie mit dem Christentum in Übereinstimmung und deshalb einfach sei und den Entwicklungsgesetzen im Kinde entspreche. Seine Worte waren klar und fanden vielen Beifall.

Darauf redete ein junger Lehrer aus Dresden, der von dem dortigen Ministerium geschickt war, die Fröbelsche Sache zu prüfen. Er sprach: „Fröbel steht vor uns als Kind, Mann, Held, Helfer, auch als Dulder und Vater, und mit dem letzten Namen wollen wir ihn nennen. Seine Sache ist wie ein reicher Quell, aus dem wir viel schöpfen können, aber was er uns bietet, bedarf der Klärung. Ich schaue in Fröbels schöpferischen Geist wie ein heiliges Chaos; ihm quellen unaufhörlich die Gedanken, und es bleibt ihm nicht Zeit, jedem einzelnen die einfache, verständliche Form zu geben; er ist der Schöpfer des Kindergartens, aber nicht dessen Bildner. Seine Sache bedarf noch sehr der Modifizierung, und seine Philosophie, wie das, was er sein System nennt, sind mir ganz unklar. Wir wollen gar kein System für das Zusammenleben kleiner Kinder, es graut mir vor einem solchen, wie vor Fröbels Kindergarten-Philosophie. Doch möchte ich vorerst die Frage aufwerfen: „Wird im Kindergarten gespielt oder gearbeitet?“

Fröbel erhebt sich von Jörn gerötet und verbittet sich den Namen „Vater“ von denen, die ihn nicht verstehen und ihn nicht verstehen wollen. Sein System sei klar, seine Philosophie sei einfach für die, welche den Zusammenhang des Weltalls und seine Gesetze kennen, auf denen dieser Zusammenhang beruht. Nach diesen Gesetzen muß schon das kleinste Kind geleitet werden, denn es ist ein Teil des großen Ganzen. Diese Gesetze müssen auch sein Spiel durchdringen, denn das Kind trägt sie in sich. Das ganze Tun der Kleinen ist symbolisch, und dem entsprechen die Kindergarten-spiele und -Beschäftigungen. Die Gesetze derselben, denen das Kind durch die richtige Leitung der Erwachsenen unterworfen ist, bereiten dasselbe auf sein Handeln im späteren Leben vor. Es ahnt diese Gesetze schon in unschuldvoller Sinnigkeit, es

stellt sie symbolisch handelnd dar in Sittigkeit, und so begründet der Kindergarten die Sittlichkeit, welche dem Göttlichen in jedes Menschen Natur entspricht. Es wird im Kindergarten gespielt, aber dem Spielen liegen Wahrheiten zugrunde, so wird das Kind spielend auf den rechten Lebensweg geleitet.

„Aber woher nehmen wir die Frauen, die imstande sind, Fröbels Lehren zu verstehen und in seinem Sinne auszuführen, wo und wie werden sie gebildet?“ warf einer der Versammelten ein.

„Als Napoleon tüchtige Generale brauchte, fand er sie, so werde ich tüchtige Gärtnerinnen finden, wenn man mir nur Gärten gibt,“ erwiderte Fröbel.

Der Abgeordnete aus Dresden meldete sich wieder zu Worte: „Fröbel erwartet, daß seine Kindergärten, von denen er so große Erfolge für die Hebung der menschlichen Gesellschaft verspricht, von Frauen geleitet, daß also seine philosophischen Ideen von Frauen ausgeführt werden sollen. Ich muß aber sagen, mir graut vor philosophischen Weibern.“ Er führte diesen Ausspruch noch weiter aus, und es entspann sich darauf eine längere Diskussion über die Bildung der Frauen.

Mein Herz klopfte hörbar, ich hätte meine Empörung aussprechen mögen über die Männer, die, wie ich durchfühlte, uns als untergeordnete Wesen betrachteten. Wir sollen in erster Linie den Männern dienen, sie wollen über uns herrschen, uns unseren Lebensweg vorschreiben, wir sollen ohne sie nichts sein? Wohl gibt es nichts Höheres und Schöneres in der Welt, wie ich denke, als wie einem Manne zu dienen, den man liebt und verehrt, aber wie könnte es mir einfallen, vor dem Manne Respekt zu haben, mich ihm gegenüber als untergeordnetes Wesen zu fühlen, nur weil er ein Mann ist und ich eine Frau bin, wenn ich ihn dumm, albern oder unmoralisch finde, und leider kenne ich eine ganze Anzahl dummer und alberner Männer.

Es hat meinem Herzen Frieden gegeben, daß Fröbel und Middendorf so ganz anders von uns Frauen denken, wie viele, wohl die meisten Männer; daß sie uns würdig erachten, auch außer der Ehe eine ehrenvolle Stellung als Pflegerinnen der Kindheit einzunehmen, daß wir auch als Unverheiratete mit Verständnis und Bewußtsein mitarbeiten dürfen an der Veredlung der menschlichen Gesellschaft, daß wir für uns selbst etwas sind und werden können. Ich wünschte zu den Herren Rednern zu gehen, ihnen zu sagen, was ich Euch hier schreibe, aber ich glaube, ich brähte es nicht über mich, öffentlich zu reden. Wer wollte uns arme Wesen nun vertreten?

Da erhob sich Johanne Küster. Tiefe Stille herrschte, als sie mit klaren Worten verlangte, daß auch wir Frauen als ganze Menschen behandelt werden müssen, und daß wir eine ganz andere Bildung wie bisher beanspruchen können, daß wir befähigt seien, wissenschaftliche, philosophische Studien zu treiben. Mit diesen Worten wandte sie sich an den Redner, dem philosophische Weiber ein Greuel sind.

Es kam aber zu keinem Abschluß, die Bildung und Lebensstellung der Frauen betreffend, man wandte sich wieder den Erörterungen über die Art und Weise der Kindergarten-Beschäftigungen, über die Gefahr von spielerischer Arbeit und Vermengung von Reflexion mit dem Spiel zu. Dann wurde von einem Redner die Notwendigkeit der Gründung von Kindergärten überhaupt bestritten. Er führte aus, daß die Familie der einzig richtige Boden für die Erziehung des Kindes im vorschulpflichtigen Alter sei, und daß bei ihm das zu frühe Hinaustreten der Kleinen aus dem engen Kreise große Bedenken betreffs der natürlichen Entwicklung des Kindes erzeuge. Ein anderer Herr wollte den Kindergärten nur da gestalten, wo ungesunde häusliche Verhältnisse sich finden, wozu er auch rechnet, daß die Mutter auch außer dem Hause mitarbeitet für den Lebensunterhalt.

So wurde bis um 2 Uhr hin und her geredet. Gegen die Gründung von Kindergärten überhaupt erhoben sich nur ganz vereinzelte Stimmen, man stritt nur über die Möglichkeit der Ausführung und um das Wie der Organisation und Leitung und Einverleibung in den Schulorganismus usw. Endlich wurde für die Einrichtung von Kindergärten in Stadt und Land gestimmt. Aber das Wie? die definitive Beantwortung dieser Frage wurde bis zur Nachmittagsitzung verschoben.

Die Männer, welche so sehr gegen die Art und Weise der Fröbelschen Kindergärten sprachen, was kannten sie von denselben? Einige Stunden hatten sie Kinder spielen, bauen, flechten, falten sehen, wie konnten sie schon so aburteilen über eine Sache, die wohl jahrelanges Studium erheischt? Dies sagte ich ganz offen nach Schluß der Sitzung zu dem Herrn Abgeordneten aus Dresden, mit dem Luise

und ich darauf in ein längeres Gespräch gerieten. Wie erschraf ich am Nachmittage, als dieser Herr seine Rede begann: „Sehr geehrte Damen haben gemeint, ich sei gar nicht imstande, ein fertiges Urtheil über Fröbels Sache zu fällen, aber ich bin hierhergeschickt, um dieselbe kennenzulernen und zu prüfen, und nach dem, was ich gestern und heute gesehen und gehört, kann ich kein Wort von dem, was ich gesagt habe, zurücknehmen. Aber wohl will ich zugestehen, daß mir die Dinge vielleicht nicht vollständig und nicht im rechten Lichte vorgeführt sind“ usw. Noch öfters führte er die „sehr geehrten Damen“ an und blickte dann lächelnd auf uns. Ich freute mich schließlich, daß unsere Reden doch nicht ganz ohne Wirkung auf ihn geblieben waren.

Trotzdem kam es an diesem verhängnisvollen Nachmittage noch zu einem heftigen Streite zwischen Fröbel und seinen Widersachern. Es wurde mir angst und bange. Hättet ihr gehört, gesehen, wie der Oheim rang und kämpfte, als man ihm seine Ideen entreißen, den Kindergarten zu einer Art Bewahranstalt machen wollte! Ich konnte es kaum aushalten. Ich habe ja selbst oft ein Widerstreben gegen manche Seiten von Fröbels Praxis, aber ist darum die Entwicklung derselben abgeschlossen? Und es ist doch ein großer Unterschied, ob man die Fröbelsche Erziehungsphilosophie etwas anders, als er es tut, ausführt, oder ob man sie überhaupt verdammt, und das tat man. Man wollte wohl Kindergärten, aber nur ganz äußerlich. Fröbel selbst sollte womöglich gar nichts damit zu tun haben. Aber seine Weltanschauung ist so eng mit seinem Kindergarten verbunden, wie Körper und Geist, sie sind nicht zu trennen, und täte man es, man würde ihn töten.

Bisher hatte Middendorf gar nicht gesprochen, aber in dem Augenblick, als Fröbel anfang, zu wanken, wollte er sich erheben. Er wollte, wie er mir später sagte, die Schülerinnen Fröbels aufrufen zur Bestätigung, daß dessen Lehre ihre Herzen erleuchtet und ihnen ein größeres Verständnis für die Kinderseelen aufgeschlossen, daß sie selbst Friede und Freude in ihrer Arbeit gefunden und das wahre Glück der Kinder erhöht haben.

In diesem, ich kann sagen, für mich schrecklichen Augenblicke bekam die Debatte eine ganz neue Wendung. Die Aufregung und Erregung Fröbels schien zu weichen, sein eben noch so blitzendes Auge strahlte in ruhiger Klarheit und er bot die Hand zum Frieden. Die Art und Weise, wie er es tat, fand Widerhall in vielen Herzen, man kam einander mehr und mehr entgegen, und der Schlußantrag, welcher mit großer Mehrheit angenommen wurde, lautete folgendermaßen:

„Die deutschen Regierungen, sowie die Reichsregierung sollen ersucht werden, die Idee der Kindergärten in ernste Erwägung zu ziehen und mit Benutzung des reichen Fröbelschen Beschäftigungsstoffes die Gründung von Kindergärten, sowie die Bildung von Kindergärtnerinnen, wo nötig, durch Geldmittel zu fördern.“

**Dr. Franziska Tiburtius:** Erinnerungen einer Achtzigjährigen. Berlin 1923.  
C. A. Schwetschke & Sohn.

Dr. med. Franziska Tiburtius war nach Berlin übergesiedelt, um sich eine eigene Praxis zu gründen. Im Hause ihres Bruders hatte sie ein freundliches Heim gefunden:

Von diesem sicheren Port aus konnte ich nun zunächst in voller, sehr reichlicher Muße das Arbeitsfeld überblicken, vor das ich gestellt war. Zunächst räumlich. Ich hatte in der Schule noch gelernt: Berlin, Hauptstadt des Königreichs Preußen, 400 000 Einwohner — etwas mehr war es nun schon im Jahre 1876, aber die Million war erst knapp erreicht. Die an das Krankhafte grenzende Hypertrophie im Wachstum trat erst auf, als in den Ost- und Nordgegenden mehr und mehr Schornsteine emporgewachsen und mit der Industrie das gewaltige Proletariat sich ansammelte. Nach Westen hin endete Berlin mit der Kurfürstenstraße, von der erst wenige Häuser standen; zwischen da und Schöneberg wandelte man zwischen Kartoffeläckern und Kornfeldern — ein hübscher ländlicher Spaziergang bis zum schwarzen Adler, den die tanzlustige Jugend des Kleinbürgerstandes gern zurücklegte zum sonntäglichen „Vergnügen“. Die Potsdamer Straße war Villen- und Gartenterrain mit schmalem Fahrweg, sehr breitem Spazierweg und herrlichen, alten Bäumen. Nach der Ber-

liner Straße in Charlottenburg zog der gut situierte Bürger auf Sommerwohnung, und bei der Victoria am Belle-Allianceplatz hatte die Welt ein Ende. Das Kreuzbergdenkmal stand einsam auf der Höhe, und die Hasenheide war, was ihr Name besagt, freies Feld und Kiefernheide, daneben das Sonntagsidyll für den Kleinbürger, der mit Gattin, Kindern und Kinderwagen, nicht zu vergessen den traditionellen Regenschirm, auszog, um den Tag im Freien zu erleben und neben den mitgebrachten Stullen bei den zahlreichen Wursthändlern, die mit ihren Öfchen an jeder Ecke ihren Stand hatten, sich gütlich zu tun. Pferdebahnen gab es erst recht wenige; eine durchquerte vom Kastanienwäldchen ab die Dorotheenstraße nach Charlottenburg hin, eine andere ging nach Neukölln, damals Rigdorf — ein von Berlin durch die ganze unbebaute Hasenheide getrenntes Dörfchen, mit einer zahlreichen böhmischen Kolonie — nicht gerade im besten Ruf stehend, weshalb es auch später schamhaft seinen Namen wechselte. Wer seinem Pedal weitere Wege nicht mehr zutraute, fuhr für 10 Pfennige mit dem Omnibus; für kürzere Strecken zahlte man nur 5 Pfennig. Man hielt es für unmöglich, daß bei dem „kolossalen Verkehr“ jemals eine Pferdebahn die Leipziger Straße durchschneiden könnte! Der Großstadtmensch erwirbt eben mit der Notwendigkeit zahlreiche für die Lebenserhaltung nötige Eigenschaften.

Das Berlin von 1876 war auch seinem Charakter nach ein anderes als das heutige. Es war nicht mehr das Berlin von Jettchen Gebert; das stille Behagen, die Familienhaftigkeit und Hausbadenheit der 50er Jahre war vorbei. Berlin hatte den Krieg hinter sich; es hatte auch in der Nachkriegszeit seine Erfahrungen gemacht. Schon nach diesem nur halbjährigen Krieg, der noch dazu ein siegreicher war und ein gefestigtes Nationalgefühl hinterließ, und trotz der sicheren Führung durch starke Hand brachte diese kurze Unterbrechung normalen völkischen Lebens schon Erinnerungen hervor, die als embryonale Vorstufen dessen gelten können, was wir jetzt mit Schrecken und Grauen um uns sehen. In dem sogenannten Voigtlande, einem Teil der Hasenheide, hatte sich 1872/73 eine Barackenstadt erhoben, die den vielen Wohnungs- und Erwerbslosen Unterschlupf bot. Durch die 5 Milliarden der von Frankreich gezahlten Kriegsschädigung, die damals als schwindelerregende, mit dem Verstande gar nicht zu umgreifende Summe betrachtet wurde, war Geld ins Land gekommen, die Folge eine bis dahin unerhörte Wage- und Spekulationswut der Börse. Zahlreiche Unternehmungen, die man in dem soliden und abgeschlossenen Preußen bis dahin als schwindelhaft betrachtet haben würde, fanden in dem Staatsgebilde, das seine Grenzen gesprengt hatte und zum deutschen Reich geworden war, den geeigneten Boden. Aber zu der Zeit, als ich nach Berlin kam, war dieser psychopathische Zustand bereits im Ablauf oder vorbei. Die Krankheit war nicht so tief gewurzelt und konnte leichter überwunden werden. Das Unbeherrschte in Saat geschaffene Selbstgefühl, die ans Schwindelhafte und ans Hazardspiel grenzende Spekulation hatte bereits den Rückzug erfahren. Berlin blickte auf seine Gründerjahre zurück, und was waren sie, verglichen mit dem, was wir jetzt erleben! Auch äußerlich hatte sich manches wieder eingerenkt. Die Arbeitslosen hatten Beschäftigung gefunden, zum Teil in der allmählich emporblühenden Industrie. Damals entstanden aus dem Sumpf und Bruch des alten Havellandes die reizenden Grunewaldseen durch Ausgrabung; eine lebhaftere Bautätigkeit nahm viele Hände in Anspruch. Das Volk hatte sich wieder auf sich selbst besonnen, und zurückgeblieben war das gesunde Selbstgefühl der aufstrebenden, sicher geführten Nation. Im Zurückschauen scheint mir jetzt ein hervorragender Zug jener Zeit das Vorhandensein und Wachsen eines gefunden, in sich gefestigten und gebildeten Mittelstandes, der dem Berliner Leben Färbung und Charakter ausprägte und seine Auswirkung sowohl auf gewerblichem als politischem Gebiet erstrebte, namentlich aber die Geselligkeit und Gesellschaft beherrschte — im krassen Gegensatz zu der heutigen Zeit, die den Mittelstand mit allen Kräften aus dem Leben drängt. Berlin betrachtete sich als Großstadt und hatte das Streben, Weltstadt zu werden, meinte auch, in den Gründerjahren die unvermeidlichen Kinderkrankheiten durchgemacht zu haben.

So sah das Berlin aus, in dem ich im Winter 1876/77 meine Heimat fand. Ich bin später öfter gefragt worden, ob ich bei Beginn meiner Praxis viele Kämpfe durchzumachen gehabt habe. Das weiß ich nicht; jedenfalls ist es mir nicht so recht zum Bewußtsein gekommen, daß ich kämpfte. Ich meinte immer nur das zunächst Notwendige tun zu müssen. Ein Gutes hat die Natur mir mitgegeben: Ich brauche Widriges, das sich mir nicht gerade vor die Augen stellt, nicht zu sehen, kann ignorie-

ren, was hinter meinem Rücken gesprochen wird und ärgere mich nicht allzu intensiv über Fehlschläge, an denen ich keine Schuld habe, empfinde auch nicht als beleidigend, was vielleicht nicht mal so gemeint ist und was ich übersehen kann — und das hat mir im Leben sehr geholfen.

Zunächst galt es nun, festen Boden unter den Füßen zu gewinnen, den Behörden gegenüber, und zu versuchen, zum deutschen Staatsexamen zugelassen zu werden. Es ist ja richtig, daß Lehmus<sup>1)</sup> und ich uns nicht genügend orientiert hatten, als wir, von deutschen Universitäten abgewiesen, ins Ausland gingen, in dem naiven Glauben, es würde uns nach beendigtem Studium eher möglich sein, die Erlaubnis zur Ablegung des Examens zu erlangen. Es gab ja keine Präzedenzfälle, und wir kannten die Macht des Wortes nicht, auch nicht die Bedeutung, die es für diejenigen hat, die es als Schild und Abwehr brauchen wollen gegen Neuerungen, die ihnen unerwünscht oder auch unbequem sind. Schon im Sommer 1876 hatte ich eine Audienz bei dem damaligen sächsischen Kultusminister von Gerber, bewaffnet mit empfehlenden Zeugnissen der Züricher Professoren und einem sehr dringlichen von Professor Winkel. Ich fand einen sehr liebenswürdigen Herrn, der anscheinend mit vollster Teilnahme die Sachlage und die Wünsche sich überlegte. Es schien mir, als empfinde er es als eine Befreiung, als er hörte, daß ich preußische Untertanin sei und mich später in Berlin niederlassen wollte; da sei es doch das Gegebene, daß ich mich an Preußen wende! — Hier herrschte die als liberal angesehene Aera Falk; auch hier größte persönliche Liebenswürdigkeit, Bedauern, nichts tun zu können und Verweisung an das Reichskanzleramt als einzige zuständige Behörde! Vom Reichskanzleramt einfach Ablehnung ohne Angabe von Gründen.

Nun konnte ich zunächst nichts weiter anfangen, da ich ja von der obersten Behörde des Reiches abgewiesen war. Ich will hier gleich erwähnen, daß ich später, als andere Männer und andere Ansichten nach oben gelangt waren, noch mehrmals Bohrerische unternommen habe; so bei den beiden Ministern Bosse und Studt. Ich habe mich bereit erklärt, nachträglich das Maturitätsexamen zu machen — vergebens! Immer größte persönliche Liebenswürdigkeit und Höflichkeit, scheinbar eingehendes Interesse für die Angelegenheit; auf die letzte Entscheidung hatte das freilich gar keinen Einfluß — immer das gleiche „Es geht nicht!“ Ich habe so lebhaft mit dem armen König Thoas gefühlt: „Du sprichst vergebens viel um zu versagen, der andere hört von allem nur das Nein!“

Mußte ich mich überzeugen, daß bezüglich des Staatsexamens wirklich der Wortlaut des Gesetzes gegen mich war und insofern die Abweisung ihre formale Berechtigung hatte, so habe ich einen anderen Bescheid als ein mir angetanes Unrecht empfunden und stehe auch jetzt noch auf dem gleichen Standpunkt. Als ich sah, daß ich keinesfalls die Berechtigung zur Ablegung des medizinischen Staatsexamens erlangen würde, kam ich — um wenigstens einen Fußbreit festen Fundamentes unter den Füßen zu haben, um die Erlaubnis ein, das preußische Hebammensexamen zu machen; auch das wurde abgelehnt. Ich hatte Zeugnisse von Professor Winkel eingereicht, aus denen hervorging, daß ich selbst lange Zeit die Hebammenschülerinnen unterrichtet hatte!

Nun lag für mich die Sache so: Im Jahre 1876 war, wohl noch in Auswirkung des 70er Krieges, eine neue Gewerbeordnung für das Deutsche Reich herausgegeben, die liberalen Anschauungen gerecht werden sollte und — sehr zum Mißfallen der Ärzte —, ich kann ihnen das nicht verdenken, war auch die Ausübung praktischer Heilfunde unter das Gewerbegesetz gestellt. Mit mehr oder weniger Deutlichkeit wurde ich nun bei Besprechungen von den behördlichen Stellen, die alle dem Grundsatz huldigten, *quieta non movere*, darauf hingewiesen, daß man mir ja gar nichts in den Weg legen wolle — nur die Behörden in Ruhe lassen! — Zuweilen in halb humoristischem Gewande: „Ja, sehen Sie, Sie haben ein sehr großes Unrecht begangen, Sie sind eben um 30 Jahre zu früh geboren, das tut nicht gut — immer die Mittelstraße halten, stets mit dem Strom schwimmen und sich tragen lassen“ usw. usw.

In klarem Deutsch übersetzt hieß das wohl soviel: versuche ruhig das Experiment, wir werden dich nicht hindern, aber verlangt nicht, daß euretwegen Gesetze geändert werden, und laßt uns in Ruhe!

<sup>1)</sup> Fräulein Dr. Lehmus, die Studiengefährtin von Fräulein Dr. Tiburtius, hatte sich gleichzeitig mit ihr in Berlin niedergelassen.

Und so, nachdem alle Versuche mißglückt waren, blieb uns nichts übrig als in Gottes Namen dem gegebenen Fingerzeig zu folgen, das Schild mit dem Namen und dem Zusatz Dr. med. anzuschlagen und ruhig abzuwarten, wie das Publikum die Sache aufnehmen würde.

Und die Kollegen? Ich kann es ihnen eigentlich nicht verdenken, wenn sie sich zuerst sehr kühl abwartend und vielleicht gar abwehrend verhielten. Natürlich brachte die Novelle zum Gesehentwurf, die ich oben erwähnte, die Gefahr einer Schädigung der Ärzte in Stellung und Ansehen, und auch zugleich die Gefahr einer Schädigung des Publikums durch die Freigabe der Praxis für alle Arten von Kurpfuscherei. Nun hatten wir dem Geseh gegenüber keine andere Stellung als die zahlreichen Naturheilkünstler, Magnetopaten und andere, nach innerlicher Inspiration kurierende Heilbesessene. Das war für uns natürlich ärgerlich, wir empfanden lebhaft das Unwürdige der Situation, doch ließ sich für den Augenblick nichts ändern. Als sich in einer Besprechung der Wirkung jenes Gesetzes, bezw. der Zunahme der Kurpfuscherei, durch Professor Dr. Skreszka, den damaligen Obermedizinalrat von Berlin, die Bemerkung fand, daß Dr. Lehmus und ich auf anderem Boden ständen und rite studiert und promoviert hätten, war das wenigstens eine bedingte Anerkennung.

Ein Erlebnis, das vorübergehend meinen Gleichmut etwas erschütterte, möchte ich hier noch erzählen, es kennzeichnet die Gedankengänge eines bestimmten Kreises jener Zeit:

Miß Archer, die Vorsteherin des Victoria-Lyceums (eine unter dem Protektorat der Kronprinzessin stehende Fortbildungsanstalt für Töchter höherer Stände) trat an Dr. Lehmus und mich heran mit dem Ansuchen, einen Winterkursus von Vorlesungen über Gesundheitslehre zu übernehmen. Sonderliche Lust hatten wir eigentlich nicht, glaubten aber doch die Aufforderung nicht ausschlagen zu dürfen; es wurde also in dem Prospekt der Anstalt und auch in den Tageszeitungen bekannt gemacht, daß der Lehrplan des Victoria-Lyceums durch einen Kursus über Gesundheitslehre erweitert werde, den die weiblichen Ärzte auf Ansuchen übernommen hätten.

Eine Woche später erschien Miß Archer bei mir, sehr niedergedrückt und etwas verlegen — sie war eine vortreffliche Dame, ich habe sie gut gekannt und persönlich sehr hoch geschätzt — mit dem Ersuchen, ob wir nicht doch zurücktreten würden! Die Sachlage war folgende: Ein Kuratoriumsmitglied — der Stolz der Universität, ein Mann von Weltruf, eine Leuchte der Wissenschaft — war in jener Vorstandssitzung, in der über den einzurichtenden Kursus verhandelt wurde, nicht zugegen gewesen und legte nun nachträglich Veto ein. Er hielt es mit seiner Stellung als Universitätsprofessor für unvereinbar, in dem Kuratorium einer Anstalt zu sein, die in Deutschland nicht approbierte weibliche Ärzte als Lehrkräfte heranzog.

Einige Mitglieder des Kuratoriums hatten, um eine andere Grundlage zu schaffen, von der obersten Schulbehörde Pommerns eine Abschrift meines Zeugnisses vom Lehrerinnen-Examen beschafft, in dem mir die Qualifikation für Unterricht in Oberklassen zugesprochen wurde. Dr. Lehmus besaß ähnliche Zeugnisse. Umsonst! Der Herr Professor blieb unerschütterlich.

Miß Archer war in großer Verlegenheit. Der Name des berühmten Mannes gab der Anstalt einen gewissen Nimbus; sie verlor ihn höchst ungerne aus dem Kuratorium! — Uns war an dem Kursus gar nichts gelegen, wir wären herzlich gern zurückgetreten, wenn nicht die Ankündigung mit unseren Namen bereits durch Prospekte und Zeitungen gegangen wäre. So leid es uns tat, konnten wir jetzt nicht mehr zurücktreten, und Miß Archer hatte Einsicht genug, um unsere Gründe zu begreifen. Und so hielten denn wir beiden Eindringlinge vor einer zahlreichen weiblichen Zuhörererschaft im Victoria-Lyceum den ersten Kursus über Gesundheitslehre, und Herr Geheimrat Prof. Dr. R. V. schied aus dem Kuratorium!

Viele Jahre später sah ich Angehörige der Familie in meiner Sprechstunde. Tempora mutantur!

Es hat ja einige Jahre gedauert, bis die Stimmung der Ärzte uns beiden Eindringlingen gegenüber eine ruhigere wurde, und bis sie uns trauten; wir konnten doch auch nicht jedem einzelnen den Bildungsgang und die besonderen Umstände erklären, unter denen wir gezwungen waren zu praktizieren. Da hieß es, ruhig bleiben, das Gesicht wahren, unentwegt seines Weges gehen, nicht sehen und hören, was jenseits vom Weg lag und sich nicht übersehen ließ und die beruflichen Pflichten so heilig und ernst nehmen, wie der hochgespannte ethische Imperativ sie nur irgend

nehmen konnte. Und siehe, es ging. Allmählich gewannen wir das Gefühl, daß die Atmosphäre sich klärte, das Mißtrauen schwand. Ich habe bei persönlichen Begegnungen mit Kollegen am Krankenbett fast immer ein durchaus korrektes Verhalten gefunden. Freilich — zuweilen kam auch Komisches vor. Als ich ungefähr 2 Jahre im Beruf stand und die Arbeit gerade anfang, etwas lebhafter zu werden, hatte ich in irgendeiner weit entlegenen Außengegend der Stadt — merkwürdigerweise kam die Klientel in den ersten Jahren vorwiegend aus räumlich weit entlegenen Stadtteilen — eine Patientin mit ausgesprochenem carcinom ventriculi, wo der Tod bald zu erwarten war. Ich benachrichtigte die Verwandten von der Sachlage und erklärte mich gern bereit, mit einem Arzt, den sie vorschlagen würden, am Krankenbett zusammenzukommen. So geschah es denn auch, und nach Absolvierung aller offiziellen Präliminarien und nachdem ich dem Herrn die Kranke feierlich vorgeführt hatte, zogen wir uns dann ganz stillvoll in das Nebenzimmer zurück, und ich wollte die Exposition des Falles beginnen, als er unterbrach: „Ach ja, es ist ein Carcinom, und die Kranke hat nicht lange mehr zu leben; aber sagen Sie mal, warum haben Sie nicht geheiratet?“ — — Ich bin selten so überrascht gewesen.

Zweimal kamen noch Zwischenfälle anderer Art, denen auch eine leichte Komik anhaftete. Einmal handelte es sich um eine anonyme Denunziation, die gegen mich eingereicht worden war — vielleicht von einem jungen Kollegen, der die Sachlage nicht kannte — wegen unbefugter Führung des medizinischen Dokortitels. Ich rückte also mit meinem Diplom an. Staatsanwalt — ein ganz junger Herr — und Vorsitzender sehr höflich. Es war einmal etwas Neues, sich „Fräulein Angeklagte“ nennen zu hören. Antrag des Staatsanwaltes: Drei Mark Strafe; obgleich nicht „praktischer Arzt“ auf dem Schilde stände, könnte doch jemand aus dem Dr. med. schließen, daß ich eine in Deutschland approbierte Medizinalperson sei. Schöpfen — ehrsame Handwerker — und Vorsitzender blickten mit weißer Miene in das Diplom — nach kurzer Beratung natürlich Freispruch. Es wurde mir nun der Rat, um weitere Anstimmigkeiten zu vermeiden, in irgend einer Weise die Herkunft des Dokortitels auf dem Schild zu betonen. Am nicht noch einmal ähnliche Störung und Zeitverlust zu erleben, ließ ich hinzufügen: Dr. med. der Universität Zürich. Der Effekt war ein ganz anderer, als man gedacht. In der nächsten Sprechstunde wurde ich von verschiedenen Patientinnen lebhaft beglückwünscht. „Ja, was ist denn?“ Ich müßte doch wohl irgend etwas besonders Großes geworden sein, da auf dem Schilde jetzt ein so langer Titel stehe!

Etwa 15 oder 20 Jahre später, als schon mehrere jüngere Kolleginnen, ebenfalls mit Züricher Diplom, da es eben noch nicht anders ging, in Berlin ansässig waren, wurde mit gleicher Begründung eine Massenklage gegen uns eingereicht. Der Denunziant war diesmal ein Universitätsprofessor; das war erstaunlich, er hätte sich ja so leicht über die Sachlage orientieren können. Wir rückten gleich zu sechsen an. Zugleich mit uns war ein Psychopath geladen, der sich wegen Kurpfuscherei zu verteidigen hatte. Der sehr redogewandte Herr, dem es auch an logischem Denken nicht fehlte, fing seine Verteidigungsrede an mit einer begeisterten Lobrede auf die weiblichen Ärzte und charakterisierte die Widersinnigkeit der Anklage in unwiderleglicher Weise. Wir hätten keinen besseren Verteidiger haben können; natürlich auch hier Freispruch, und seitdem sind wir nicht mehr belästigt worden; die Widerstände waren zu Ende, bei den Behörden wie bei den Kollegen schwand das Mißtrauen — jener große Felsblock, der zu Anfang auf unserem Weg lag.

Und jetzt, wo mich eine so lange Reihe von Jahren von dem Ringen jener Jugendtage trennt, und wo auch schon die Zeit der Praxis hinter mir liegt, scheint mir im Rückblick manches, das mich damals wohl erregte, ganz natürlich, in menschlicher Natur beschlossen. Es scheint mir ganz natürlich, daß wir uns erst Vertrauen zu unserer Person und unserem Können verdienen mußten, ehe man es uns gab. Jeder, der etwas Neues bringt und wünscht, daß die Welt es begreift, muß erst beweisen, daß es etwas Gutes ist, daß die Welt es braucht und daß er selbst dazu steht.

Erwähnen will ich noch, daß gerade die an erster Stelle stehenden medizinischen Größen am bereitwilligsten zu einem objektiven Urteil den weiblichen Ärzten gegenüber waren. Mit Professor Schroeder, der in den siebziger und achtziger Jahren



die gynäkologische Universitätsklinik leitete, bin ich oft am Krankenbett zusammengekommen, bei Professor Olshausen habe ich freundschaftliches — ich dürfte beinahe sagen freundschaftliches Entgegenkommen gefunden.

So schwanden denn allmählich alle Hindernisse, und auch die Einstellung der Kollegen gegen uns schloß berufliche Anerkennung und Gleichwertigkeit in sich.

Als Dr. Lehmus und ich zuerst nach Berlin kamen, freuten sich die Witzblätter: Kladderadatsch brachte eine reizende Darstellung der Erlebnisse in der Klinik der weiblichen Ärzte Dr. Romulus und Dr. Remus, die sich natürlich beide in den gleichen Patienten verliebt hatten. Es erwies sich als vorzügliche Reklame. Der Zufall wollte, daß ich bald darauf den unvergeßlichen Ernst Dohm, den Herausgeber des Kladderadatsch, in einer Gesellschaft kennen lernte. Es gab eine überaus anregende Plauderstunde mit dem sprühend geistvollen und liebenswürdigen Herrn; wir haben herzlich miteinander gelacht, und er gab mir das feierliche Versprechen, uns künftig in Ruhe zu lassen, was er auch treulich gehalten hat. Ähnlich verlief eine gesellschaftliche Begegnung mit Sigmund Haber, dem Herausgeber des *Uff*, und so waren wir vor weiteren scherzhaften Angriffen sicher.

Und was sagte nun die Frauenwelt, die es doch eigentlich am meisten anging, zu den weiblichen Ärzten? Was manche enthusiastische Anhänger des Frauenstudiums uns einreden wollen, daß sie den weiblichen Arzt herbeisehnte, haben wir niemals geglaubt. Es war genau so, wie ich mir gedacht: auch hier hatten wir erst Beweise zu bringen, bevor man uns traute. Die Frauenzeitungen — dieser Zweig der Tagesliteratur begann eben sich zu entwickeln — stellten sich mit einem gewissen Überschwang auf die Seite des weiblichen Arztes, während die politischen Zeitungen sich äußerst skeptisch verhielten — noch bis in die neunziger Jahre hinein erregte die Erwähnung des weiblichen Arztes im Reichstage ungeheure Heiterkeit! — und die Fachblätter, wo sie von der Neuerung Notiz nahmen, ihr entgegen traten und aus theoretischen Gründen die völlige Hoffnungslosigkeit des Unternehmens darlegten. Die beiden Ärztinnen standen der Kontroverse kühl gegenüber; sie wußten, daß sie hinsichtlich des Erfolges ein Risiko auf sich genommen hatten und daß die Frage durch theoretische Deduktion nicht entschieden werden konnte.

Ein großer Vorteil für die beiden ersten weiblichen Ärzte lag darin, daß sie von Anfang an zu zweien auf den Plan traten. Ich bin überzeugt, daß es einer allein sehr viel schwerer gelungen wäre, mit den zu Anfang stark entgegenstehenden Strömungen innerhalb der Ärzte fertig zu werden als zu zweien, die in gegenseitigem Vertrauen und voller Harmonie zu einander standen. Dr. Lehmus und ich wußten ganz genau, daß wir uns in jedem Falle auf einander verlassen konnten. Es liegt schon eine moralische Stärkung in dem Bewußtsein, daß eine verständnisvolle und hilfsreiche Persönlichkeit vorhanden ist. Dann handelte es sich auch oft um Hilfeleistungen in der Praxis, notwendige Narkosen, irgendeinen der zahlreichen Fälle, wo eine zweite sachverständige Hand nötig wird. Später hätten wir auch wohl bei unseren männlichen Kollegen solche Hilfeleistungen ohne Scheu erbitten können. In den ersten Jahren wäre es aber doch stark bedenklich gewesen und hätte zu uns nachteiligen Mißdeutungen geführt.

Durch viele Jahre hindurch haben Dr. Lehmus und ich räumlich sehr nahe gewohnt, und auch der Verkehr der Familien — auch sie hatte ein geschwisterliches Haus neben sich — ging hinüber und herüber. Bald fanden wir uns auch zusammen zu einer regelmäßigen gemeinsamen Arbeit, und das ging so zu:

Lehmus und ich hatten oft davon gesprochen, daß wir wünschten, eine Poliklinik in irgend einem Arbeiterviertel der Stadt einrichten zu können. In Zürich wie in Dresden hatten wir den Segen, den solche Anstalt für die Frauen der Arbeiterbevölkerung hat, genau kennengelernt. Das System der Krankenkasse war schon in der Anlage vorhanden, umspannte jedoch noch längst nicht einen so großen Teil der Bevölkerung wie jetzt, wo es, in der Überspannung allmählich zum Extrem ausgewachsen, seinen Charakter vollständig geändert hat und zur Plage, jedenfalls zur schweren Belastung der Bevölkerung geworden ist. Auch hatten wir beide in den ersten Jahren noch sehr reichlich Zeit, die wir gern in Berufstätigkeit angewendet hätten. Aber woher das Lokal nehmen? Woher die notwendige Einrichtung? — Meine Schwägerin hörte von diesen Wünschen und Plänen, und ihr schnell arbeitendes kluges Hirn ergriff die Angelegenheit mit gewohnter Energie. Soziales Denken

lag ihrer ganzen Lebensanschauung nahe, wie ihrem Temperament das Eingreifen und Organisieren. Ein Zufall kam ihr zu Hilfe. Die Sache entbehrte nicht ganz der Komik, so darf ich die kleine Geschichte wohl erzählen:

Eine Patientin, die Frau eines reichen Industriellen, der in einem Arbeiterviertel wohnte, bat sie, doch ausnahmsweise auch ihres Gatten mangelhaftes Gebiß unter ihre hilfreichen Hände zu nehmen (ihre Klientel erstreckten sich sonst nur auf Frauen und Kinder). Sie sagte zu. Als der Herr kam, wurde er freundlich empfangen. Frau Henny verstand sich trefflich darauf, mit Gewandtheit und anscheinender Unabsichtlichkeit ein Gespräch dahin zu lenken, wo sie es haben wollte, und als der Herr mit dem Gummifnebel im Mund, die zu bearbeitenden Vorderzähne in Gummi eingespannt, vollständig unfähig zu einem Wort der Widerrede unter ihren Händen dafaß, wurde ihm der Plan dargelegt und vorgestellt, wie viel Gutes für die Frauen jenes Stadtteiles aus einer solchen Anstalt hervorgehen würde und welsch' großes Verdienst er sich erwerben würde. Es lag an ihrer Persönlichkeit, an der liebenswürdigen, herzengwarmen Eindringlichkeit ihrer Art, daß sie für andere selten vergebens bat, und als Resultat der Unterredung stellte Herr Böhov eine kleine, halbdunkle, im Erdgeschoß liegende Hofwohnung eines seiner Häuser in der Alten Schönhauser Straße für die Zwecke einer Poliklinik zur Verfügung. Wir waren sehr froh und dankbar. Die notwendige Einrichtung allereinfachster Art wurde bald geschafft, und wir waren besonders stolz und erfreut, als gleich die erste Sprechstunde zwölf Patientinnen brachte und es sich herausstellte, daß wirklich ein dringendes Bedürfnis vorhanden war. Die Zahl der Patientinnen nahm stetig zu. Schließlich durften nicht mehr als 40 Frauen für eine Sprechstunde angenommen werden, da wir sowieso bis in die sinkende Nacht zu arbeiten hatten. Dr. Lehmus und ich haben die uns sehr liebe Arbeit weitergeführt, auch nachdem längst von überflüssiger Zeit bei uns nicht mehr die Rede war, und Herr Böhov hat in großherziger Weise durch eine lange Reihe von Jahren das Lokal uns frei überlassen, bis andere Gründe es nötig machten, die Anstalt nach einer anderen Stadtgegend zu verlegen. Nach ungefähr 17 Jahren konnten wir sie ruhigen Herzens in die Hände jüngerer Kolleginnen legen. Sie hat bestanden, bis das immer mehr gespannte System der Krankenkasse sie entbehrlich machte."

Lebenserinnerungen von Helene Lange, F. A. Herbig, Berlin 1920.

Helene Lange erzählt von ihrem Leben und Wirken. Sie schildert daran anschließend ausführlich die Ausbreitung und innere Entwicklung der Frauenbewegung und die Erfolge und Enttäuschungen in der Frauenbildungsfrage. In dem Kapitel „Jugend“ bietet sie uns einen Einblick in ihren Werdegang, in das Wurzel-land ihrer eigenen Überzeugungen:

#### Erste Weltanschauungskämpfe.

Zwischen Kindheit und Jugend ist in der Regel kein scharfer Schnitt. Die eine gleitet unmerklich in die andere hinüber. Bei mir ist das nicht so gewesen. Nicht nur der Riegel vor dem Tor des Elternhauses und der äußere Szenenwechsel, sondern auch andere Erlebnisse innerlicher Art, für Fremde kaum wägbare, für meine Entwicklung einschneidend, trugen dazu bei, mich schnell reifen zu lassen. In vielem noch Kind, war ich der kindlichen Weltanschauung doch schon erwachsen, als ich im Frühjahr 1864, kurz vor meinem sechzehnten Geburtstage, das erste Mal das Eninger Pfarrhaus betrat, das ein Freund meines Vaters, Pastor Rieken in Rodenkirchen, ihm warm empfohlen und das er selbst noch für mich bestimmt hatte.

Zunächst sei nun gesagt, was diese Blätter von jetzt ab geben wollen und sollen. Die Kinderzeit ist ein Blatt für sich. Man steht ihr objektiv und ganz überlegen gegenüber. Ihre Torheiten und Wunderlichkeiten, ihre Freuden und Leiden gehören nicht mehr zu uns. Man gibt, wenn man sie darstellt, einen Beitrag zur Kinderpsychologie, der mehr oder weniger typisch ist, auch wo man innerstes berührt. Das wird alles in dem Augenblick, wo man als werdende Persönlichkeit dem Leben individuell aufnehmend, wertend und gestaltend gegenübersteht. Gerade innerlichste Erlebnisse mit Menschen und geistigen Mächten entziehen sich der objektiven Darstellung zum Teil überhaupt, zum Teil sind sie nur als „Wahrheit und Dichtung“ wieder-

zugeben. Das aber steht nur dem großen Künstler zu, dessen Dichtung auch ein Stück Wahrheit, wenn auch keine objektive, ist. Jeder andere sollte einfach dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, d. h. der Öffentlichkeit das, was sein öffentliches Wirken betrifft. Ist das geistiger Art, so gehört dazu selbstverständlich auch die Grundlage der Weltanschauung, aus der er erwuchs.

Damit ist gesagt, was ich mir als Aufgabe setzte. Mein eigentliches Privatleben bleibt als unerheblich außer Betracht. Was aber irgendwo als Nährboden für die Überzeugungen gelten kann, aus denen meine Mitarbeit an der Gestaltung des Frauenlebens und der Berufstätigkeit der Frau erwuchs, wird in meine Darstellung einbezogen werden und damit eine Fülle scheinbar nur privater Beziehungen. Vielleicht leben nicht viele mehr, die das Stück Zeitgeschichte, um die es sich handelt, aus dem gleichen Gesichtswinkel darstellen können, aus dem ich es sah. Darin dürfte die bescheidene Bedeutung dieses Beitrags liegen.

Mein einjähriger Aufenthalt in Eningen bei Reutlingen, dem später viele freundschaftliche Besuche dort gefolgt sind, ist von grundlegender Bedeutung für meine Entwicklung geworden, und zwar nach 2 Richtungen hin, die mir beim Erleben noch kaum deutlich wurden, in der Rückschau aber bestimmend erscheinen.

Es war für das norddeutsche junge Mädchen eine ganz neue Welt, die sich ihm hier aufthat. Die äußere Eingewöhnung vollzog sich schnell, da norddeutsche Gefährtinnen die Führung durch all das Ungewohnte übernahmen und „Onkel und Tante“, wie wir von vornherein den Pfarrer Max Eifert und seine Frau nannten, Menschen von höchstem Wert und innerlichster Bildung waren.

Was dem jungen Mädchen aus einem Lande, dem der Landmann, der Kaufmann, der Schiffer mehr das Gepräge geben als der Studierende, am meisten auffiel, was von ihm mit jedem Atemzuge begierig eingesogen wurde, das war die geistige Atmosphäre des Hauses. Durchgangspunkt für eine Schar von Gästen, die besonders der impulsive, im besten Sinne menschenhungrige Hausherr heranzog, brachte es täglich neue Eindrücke, die zum größten Teil aus der Welt der Studierenden stammten. Daß die Theologie dabei überwog, brachte schon das Pfarrhaus mit sich, zumal auch der älteste Sohn Max in Tübingen Theologie studierte. Und da bekanntlich Theologen nach den Medizinern am meisten fachsimpeln, so schlugen die Namen Strauß, Christian Baur, Tübinger Schule u. a. m. an mein Ohr, fast inhaltslos, aber durch die Zusammenhänge, in denen sie erwähnt wurden, brennendes Interesse erregend. Nichts hätte leichter geschienen, als dieses Interesse zu befriedigen. Aber indem ich der Unterhaltung folgte, stellte ich zugleich fest — auch das eine ganz neue Erfahrung —, daß sie sich ganz auf die Männer beschränkte, soweit es sich um Themen von einigem geistigen Gewicht handelte. Gesprächsgegenstände und Ton wechselten, sowie die Unterhaltung einmal die Frauen einbezog. Wie in den meisten Häusern des Mittelstandes den Herren die Ehrenplätze bei Tisch und sehr häufig ein Vorzug bei der materiellen Versorgung als ganz selbstverständlich gewährt wurde, so gab es auch geistig eine Art *ai tabu*, ein den Männern vorbehaltenes Gebiet. In hauptstädtischen Kreisen — ich nehme da spätere Erfahrungen vorweg — war die Grenzlinie sozusagen weltmännischer reguliert; die schöne Literatur und Kunst boten eine gemeinsame Sphäre. Aber auch hier war die geistige Trennung der Geschlechter weit merkbarer als im Norden; das stärkere Wirtshausleben der Männer mochte als Ursache oder Wirkung damit zusammenhängen.

Nun war ich weder an eine Trennung noch an eine verschiedene Einschätzung der Geschlechter gewöhnt, am wenigsten an eine Scheidung der geistigen Sphären. Zuhause hatte ich gerade in letzter Zeit mit älteren Freunden meines Bruders eifrig die Probleme erörtert, die der jene Zeit beherrschende naturwissenschaftliche Materialismus der Büchner, Karl Vogt, Moleschott zu lösen vorgab, aber für mich nicht löste; Erörterungen, die sich freilich schlecht mit dem Konfirmationsunterricht vertrugen, der in formelhafter Weise gegeben, mir aber sowieso wenig bieten konnte. Diese Freunde hatten zwar keine wissenschaftliche Bildung im engeren Sinne, waren mir aber an Verständnis und Wissen weit voraus; eben deshalb konnten sie mir das sein, was ich suchte: Führer. Und nie hätte man auch nur im entferntesten daran gedacht, mir meines Geschlechtes wegen die Möglichkeit des Ringens mit diesen Problemen, so unreif es sich damals noch ausnehmen mußte, zu bestreiten. Hier aber ein solches Gespräch zu suchen, das sah ich bald, würde größtes Aufsehen und Befremden erregt haben; es würde auch bei der herablassenden Art, wie man sich

unter Umständen einmal der als Grundtatsache vorausgesetzten weiblichen geistigen Inferiorität anpaßte, zu keinem Erfolge geführt haben. So blieb mir kaum die bescheidene Freude des Verstehenkönnens, „wenn Kluge Männer sprechen“. Auch die Pfarrerin, eine hervorragende geachtete und geistig selbständige Frau, die viel gelesen und sich eine gute autodidaktische Bildung angeeignet hatte, würde nie daran gedacht haben, sich in die Debatten der Männer zu mischen, selbst wenn sie sich um Themen drehten, die sie gut beherrschte, und selbst wenn die Urteile der oft noch blutjungen Männer durchaus keine Weisheit verrieten. Im Zwiegespräch, das einzelne gern mit ihr suchten, konnte sie wohl gelegentlich durch eine feine Bemerkung die Überlegenheit ihres Urteiles zeigen, ihr selbst fast unbewußt und ohne daß dadurch das Gefühl vom Herrenrecht der Männer auch auf geistigem Gebiet irgendwie beeinträchtigt worden wäre. Noch viele Jahre später, als ich ziemlich eingehende philosophische und altsprachliche Studien getrieben hatte, meinte sie, ich möge doch ja nichts davon merken lassen, woran ich übrigens schon des unvermeidlichen Aufsehens wegen gar nicht gedacht haben würde. Ein Kennzeichen für die geistige Trennung der Geschlechter war die äußere, die sich auf den „Pfarrkränzchen“ sofort nach dem gemeinsam eingenommenen Kaffee vollzog. Die dort unter freundslichem Entgegenkommen der Herren begonnene Austausch über Personalien wurde von den Frauen mit doppeltem Eifer und Genuß unter Herabsteigen in die Küchensphäre fortgesetzt, während die Männer, in ungeheuere Tabakswolken gehüllt, ihre — nicht immer überwältigenden — Geistesturniere ritten oder sachsimpelten. Wenn man auf der Grenzscheide beiden Gesprächen lauschte, konnte man kaum meinen, Wesen derselben Spezies vor sich zu haben.

Daß es sich in der Tat um die Bewohner zweier Welten handelte, war mir schon ziemlich früh klar geworden. Als wir zum erstenmal mit dem Onkel nach Tübingen gingen, holte uns der Sohn des Hauses am Bahnhof ab. Er ging mit dem Vater voraus, dicht vor uns Mädchen her. Das Gespräch drehte sich um die Vorlesungen, die er hörte: Ethik, Dogmatik, Philosophie. — Er gab Einzelheiten, skizzierte kurz seinen Plan für das Semester — — So etwas gab es also! Das konnte so ein glückseliger junger Mann alles hören; es wurde ihm noch zur Tugend angerechnet, wenn er es nicht schwänzte! Und davon waren wir als ganz selbstverständlich ausgeschlossen, auch wenn innere und äußere Not uns drängten! Ich wußte, ich würde meinen Weg durchs Leben zu machen haben, aber ich würde auf Surrogate angewiesen sein. An den Quellen zu schöpfen, die auch dem dümmsten, nur durch Einpaucken durch die Reifepriifung geschobenen Manne offenstanden, war mir verwehrt.

Vielleicht war diese Stunde die Geburtsstunde der „Frauenrechtlerin.“

Ein Einziger hat eine Ausnahme gemacht — das sei hier noch dankbar erwähnt. Es war Edmund Pfeleiderer, dem man schon früh eine bedeutende wissenschaftliche Zukunft voraussagte und der damals eine zeitlang im Eninger Pfarrhaus Vikar war. Er liebte es mit der langen, von ihm kaum getrennt zu denkenden Pfeife gelegentlich ins Wohnzimmer herunterzukommen; da saß er denn in der Sofaecke neben der auf dem Fenstertritt vor unendlichen Bergen von zerrissenen Hemden und Strümpfen sitzenden Pfarrerin und führte Gespräche mit ihr über Gott und die Welt, nicht selten auch über Dinge aus seinem Studiengebiet. Ich war damals durch ein langwieriges Augenleiden viel ans Zimmer gefesselt, wo ich begierig alles, auch Halbverstandenes, aufnahm. Ob dann er der erste war, oder ich, kurz, eines Tages waren wir, zufällig allein geblieben, in einem Gespräche über Weltanschauungsfragen, das er mit mir genau so ernst und sachlich führte, wie mit einem Studenten — man war feinfühlig in bezug auf den Ton geworden. Er hatte eine ungemein klare und anschauliche Art darzustellen, und gab auf alle meine begierigen Fragen Antworten, mit denen ich etwas anzufangen wußte. Den naturwissenschaftlichen Materialismus bekämpfte er mit Argumenten, die, wie ich natürlich erst viel später feststellen konnte, in der Richtung Fechner-Lohe wiesen. Als letzte Instanz für alle philosophisch-ethischen Fragen verwies er mich auf Kant; der wurde dann meine Hoffnung für den Rest des Jahres. Ich beschloß schon damals, das Brett gleich an der dicksten Stelle zu bohren, und als ich, siebzehnjährig, nach Oldenburg zurückkam, war mein erstes, in der Berndtschen Buchhandlung Kants „Kritik der reinen Vernunft“ zu fordern, was den Gehilfen bis zur Fassungslosigkeit verblüffte. Das war doch auch für den Norden etwas starker Toback. Das Buch war natürlich nicht vorhanden; es gehörte nicht zu den landläufigen Oldenburger Bedürfnissen. Es mußte bestellt,

dann, da es in ungefalteten Bogen ankam, gebunden werden. Die Zeit genügte, um den Vorgang zum Stadtgespräch zu machen. Als dann Buchbindermeister Timpe „Kretif“ darauf gedruckt hatte, wurde mir das zum Symbol sowohl der Verständnislosigkeit meiner Umgebung, als der eigenen Ratlosigkeit, denn natürlich verfaß ich meine Nächte vergebens vor den Erkenntnissen a priori und a posteriori; aus dem schwereren Deutsch, zu dem mir der Schlüssel fehlte, konnte mir der Stern nicht aufgehen, den ich schon hatte leuchten sehen. Als ich dann viele Jahre später in Fichte's Leben an die Stelle kam, wo er das überwältigende Glück schildert, daß dem schon den Dreißig sich nähernden die Kantische Lehre von der Freiheit des Willens bereitet, muß ich wieder lebhaft an den kindlichen Versuch denken, vom flachen Erdboden aus die Hand nach den Gipfeln zu strecken, und die ganze Rat- und Hilflosigkeit jener Zeit stand wieder vor mir.

Es war natürlich, daß mein geistiges Gleichgewicht in jenem Jahre bedenklich labiler Art war. Ich weiß von einer Zeit fast entrückter christlicher Mystik, der dann eine so vollendete Sepsis folgte, daß ich mich weigerte, an einem kirchlichen Brauch teilzunehmen, den ich in dem Sinne, der Voraussetzung dabei war, nicht mitmachen konnte. Ein Gespräch mit dem Pfarrer nützte nichts; ich fühlte die pädagogische Note durch und hatte, ohne die Ausdrücke zu kennen, ein vages Gefühl von esoterischer und exoterischer Lehre. Als dann Pastor Rieken kam, der alljährlich seinen Besuch im Pfarrhaus machte, sagte ich mir ein Herz und fragte ihn nach seiner Auffassung. Wußte ich doch, daß er seinen Rodenkirchenern Konfirmanden bei heiklen Glaubenssätzen zu sagen pflegte: „Wenn ihr das nicht glauben könnt, so ist das weiter nicht schlimm, wenn ihr nur gute und tüchtige Menschen werdet.“ In diesem Sinne antwortete er mir denn auch, aber nicht pädagogisch überlegen, sondern ganz ehrlich freundschaftlich und setzte hinzu: „Weißt Du, ich sage dir das, weil ich weiß, du verstehst es; hier meinen sie, Frauen müssen über so etwas nicht nachdenken.“

Wenn ich so aus der Rückschau als Wesentlichstes für mein inneres Werden meine geistigen Kämpfe schildere, das frühzeitig einsetzende Ringen um die Weltanschauung, so ist daraus nicht zu schließen, daß ich ein unjugendliches oder gar verbittertes Dasein geführt hätte. Gesundes junges Volk, auch, wenn es mitten in geistigen Gärungsprozessen steht, kommt immer auf seine Rechnung, auch im wirklichen Leben. Gewiß, ich suchte von Büchern zu erhaschen, was ich konnte. Ich arbeitete eine Geschichte der Religionen „nach Dr. Krafts philosophischer Darstellung“ unter Anfertigung umfangreicher Exzerpte durch; aber daneben las ich auch mit Hingebung Ottilie Wildermuth und genoß mit den anderen jungen Mädchen, ein paar norddeutschen Pensionärinnen und der Tochter des Hauses, Mariela, von ganzer Seele das heitere Leben, die schöne Gegend, die Gänge auf die Achalm und nach Reutlingen, die Fahrten auf den Lichtenstein, Neuffen, Stauffen, meine „Frauenrechtleri“ machte niemand Kummer. Man lachte wohl herzlich, wenn ich bei Gelegenheit empört sagte: „Tante, warum laßt ihr euch das nur gefallen“, spottete gutmütig, wenn ich von der Möglichkeit sprach, daß auch den Frauen die Unversitäten sich einmal erschließen würden, und war höchstens bemüht, derartige Extravaganzen den Ohren der Männer fernzuhalten. Als der Vikar aber doch einmal zufällig zuhörte, behandelte er meine Kezereien, wenn auch mit dem Humor, der überhaupt zu ihm gehörte, so doch mit derselben Vorurteilslosigkeit und Unbefangenheit, mit der er Jahrzehnte später für die Zulassung der Frauen zum Studium eingetreten ist.

Die Wirkung, die das Eninger Pfarrhaus auf alle ausübte, die ihm nahetraten, kann kaum zu hoch eingeschätzt werden. Seine unbegrenzte Gaisfreiheit war weithin bekannt. In der Ablehnung des Zuviel, das uns häufig die Pfarrerin ganz entzog, waren der jüngste Sohn Richard und ich uns einig. Ich stellte ihr die Grabskrift: „Gestorben an Gästen“ in Aussicht, und wir gaben unseren Gefühlen ganz unzweideutigen Ausdruck, wenn an einem schönen Sonntagnachmittag, den wir zusammen im Grasgarten oder unter der großen Buche genießen wollten, plötzlich eine Schar von Gästen anrückte, von Onkel und Tante stets mit solcher Herzlichkeit begrüßt, als ob etwas Lieberes, als gerade dieser Besuch, gar nicht hätte kommen können. Hier wurde der Austausch über persönliche Angelegenheiten, nach dem die Besucher verlangten, etwas ganz anderes als bei Pfarrkränzchen und Kaffeewisiten; wie viele, die mühselig und beladen kamen, sind getröstet und gestärkt fortgegangen. Die herzliche innere Teilnahme am Erleben anderer, das Sichhineinversetzen in ihre Lage, die Fähigkeit, die alltäglichen Dinge in das Licht einer geistigen Auffassung zu

rücken und ihnen dadurch die richtigen Größenverhältnisse zu geben, sind mir nie bei irgendeinem Menschen in ähnlicher Weise entgegengetreten wie bei der Pfarrerin. Dem Pfarrer merkte man das herzlichste, in impulsiver Weise geäußerte Mitgefühl an; dieses feine Nachfühlen in der Seele anderer war die besondere Fähigkeit der Frau, die unendlich vielen Menschen die Möglichkeit gegeben hat, ihre besten geistigen Kräfte zur Bewältigung schwerer Lebensschicksale aufzurufen. Der Begriff Selbstlosigkeit ist mir nie so aus dem Abstrakten ins Wirkliche übertragen erschienen. Wie konnte sie, wenn einer der Ihren eine Reise machen durfte, ihn von Station zu Station begleiten, mit so herzlicher Mitfreude und so warmem, glänzendem Auge, als ob sie selbst dabei sei. Am nächsten stand ihr selbstverständlich der eigene Familienkreis. Was sie hier gab, wußten nur die Empfangenden, und es wurde nicht viel darüber geredet. Aber einmal gab sie doch ihrem tiefen Glücksgefühl Ausdruck, als ihr Sohn einer alten Freundin gesagt hatte: „Meine beste Theologie habe ich von meiner Mutter.“ Nie aber hatte ein Fremder das Gefühl, unangelegen zu kommen, nie wich sie irgendwelchen Ansprüchen an ihre Zeit und Teilnahme aus. Wenn diese Güte und Selbstlosigkeit auch in dem Boden einer tiefen, ganz unaufdringlichen Frömmigkeit wurzelte, so war sie doch ein untrennbares Stück ihrer selbst geworden; sie wurde so unbewußt geübt, so ohne jede Pose, daß vielen erst, als sie nicht mehr da war, zum Bewußtsein kam, was sie an ihrer sich immer gleichbleibenden Güte, ihrem stillen dauernden Selbstopfer gehabt hatten. Denn ein Selbstopfer war es, mit der größten Einfachheit gebracht und mit der größten Selbstverständlichkeit hingenommen.

Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,  
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister Dir beugt.  
Einfach gehst Du und still durch die eroberte Welt —“

würde sie selbst weit von sich abgewiesen haben, schon weil das Wort erobern so gar nicht zu ihr paßte; im tiefsten Sinne sind sie doch der Ausdruck ihres Wesens geworden.

Rührend war ihr Verhältnis zu dem überaus temperamentvollen, großherzigen, stets hilfsbereiten und leidenschaftlich für seine Freunde — ihr Kreis war groß — eintretenden Gatten, auf den nur gerade der Ausdruck „Selbstaufopferung“ nicht zugetroffen wäre. Im Gegenteil: er gab sich selbst in jedem Augenblick seines Lebens. Und, weil Idealismus, Güte und Großherzigkeit die Grundzüge seines Wesens waren, so hat er auch vielen viel bedeutet. Nicht helfen können, wo er gewollt hätte, das war ihm unerträglich, und immer ging er bis an die Grenze des Möglichen, oft darüber hinaus. „Aber weißt du“, sagte mir die Pfarrerin in späterer Zeit einmal, „ich habe mir als junge Frau vorgenommen, dem warmherzigen Mann nie ein Hemmnis zu sein. Wenn ich so sehe, wie er sein kleines Geldtäschle zieht“ — er hatte wieder einmal 24 Kreuzer Trinkgeld gegeben, wo 6 am Platze gewesen wären — „da ist es mir immer so weh, daß er so viel geben möchte und so wenig zu geben hat.“ So suchte sie auch hier still auszugleichen und wieder einzubringen, um ihn nicht einschränken zu müssen. Als Prediger wußte er an die Herzen heranzukommen. Er sprach stets völlig frei. Oft stand er am Sonnabend, in Gedanken versunken, am Fenster der Wohnstube, das auf den Gaisberg hinausging: dann wandte er sich plötzlich mit einem kurzen: „I hab’s“ zu seiner Frau. Da war denn der Gedanke da, um den sich seine einfache, aus dem Leben schöpfende und darum auch Leben schaffende Sonntagspredigt drehte. Was er im Amtszimmer im Dienst der großen Gemeinde zu erledigen hatte, kam natürlich nicht zu unserer Kenntnis. Nur einmal vermittelte das Sprachrohr, das das Amtszimmer mit dem darunter liegenden Wohnzimmer verband, das dumpfe Geräusch eines Zornesausbruchs. Es galt gewöhnlich sehr verdienstermaßen einem jener ziemlich wild aufgewachsenen Burschen, deren der große Marktsteden viele zählte, da die Väter weit über das Land hinaus die Märkte mit ihren Waren bezogen. Die Tante litt jedesmal darunter; es war ihr nicht um den Buben — sie war überzeugt, daß ihm recht geschah —, sondern um ihren Mann, den nichts tiefer und nachhaltiger erregen konnte, als Roheit und Mangel an Ehrfurcht, beides seiner ganzen Natur so vollkommen fremd und unverstänglich.

So waren die Menschen beschaffen, die mir in der empfänglichsten Jugendzeit nahetraten. Wenn mir in der Folgezeit menschliche Güte und Selbstlosigkeit zu einem der wesentlichsten Argumente für das Dasein eines immateriellen Urgrundes der Welt geworden ist, so hat das Jahr im Eninger Pfarrhaus den Grund dazu gelegt.

Von Sehnsucht und Reichtum. Aus dem Leben der Hertha Wieser von **Elsbeth Krufenberg**, Leipzig, C. F. Amelangs Verlag, 1920.

In Form eines Romans gibt die Verfasserin viel Autobiographisches. Dabei tritt das Typische, das die Frau unserer Tage kennzeichnet und ihren Lebensweg richtunggebend beeinflusst, klar zu Tage. Die innere Unausgefülltheit der Haustochter „aus guter Familie“ findet zwar ein Ende durch ein volles Frauen- und Mutterglück, aber der Trieb zur Erfüllung der Frauenpflichten auch über die Familie hinaus wird dadurch nicht erstickt. Als Frau eines Arztes kann Hertha Wieser diesem Zuge genügen. Doch der frühe Tod des Mannes entzieht ihr das durch ihn erschlossene Feld der Betätigung und lenkt sie auf die inzwischen durch die Frauenbewegung gefundenen und gebahnten Wege.

Sie war nun schon bald ein halbes Jahr wieder in Berlin. Wie einst empfand sie stark die Fülle von Eindrücken, die auf sie einwirkten. Aber ganz anders war doch alles geworden, wie es einstmal gewesen.

Schon rein äußerlich genommen, konnte sie das Berlin, das sie vor elf Jahren verlassen hatte, nicht wieder erkennen. Die Straßen, in denen Hertha als junges Mädchen noch zwischen Villen, Gärten, freien Plätzen gewohnt hatte, waren verschwunden. An ihrer Stelle waren Straßenreihen mit hohen Mietshäusern entstanden.

Das Elternhaus war weit hinausgelegt an die Peripherie der immer gewaltiger anschwellenden Weltstadt. Auch des Vaters Atelier war nun draußen. Und die Freunde von einst waren auf alle Vorstädte, alle Villenkolonien verteilt. Dort hatten sie Luft und Licht und ein wenig Grün um sich. Aber noch unüberwindlicher waren dadurch trotz aller Verkehrserleichterungen die Entfernungen von einem zum anderen geworden. Man sah sich immer schwieriger, immer seltener.

Das hatte sie früher nicht so stark empfunden, weil sie in voller äußerer Ungebundenheit von einem Freundeshaus zum anderen hatte fahren können.

Aber auch innerlich hatte sie sich gewandelt.

Wo war ihr froher, zuversichtlicher Glaube an Leben und Zukunft geblieben! Überreich war ihr für eine kurze Spanne Zeit zuteil geworden, was sie an Lebenswundern erwartungsvoll ersehnt hatte. Vor der Zeit aber hatte sie alles wieder zu Grabe tragen müssen. Das hohe Lied der Liebe, das für sie jubelnde Wirklichkeit geworden war, war ausgeklungen, verweht. Das weite Gebiet alltäglicher Pflichten war verengt, war zusammengeschrumpft. Sie empfand das stark. Dazu kam, daß sie in den Jahren ihrer Ehe hätte hinaussehen lernen über eigne Not. Sie hatte mit ihrem Manne Probleme durchdacht, die sich aus ihrem gemeinsamen Streben ergaben. Sie hatte an ihrer Lösung mitzuarbeiten versucht, wenn auch in bescheidener Weise. Sie hatte sich mit ihm zu immer froherer Tatkraft, zu immer sicherem Können, zu immer hilfreicherem Tun, zu immer tiefer dringendem Erkennen hindurchzuringen versucht.

Nun war das alles jäh zusammengebrochen. Von ihr, die in ihrem Manne so unendlich viel verloren, forderte man, daß sie außerdem noch zusammenschrumpfen sollte auf ein Rudiment von Pflichten. Man forderte Entfagen, Sichbeschränken. Wie aber sollte das möglich sein?

War denn ihre Liebes- und Leistungsfähigkeit, mit der sie früher weit über den engsten Kreis hinaus hatte wirken dürfen, versiegt, seit ihr Mann nicht mehr da war? Hatte nur er ihr die Tür öffnen dürfen zu weiterreichendem Schaffen? War sie denn nicht eine Lebendige geblieben? Wie konnte sie auf Weiterentwicklung verzichten?

Auch die Natur fehlte ihr sehr. Oft war es ihr, als könnte sie kaum noch atmen unter der Menge von Menschen, die ihr auf allen Straßen, in allen Bahnen, ja selbst im Freien begegneten. Alleinsein war selbst draußen, an einem der stillen Seen, kaum möglich. Immer mußte man gefast sein auf unliebsames Begegnen. Und drinnen schien es ihr, als müßten die sich immer unübersehbarer ausdehnenden Häusermauern sie und die Kinder geradezu erdrücken.

Sicher: viel Schönes, Wohltuendes fand sie, wie vor Jahren, so auch jetzt wieder im Elternhaus. Dazu ließen sie Ilse Aschers Beziehungen zur Musik neuen Reichtum erleben. Und dann die Kinder: sie lebte aufs engste mit ihnen verknüpft. Freud und Leid ihres jungen Lebens teilte sie mit ihnen. Der Kleine begleitete sie — wenn

sie daheim war — auf Schritt und Tritt. Wie tat das ihr gut, wenn sie ihn in ihre Arme emporhob, mit ihm spielte und sang. Wenn er sein weiches, rundliches Kindergesicht dicht an das ihre drückte, sie lieb hielt, sie küßte. Auch die Mädchen waren zutunlich, zärtlich. Bernt zurückhaltender, aber von rührender Sorge.

Und doch — und doch. Sie konnte sich in dem ihr einst so vertrauten Berlin nicht mehr zurechtfinden. Sie hatte anders zu sehen gelernt. Probleme traten ihr von allen Seiten entgegen, Probleme packten sie, wenn sie durch die Straßen dahinging. Sie verfolgte sie, bohrten sich ihr ins Gewissen, ins Gehirn. Sie mußte mit ihnen ringen, sich mit ihnen auseinandersetzen, mußte versuchen, zur Klarheit über sie hindurchzudringen. Eigenes Glück hatte sie fremdes Entbehren, eigenes Leid fremde Trübsal sehen und verstehen gelehrt.

Nicht mehr wie einst als junges Mädchen konnte sie als eine mit sehenden Augen Blinde, nur an eignes Glück denkend, an allem vorbeilaufen.

Sie sah blasse, abgekehrte Wangen, sah verhärmte Gesichter, sah frechen Trotz, gemeines Genieken, sah Kinder, bei deren Anblick sich ihr das Herz zusammenframpfte, sah Augen, aus denen der Haß, aus denen der Hunger sprach, nach wildem, betäubendem Genieken.

Da, diese Verkäuferin, was erwartete sie zu Hause? Eine Schlafstelle vielleicht in einer dicht zusammengepferchten oder auch arbeitsüberhezten Familie. Die Frau vielleicht mit der Doppellast beruflicher und häuslicher Sorge beladen. Sie meinten es nicht schlimm mit dem Fräulein. Sie zahlte ja doch. Aber mehr als Schlafstelle fand sie bei ihnen nicht. Tags brauchte sie ja auch kein Daheim. Von früh bis spät war sie im Geschäft. Es gab wenig Ruhe für sie. Selbst in geschäftsfreien Zeiten durfte sie sich hinter der Ladentheke nicht setzen. Der Ladeninhaber duldet das nicht. Es hätte ja, wenn ein Käufer hereintrat, aussehen können, als hätte das Geschäft nichts zu tun. So stand sie von früh bis spät. Todmüde war sie oft. Und dabei so hungrig nach Glück, nach irgendeinem Erleben, nach einem Menschen, der gut mit ihr war. Hungrige Augen hatte sie bei aller freundlich-aufmerksamen Bedienung. Hungrig nach Lebensfreude, nach Liebe. Wer ihr die bieten konnte, der hatte es leicht, sie zu gewinnen. Und wenn es auch nur Sonntags war, oder abends nach Feierabend. Es fragte ja doch niemand, wann sie nach Hause käme. War Liebe und Freude nicht mehr wert als das bißchen Unberührtheit des Körpers, das sie hergeben mußte dafür? War es das Leben, das sie führte, denn wert, sich dafür zu bewahren?

Da gingen zwei junge Leute durch die Menge, ein Student vielleicht und sein Mädchen. Arm in Arm. Nicht gemein, nicht schlecht sahen sie aus. Sie gab ihm durch ihre Liebe, ihre Anhänglichkeit Heimatsgefühl inmitten der brausenden Großstadt und hatte es dafür gut bei ihm, besser als bei ihresgleichen. Wenn er dann fortgehen würde in eine andere Stadt — sie mußten beide, daß es eines Tages kommen würde —, so blieb sie allein. Dann würde sie vielleicht ein anderer nehmen und dann wieder ein anderer und dann immer mehr, bis sie abgebraucht war oder krank liegen blieb in einer Ecke.

Da drängten sich solche abgebrauchten Weiber an ihr vorbei, geschminkt, mit müden oder frechen Gesichtern. Sie verlangten nicht mehr nach Liebe. Sie suchten nur Geld, Vergnügen, satt zu essen. Geld und wieder Geld. Zu schmutzigem Erwerb, zu armseligem Fristen ihres Daseins war ihnen das Wunderbarste geworden, was Mensch mit Menschen verbinden kann.

Hertha wandte den Blick weg. Das tat ihr alles so weh. Gleichgültig, sie sah das sehr gut, liefen die meisten Menschen an allem vorüber. Sie mußten es tun. Es war Notwehr. Wie sollten sie sonst jemals froh werden in diesem Leben? Aber sie konnte es nicht. Es verfolgte sie auf allen ihren Wegen.

„Ilse,“ so sagte sie jetzt, als sie von Professor Wunder kommend die Treppen hinaufgestiegen war in ihre Wohnung. Sie legte der am Klavier Sitzenden den Arm um die Schulter, zog sie ans Fenster und zeigte hinab auf die vorbeislutende Menge: „Sieh, Ilse, ich kann hier nicht leben, ohne mit anzufassen, zu helfen. Ich habe mich ja schon durch Lesen, durch Vortrag hören, durch eigne Arbeit mit den Problemen des Großstadtelends auseinandersetzen versucht. Aber Theorie genügt mir nicht. Ich muß selbst anfassen. Ich muß. So wenig es sein wird: ich meine immer, es



sei meine Pflicht, an meinem kleinen Teil mitzuhelfen, damit die Kinder einst in eine reinere, gerechtere Welt hinauskommen. Einen Ausgleich der vielen, vielen Ungerechtigkeit müssen wir doch erstreben.“

„Ich verstehe dich wohl, Hertha, aber gibt es nicht Menschen genug, die helfen? Könnten wir nicht still zusammenbleiben in unserem eigenen Heim, uns an Kunst, an Geselligkeit freuen? Ich finde ein gehetztes Leben so häßlich. Du weißt, ich bin nicht reiner Egoist. Aber mir erschien immer, vielleicht als Kontrast zu meinem Elternhause, in dem man nur Arbeit und Pflicht kannte, Kultur der eigenen Umgebung als wundervollstes Lebensziel. Wie sie Ellen Key so schön schilderte. Harmonisch abgestimmte Häuslichkeit, in der feinsinnige, künstlerisch begabte Menschen verkehren, in der auch die Kinder wache Sinne bekämen für alles Große und Schöne. — Was wird denn draußen viel geändert, wenn du mittust? Laß uns unser eigenes Leben zum Kunstwerk gestalten. Laß uns Kulturträger sein. Echte Kulturträger.“

Hertha hatte still zugehört.

„Wir brauchen uns selbst ja nicht zu vernachlässigen. Aber — mach es mir nicht schwer. Sieh, wenn ich wie früher von allem nichts wüßte, dann ginge es wohl. Aber ich muß immer daran denken, wie Ernst einmal einen Spruch zur Seite legte, den uns Tante Pauline auf eine Tafel gebrannt hatte:

Mein Heim ist meine Welt,  
Wohl dem, dem 's drin gefällt.

„Den hängen wir nicht auf“, sagte er. Das wäre schlimm, wenn nur unser Haus unsere Welt wäre. Gott sei Dank haben wir noch anderes zu denken. Sieh: es käme mir wie Untreue vor, wenn ich nur Eigenkultur treiben wollte, mich selbst und die Kinder mit Schönerem umgeben, wo es doch so trostlos dunkel ist in vielen Häusern, wo so viele Menschen in Häßlichem, Widerlichem ersticken. Nein, das kann ich nicht.“

„Aber es würde doch auch anderen etwas sein“, wandte Ilse noch einmal ein.

„Nein — ich kann es auch der Kinder wegen nicht. Sollen sie denken — denn so würde es doch auf sie wirken — daß sie, sie ganz allein und dann nur noch unser eigenes Behagen der Mittelpunkt unseres Denkens wären? Rücksichtslose, verwöhnte, bestenfalls schöngeistig-egoistische Menschen würden sie dabei werden! Nein —!“ sie ging bewegt im Zimmer hin und her: „Ich meine, sie sollen es wissen, es selbst mit ansehen, daß ihre Mutter genau wie ihr Vater es einst getan hat, Hand anlegt, um anderer Leiden zu lindern. Wofür habe ich soviel Sonne in meinem Leben gehabt, wenn ich nun nicht Wärme ausstrahle für andere? Reichtum, auch innerer Reichtum verpflichtet. Ilse, versteh mich doch, ich kann nicht anders. Ich muß meinen Weg gehen. Bitte, hilf mir, laß mich gewähren.“

„Das tue ich doch, ich habe doch keine Macht, dich zu halten.“

„Aber ich spüre, daß es dir nicht ganz recht ist, das quält mich. Verstehst du denn nicht, daß ich muß?“

„Ich weiß, Hertha, du kannst nicht gegen dein Innerstes an. Es wird wohl eine Kraft in dir sein, die dich drängt. Ich hatte gehofft, Berlin würde dich ruhiger machen, dich ausfüllen. Aber mir scheint, du kannst nicht nur passiv aufnehmen, du mußt aktiv sein. Und dann hast du solch ein überempfindliches Reagieren in dir auf jedes Elend da draußen, solch ein leidenschaftliches Gerechtigkeitsgefühl. Ich ferne das alles nicht so. Ich glaube, ich könnte mein Leben lang rezeptiv sein: Musik hören, schöne Bilder, Natur oder Menschen genießen. Tagelang könnte ich nichts anderes tun, als Stimmung atmen.“

„Aber du würdest doch auch selbst singen wollen?“

„Natürlich singe ich gern, aber ich glaube, ich habe ein fröhliches Phlegma, bin dabei viel passiver, viel rezeptiver veranlagt als du. Wenn ich dich und die Kinder lieb haben darf und Schönes dabei an mich herankommt, das ist mir genug. Mir wäre es nicht schwer, die übrige Welt zu vergessen. Eins habe ich mir ja freilich immer gewünscht: neben meiner Kunst einen Menschen so recht von Grund aus lieb haben, ihn ganz kennen lernen zu dürfen, ihm viel sein. Das habe ich in dir, in euch nun gefunden.“

„Und wieviel Mühe dazu, Liebste“. Herta nahm die Freundin warm in den Arm. „Du weißt gar nicht, wieviel du mir bist. Gerade in deiner harmonischen Art. Wenn mich das Grauen packt vor diesem elenden, vereinsamten Leben und vor all der Brutalität in der Welt, diesem schonungslosen Vernichten auch wertvollster Kräfte, wenn ich über mich selbst nicht ruhig werden kann und über die Zwecklosigkeit, die Nutz-

losigkeit meines Lebens, denn es scheint mir tot, seit Ernst nicht mehr ist, wenn ich mich dann sehne, brennend sehne nach Arbeit, Arbeit für andere, wie ich sie früher so selbstverständlich hatte, dann bist du immer meine Zuflucht, Ilse. Du weißt, wie wohl mir deine liebe Stimme, deine weichen Hände tun. Du machst mich ruhig und geduldig, soweit ich das werden kann. Denn ich will es ja gar nicht lernen, über Unrecht hinwegzusehen. Und darum, weil ich das nicht will, weil ich mich selbst aufgeben würde, wenn ich mich beruhigte, darum muß ich hinaus. Verstehst du es, daß ich muß?“

„Ich weiß es“. Das junge Mädchen sagte es resignierend. Sie stand am Fenster. Ihr kleidsames, helles Reformgewand floss in weichen Linien an ihr herab. Alles war Harmonie an ihr, Schönheit und Stimmung. „Wie eine Naturgewalt bist du, wie ein Strom, der dahinflutet, der seinen eignen Weg nehmen muß, der sich rücksichtslos durchsetzt und doch dabei uns andere mit warmer Liebe heiß überflutet. Ich weiß, daß du nicht stille stehen kannst, aber die Kinder und mich wirst du trotzdem nicht vergessen. Das darfst du uns nicht antun, Herta. Zu viel wird es hoffentlich nicht. Es ist nicht schön für uns ohne dich, Herta.“

„Nein, Ilse, ich verspreche es dir, es soll nicht zuviel werden. Ich kann es ja einteilen. Aber etwas helfen muß ich. So wie Ernst und ich es zusammen getan haben. Versteh mich, bitte: ich muß.“

So suchte sich Herta einen neuen Weg ins Leben.

**Frieda Duenfing.** Ein Buch der Erinnerung, Herausgegeben von ihren Freunden mit Beiträgen von Ricarda Huch, Marie Baum, Ludwig Curtius u. a. Verlag f. A. Herbig, Berlin. Persönliche Dokumente vermögen am besten, die Art eines Menschen zu spiegeln. Darum sollen hier einige Tagebuchblätter und Briefe folgen, die Einblicke in das eigentümliche, starke und geniale Wesen Frieda Duenfings gewähren.

Juli 1903.

Mein bisheriges Leben war ohne Glück, ohne Erfolg, ohne Zufriedenheit, ohne subjektiven, aber auch ohne objektiven Wert. Wenn ich heute stürbe, würden die, die mich kennen gelernt haben, sagen: ein origineller, ein characterschwacher Mensch, deshalb hat sie nichts erreicht, eine ebenso feurige wie kalte Natur, deshalb war sie nie glücklich. Getan, was nach meinem Tode fortleben und Gutes wirken könnte, habe ich nichts. Ich habe meine Liebedienste an Menschen gewidmet, die ungeheuer hart, kalt und undankbar waren. Guten, weichen, erkenntlichen Menschen habe ich keine erwiesen; an denen bin ich vorbeigegangen. Ich habe auch kein Werk geschaffen, noch ist mein Leben in irgendeiner Weise vorbildlich gewesen, kurzum wertlos.

Es gibt verschiedene Wege, auf denen Frauen ihr Leben wertvoll für andere gestalten können.

Durch Güte und Liebenswürdigkeit ihrer Natur.

Durch ein Kind, dem sie gute Anlagen vererben, das sie gut erziehen.

Durch ein Werk der Kunst, der Wissenschaft.

Durch eine öffentliche, nützliche Tätigkeit als Lehrerin, in sozialer Praxis, wie sie auch sei.

Ich besitze weder Güte, noch Liebenswürdigkeit, noch große Heiterkeit.

Ich habe keine gutes oder geniales Kind hervorgebracht.

Ich bin keine produktive Künstlerin oder Wissenschaftlerin.

Ich habe mich versucht in der letzten der eben erwähnten Möglichkeiten. — Dieser Weg ist für mich der einzig gangbare, während mir die übrigen verschlossen sind.

Werde ich hierauf Glück finden?

Also habe ich auf die Hoffnung, glücklich zu werden, zu verzichten, schlankweg, so wie man einem armen hungrigen Kerl die lecker dampfende Schüssel vor der Nase vorüberträgt, dahin zu Leuten, die sie sich erkaufen können oder denen sie geschenkt wird. — Das ist schwer. Ja, das ist ein stetig schweres Leiden für mich, stetig, schwer. Auf diesem Grunde muß man leben.

Warum eigentlich? Eines Ideales wegen? Ich habe keines, kein künstlerisches, wissenschaftliches, soziales. Warum denn?

Der Lebenstrieb ist in mir zehntausendmal stärker als meine Sehnsucht, von diesem Leiden erlöst zu werden. Ja, das ist er. Und worauf gründet er sich? Weiß ich's? Es gibt Bäume, die tief eingreifen in das Erdreich und solche, die nur hier und da an der Oberfläche sich anklammern. Himmlische Mutter Erde, du Land, du Wirklichkeit, in dir bin ich festgewurzelt. — Außer diesem hartnäckigen Gefühl aber etwas anderes, geistiges: Ich beschwöre hiermit als das Heiligste, was ich kenne: die Offenbarung meines eignen Seins.

. . . . Bist du faul, so entsteht nichts.

Arbeitest du nicht jeden Tag an derselben Arbeit, so ist dein Leben zu kurz, als als daß du erreichst, was du willst.

Schaust du bald bedauernd auf dein Leiden, bald auf etwas anderes, so vergeudest du Kräfte und machst dich nutzlos.

Rechnest du mit Möglichem, so erreichst du, was du willst.

. . . . In meinem zukünftigen Leben werde ich zu beachten haben, daß ich, außer meiner schönen Erwerbsarbeit, als Ziel einer besseren, selbstgewählten Arbeit anstrebe: den Kinderstuh. Dafür muß ich täglich etwas tun.

Dann muß ich in meinem inneren Leben am Tage vermeiden das Träumen, d. h. das Sinnen über mein Leid, sinnen über anderer Glück, sinnen über alles, was mit dem Grunde dieses Leidens zusammenhängt, wogegen ich es abends in diesem Tagebuch mag ausströmen lassen.

Dann muß ich liebevoller gegen die Menschen sein, mit denen ich zusammenlebe, arme, arme Geschöpfe, wie ich . . . .

Ich zwangloses, unbändiges Tier — ja, manchmal bewundere ich diese Unbändigkeit. Sie ist auch schön, dieses Vergehenwollen in Sturm, Schönheit und Leidenschaft. Aber schöner ist doch noch, wenn ich auf dieser Orgel spiele und sage: nicht sollen sie meinen Leib umstoßen und meine Geduld. O, mächtige Gewalten, o Meer meiner Leidenschaft, oh, Sphärensturm der Schönheit, stoß meinen Altar nicht um. O, armer Mensch! Baue, baue täglich an der Befestigung.

Von Kraft sprechen sie bei mir, aber Kraft ist auch Zähigkeit und die, die —

In dieses Tagebuch soll der Kampf — —

Was deine Sinne sehen, dein Geist erkennt, dein Wille durchsucht — und ihr Augen, die ihr später einmal darauf ruhen werdet, seht dies Schauspiel eines kämpfenden, ringenden Menschen . . . .

Morgen, lieber Morgen, bring meiner Seele was. Alles kann ich ihr auch nicht geben, alles nicht allein tun.

Gauting, den 19. Mai 1910.

An die Beamtinnen der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge!

Da sitze ich wie der verklärte Lazarus in Abrahams Schoß und sehe euch in der Hölle und in der Qual sitzen. Es gibt edle Gemüter, die daraus Verdoppelung der Paradiesfreuden nehmen würden; aber ich armer Schwächling empfinde darin einen Abbruch. Auch kann das Paradies nur von gewissen Veranlagungen voll genossen werden. Mir fehlt was, und Abrahams Schoß ist nicht sehr ruhevoll.

Um keinen Preis möchte ich jetzt in Berlin sein, und so irre ich umher wie eine verfolgte Möve und traue dem Walde und dem Felde nicht und finde noch nicht das Meer.

Als es kalt und schlechtes Wetter war, ging's mir besser, da wob einem die Regenflut eine Wehr, eine Schranke gegen alles andere, bannte einen ins schöne Haus, und häusliche Gedanken und den Blick auf den kleinen Ausschnitt „Welt“ vorm Fenster, ein sprossendes Haferfeld, das nach links von endlosen Feldern und dahinter von dunkelblauen Hügeln nach rechts ganz nahe, von Kulissenartig, bald vor- bald zurückspringendem Waldsaum eingefasst ist. Auf dieser Bühne erschien an und ab ein Bauer mit einem dicken Radmantel und schüttelte den Kopf; — dann und wann wie aus dem Himmel zerpfückte Blumenblätter — bunte Taubenschwärme, die der Wind und der Sturm bald verwehte.

Abends die Hauptakteure: der Fasanengockel mit seinen zwei Weibern; erst kollerte er bedeutend noch in der Kulisse, und dann trat er — jeder Schritt ein Heldentenor — hervor, immer in gespannter Pose — während die Weiber egal fraßen (wie in Neuland). Wir sind doch mit den Fasanen sehr nahe verwandt, vielleicht ist die dazwischen liegende Ahnenreihe kürzer als man denkt.

Dann kamen mit verhaltener Menschlichkeit der Rehbock mit seinen Geißen — viel vornehmer und weniger protegierend. Und dann meine beiden Eulen — ganz unergründliche Nachtgeschöpfe, dicht über der Erde huschend und immer begleitet von einer Krähe. Der schlaue Kerl ließ sich von den beiden Waldmenschchen Mäuse fangen — der Impresario.

Ich würde ja nie müde, durch den Regen diese Chanteclervorstellungen anzusehen, aber jetzt ist es aus. Jetzt ist der Frühling da, so verschwenderisch, so üppig, so sinnverwirrend, groß und leidenschaftlich, daß man ganz krank wird. Da hat er aus dieser Bühne ein Farbenmeer gemacht, eine Farbensymphonie in Grün und Blau, daß man's nicht fassen kann, und eine Musik des Mondes und der Anseln und singender Lüfte, die nach dem Gebirge, dem weißen, blitzenden Hochgebirge ziehen und von Italien erzählen — und nun ist das Große, Unermeßliche da, und mir ist's zu groß.

Ich schlafe nachts wenig, ich weiß nicht, was mich weckt, alle Stunde sitze ich am Fenster und blicke in die Herrlichkeit der Mondscheinnächte — am Tage lese ich Stifter, Adalbert Stifter. Ich entdecke diesen stillen Großen und seine wunder-volle Welt.

Lassen Sie mich nicht weiter schreiben; ich gehe auf die Wiese mit den Millionen gelben Kuhl Blumen und blauen Enzianen — ein süßes, kleines Käzchen ist zu all den Schönen hinzugekommen und ein Bienenhaus — und morgen — kommt M . . .

Wer diesen Sommer wandern will, komme über Gauting und kehre Ammersee-straße 1 ein. Er wird gut empfangen werden. Der Tee ist vorzüglich. Kein Wort vom Geschäft. — Möge es gedeihen.

4. Juli 1917, Bad K.

An die Mitarbeiterinnen der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge.

Ihr lieben Getreuen, ihr furchtbar Netten, ihr ärgerlich Guten! Ja, wenn mich eure üppigen Gaben nicht immer zugleich ein wenig gifteten. Kinder, ihr dürft mich nicht so verwöhnen und nicht so kostbare Geschenke schicken, die ich doch immer nur als zu „schön für den Augenblick“ wieder in die Kommode lege. Ich mag keine so kostbaren Sachen, wirklich und wahrhaftig nicht, ich mag so schön Ausgedachtes, wie ihr es versteht auszusuchen, und was nicht so viel kostet.

Aus dieser Predigt predigt neben einer tiefen unausrottbaren Geschmacksrichtung eine Magenverstimmung, die ich mir entweder von dem schauerlichen Kriegsbrot oder von einem berückend schönen Obstuchen, beide verschlungen in der Seerose in M., zugezogen habe. Ich gehe deswegen heute auch nicht nach O., sondern treibe mich hier in der Nähe herum und probiere, ob unsere von dreitägigen Regengüssen durchweichten Siegesfühle wieder sichtbar sind.

Seit dem 25. Juni sind D. und ich hier; zuerst war ich abgestoßen, durch das gräßliche, norddeutsche Publikum aus „besten Kreisen“, die sich so feierlich, mokant und hochfahrend gegen einander benehmen, daß man wirklich nicht an eine Vergemeinschaftung dieser schönen Menschen glauben kann. Ob es wirklich wahr ist, daß es „Neid“ ist, wie Tacitus und Bismarck sagen, was sie immer wieder so auseinander-treibt, jedenfalls gibt es, glaube ich, in der anderen Welt nicht solch Schauspiel. Ein Baron K hier, hatte durch rührenden Anschlag in allen Häusern des Bades, dem alten Kurhaus und dem neuen, die Damen aufgefordert, den hiesigen während der Heuernte grausam überlasteten Bauernfrauen dadurch zu Hilfe zu kommen, daß sie im Turnus nachmittags die kleinen Kinder beaufsichtigen; niemand als D. und ich haben sich gemeldet; Arzt, Badeverwaltung, Pfarrer sagten auf meine Versuche, mehrere mobil zu machen: wir würden keinen Erfolg haben, sie kennten das nun schon seit 15—20 Jahren, jeder ziehe sich von einer Pflicht und jeder von einem gemeinschaftlichen Versuch empört zurück. Hübsch, was? Ich will wetten, daß in England die größere Mehrzahl eines solchen Badepublikums sich für diese vaterländische Pflicht gemeldet hätte — woraus verschiedenes zu schlußfolgern ist.

Wir haben bei diesem Versuch den wundervollen alten Pfarrhof und den Kooperator kennen gelernt, viele Bauernfrauen mit Kindern und Bauernhäuser, entzückend — das Volk ist so groß und fein und natürlich gut, und es ist schrecklich, daß es diese verkücherteten oberen Schichten nicht hinunterreißt und sich selbst leitet! Wann kommt die Revolution? Und zwar eine, die nicht vom städtischen Proletariat, sondern auch von Bauern und geistigen Arbeitern gemacht wird? Wir verdienen nicht, und wir dürfen nicht diese Leute von uns führen lassen.

Natur wunder, wundervoll! Wir laufen, wenn's geht, morgens und nachmittags aus diesem Dunstkreis der guten Gesellschaft hinaus auf Alm und Dörfer und über Land und kommen fidel wieder. — —

An M. (eine Mitarbeiterin).

23. Oktober 1917.

Freuen Sie sich an der schönen, schönen, schönen Welt und der ihre Schönheit haltenden Kunst! Was für ein Freudenquellfeld! Ich habe just, als Ihr Brief kam, auch trübe Stunden gehabt. Einen größeren Vortrag vorbereitend, kam ich über die letzten Jahrgänge „Frau“ und sehe, wie tapfer die Frauen gearbeitet und wie viel sie getan — wie ich gelumpt habe! Aber beim Ausarbeiten des Vortrages merkte ich dann wieder, wie barmherzig die Natur ist und wie sie nie stillstehend, auch immerfort wächst und schafft, und wie ich innerlich in diesen Tagen der Ruhe und des Nichtstuns gewachsen und jetzt mehr besitze von mir selbst und der Welt als zuvor. Ich lehne mich immer mehr an meine Natur und deren Triebe, vertraue ihr, und lasse sie machen. Sie will immer deutlicher das eine: eine aus der Welt zurückgezogene, ganz einfache, ländliche Existenz des landwirtschaftlichen Fleißes und der Erhebung in Werken der Freundschaft, aus Werken der Kunst und der Versenkung in die Natur. Hätte Gott mich anders gewollt, hätte er mich anders geschaffen. Ich werde Musterfiedlerin und Koloniehauptmännin. Ich schwanke zwischen Kalifornien und Braunsfels.

Tagebuch.

11. November 1917.

Gestern abend hatte ich vergessen, die Fenstervorhänge, die ich beim Ausziehen vorgezogen hatte, im Dunkel, vorm ins-Bett-schlüpfen wieder zurückzuziehen. Undurchdringliches Dunkel war um mich, als ich im Bett lag und um mich schaute. „Das bist du nicht, Nacht, so bist du nicht“, dachte ich, und schnell sprang ich auf und riß die Vorhänge zurück, daß die Ringe klirrten. Der Himmel war verhangen und nichts da draußen zu erkennen, aber als ich im Bett lag, nahm ich wahr, daß doch eine Helle in die Fenster drang, die der Spiegel zurückwarf, ein bleiches, sanftes Leuchten, „Das bist du, geliebte Nacht, nie Dunkel ohne Leben, immer schlummernden Lichtes voll, tageschwanger, dunkler, keimender Mutter Schoß des Lebens — Du, Mutter, mir heimlich raunende, flüsternde, gegensprechende Mutter.“

Fröhlich schlief ich ein, ruhig, des Guten sicher, als atmete der Geliebte neben mir, als hörte ich sein Herz unter meiner Wange klopfen.

Um ein halb drei schreckte ich aus tiefem Schlummer. Es war viel heller im Zimmer, fast als graute der Tag. Ich sprang ans Fenster: Da standen die Heeresfäulen der Nacht wie Gewappnete am Himmel: Orion und seine Scharen, in Streifen aufmarschiert, über die Höhlung der Kuppel weg von Süden nach Norden, aber Osten und Westen versanken überstrahlt im Dunkel. Was da stand auf dem Antlitz der Nacht, war funkelnde Unerbittlichkeit und Härte — wer jetzt den Blick zum Himmel hebt, der Verwundete auf dem Feld, das bewaffnete Kind auf Vorposten, der Fahnenflüchtige, dem die Nacht nach Hause helfen soll, schaudert und findet keinen Trost: wo bist du, mütterliche Nacht, was lässest du kalte Sterne dein Antlitz entstellen?

Bist du so auf der Scheide zwischen Abend und Morgen, wenn das letzte Licht des Tages dich nicht mehr erreicht und die ersten Blicke des neuen Morgens dich noch nicht erwärmen? Bist du doch inmitten Tod, Vernichtung, Kälte — naturgesetzlich Verneinung des Lebens? Hassst du den Menschen und sein warmes Blut! Schleichst du dich an ihn heran und hauchst ihm markerstarrende Furcht und Grausen an?

Andere! Mich nicht. Reiche mir, was du willst und kannst in deinem Zauberbecher, alles ist nur ich selbst — und mir verwandt: ist's Gift im Leben, fällt mein totes Haupt doch dir in deinen Mutter Schoß zurück, und da ruht sich sanft, wie ich weiß — da ist Balsam für Fuß und Hand, für Auge und Ohr.

An D.

Gauting, 18. März 1918.

... „In diesen Tagen ist mir Walthers Rathenaus Buch „Von kommenden Dingen“ eine rechte Erhebung gewesen. Ich stehe ganz auf seinem Standpunkt hinsichtlich dessen, was not tut, bin aber nicht so hoffnungsvoll. Daß die Menschen den Weg zur Seele und zum Reich der Seele zurückfinden, — denn es ist kein neuer Weg, wie Rathenau meint, sondern der alte, den das Christentum gewiesen hatte, — vermag ich nicht zu glauben. Ihm, dem geborenen Juden und unter Juden Großgewordenen, erschien diese mit ungeheurem Wissen und bewundernswertem Instinkt als einziger Ausweg gefundene Entwicklungslinie als das Neue — mir erscheint es als das verlassene Richtige. Ob die Menschheit ihn neu aufnimmt und für den Kern der Lehre neue, zeitgemäße Formen finden wird?“

Tagebuch.

München, 21. August 1918.

... Ich bin davon zurückgetreten aus Abscheu vor der Art Wohlfahrtspflege, wie sie von Vereinen und vom Staat getrieben wird. Ich bin krank geworden an der Lunge, nachdem ich zeitweilig schwacher Nerven wegen nur halb gesund war. Ich habe vier Jahre lang so gut wie nichts getan, nur passiv die Stürme und Greuel des Krieges erlebt, nichts verdient, Geld verbraucht, bin arm an Geld, arm an Kräften des Körpers und des Geistes und doch — Gott näher als je. Das heißt, mein Glaube an ihn, als das einzig Wirkliche für meine Seele, wächst und ist unerschütterlich. Es ist so wunderbar: bin ich doch ganz schwach, verliere ich den Faden der Gedanken, fehlen mir Name und Ausdrucksmittel, erwecke ich den Eindruck — o, ich fühle so deutlich an den Gesichtern der anderen den Eindruck, den ich mache bei meinen Zuhörern: „Ist die geistig zurückgegangen!“ — so ist es in mir ganz hell, sehe ich deutlich das Werk Gottes und seinen Willen und auf der anderen Seite das Werk der Finsternis, die weltliche Hölle. Was ahnen die Außenstehenden von den Gesprächen der Seele mit Gott? Von der wachsenden Nähe? Ich beobachte, daß, je mehr die Außenseite des Geistes, der Verstand, die äußere Tatkraft ihren Glanz verliert und ihre Schärfe einbüßt (das beruht bei mir auch darauf, daß die Sphäre des Verstandes und der äußeren Tatkraft mir langweilig und gleichgültig wird, hoffnungsvoll erkrankt erscheint) desto klarer Gott erscheint, ein Gipfel von rosafarbenem Hauch einer noch unsichtbaren Sonne belebt, hoch noch über den Wolken mit verhülltem Wege, aber deutlich sichtbar den (geistigen) Augen, den zuverlässigsten Zeugen.

... Aber, Gott, wenn dies Dein Wille ist! Zuerst und vor allem will ich Dich, zeige mir den Weg zu Dir, erfülle mich mit Deinem Geiste, lehre mich Dich erkennen, gib diesem jammervollen Wesen Freude und Stärke.

Ich bin ein eben noch glimmender Docht, fack' ihn an, tue ein Wunder, lasse ihn brennen und ein Licht werden, das in die Dunkelheit strahlt und Deinen Namen verherrlicht. Ich gebe mich Dir hin! Ich will nichts mehr! Erlöse mich von dem Übel, das mich von dir trennt. . . . säntzige den Groll auf den Krieg und die ihn angezündet haben, mache mich mutig, stark und vergnügt in dir. Laß mich trinken aus Deinem Lebensstrom; gieße Deinen Atem in meine Seele; aus einer Toten mache mich zu einer Lebenden; sende deinen heiligen Geist, den ermutigenden, den liebenden! Lasse mich nicht zurückbeben vor deiner Wahrheit.“

Hedwig Heyl. Ein Gedenkblatt zu ihrem 70. Geburtstag von ihren Mitarbeitern und Freunden. Herausgegeben von Elise von Hopffgarten. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) A.-G. Berlin 1920.

Hedwig Heyl erzählt aus ihrer Kinderzeit:

Das Leben bei uns ging ganz regelmäßig vor sich, man hätte die Uhr darnach stellen können, aber eigentlich stellte sie der Vater. Die Mutter war zuweilen leidend, besonders litt sie an Migräne, die mit prompter Sicherheit dann einsetzte, wenn ein Vergnügen ihrer wartete. Sie hielt meistens 12 Stunden an und machte unsere Mutter in unseren Augen zu einer Märtyrerin.

Ueberhaupt bekam ihr das zugige Haus nicht. Sie mußte immer über kalte Flure und Treppen, um in die Küche zu kommen, und litt darunter stark. Da sie eine vorzügliche Hausfrau war, gehörte ein guter Tisch, einfach aber sorgfältig zubereitete Speisen, zu ihrer Ehre. Indes klagte sie nicht, sondern wir genossen die Abende und Sonntage immer sehr, wo sie mit uns Puppen spielte und Geschichten erzählte, die Bilder besah und nähte. Unser Vater war nur bei den Mahlzeiten zu sehen, welche schon um  $\frac{1}{2}7$  Uhr begannen. Alles mußte am Kaffeetisch fig und fertig sein, und er überwachte unser Frühstück, das aus Eichelkaffee und trockenem Bremer Zwieback bestand, ohne Zucker, der nach seiner Ansicht schleimte. Er nahm etwas kaltes Fleisch und aß um  $\frac{1}{2}8$ , im Sommer noch früher, in seinem Kontor. Die unnachlässliche Härte und Disziplin, die er an sich selbst übte, hatte über alle im ganzen Haus eine zwingende Gewalt.

Wenn ich um  $\frac{1}{2}9$  die Treppe herunterkam, um in meine Schule zu gehen, die übrigens gewechselt worden war, vernahm ich schon Konsul Meiers laute Stimme. Wenn er im Eifer sprach, hörte man immer ein „eh“ zwischen den Worten. Es hat wohl nie ein schöneres Verhältnis gegeben, als zwischen dem Vorsitzenden des Norddeutschen Lloyd und seinem ersten Direktor, und dieses Zusammenwirken des erfahrenen und siebzehn Jahre älteren Mannes mit dem hochintelligenten, zu ihm aufschauenden Leiter, hat die besten Früchte für den Lloyd getragen. Schwerlich wären die Zeiten überstanden worden, die mit ihren schwarzen Wolken jeden Sonnenstrahl des Erfolges vorerst auszuschließen schienen, wenn diese beiden Männer nicht so fest aneinander geglaubt hätten. Als Sohn einer alteingesessenen Familie hatte er einen Lokalpatriotismus, der so weitherzig war, daß er Bremen nicht nur als Staat, sondern auch als Faktor im deutschen Handel groß sehen wollte. Darin trafen sich die Bestrebungen beider Männer. Meier hat schon Großes geleistet, uns wurde öfter gelegentlich davon erzählt. Mit 29 Jahren galt er schon etwas in der Bürgerschaft. Verschiedene Anlagen zur Schlepsschiffahrt auf der Weser, wie der zweite Hafenaufbau nach englischem System in Bremerhaven und zuletzt die Gründung der Bremer Bank legten Zeugnis ungewöhnlicher Befähigung ab. Auch das für einen Bremer ungewöhnliche Vertrauen, das er einem Outsider von Anfang an entgegenbrachte, gab Zeugnis für seine Menschenkenntnis. Unzweifelhaft verhielt er sich klug und abwartend bei Ausföhrung von Plänen, denn die Vereinigung mit der vorhandenen Gesellschaft hat ihm ebenfalls vorgeschwebt, bis der rechte Zeitpunkt zur Durchführung erschien. Die übrigen Mitglieder des Verwaltungsrates, der sich regelmäßig in bestimmten Zwischenräumen im Saal einfand, wurden mir bekannte Gestalten, es schien mir, als drehe sich Bremen mehr oder weniger um sie. Der Sitzungsaal wurde von dem Kontordienner Brandhorst jedesmal hergerichtet. Eine grüne Tuchdecke bedeckte den langen Tisch, auf dem Wasserflasche, Gläser, Zucker in Glasdosen, Becher mit Zigarren und solche mit gerilltem Ton mit Schwefelhölzern und Fidibusen nebst Aschenschalen verteilt wurden. Nach der Sitzung, die oft viele Stunden dauerte, konnte man vor Qualm die Hand nicht vor den Augen sehen, Kinder durften nicht in den Dunstkreis dieses geheiligten Raumes kommen, um so interessanter war es uns, in die Stätte nachher mal einen Blick zu werfen. Und Schweres muß verhandelt worden sein, wir merkten das an Vaters Schweigsamkeit bei Tisch. Die Mutter interessierte sich lebhaft für viele Details. Fragen wie: „Warum werden denn jetzt Schraubendampfer bestellt und nicht mehr Räderschiffe, wie die, mit denen ich nach Norderney fuhr?“ wurden häufig von ihr gestellt. Die Einrichtung der, wie mir vorkam, schwimmenden Häuser wurde bis zum Kochtopf besprochen und erwogen. Der Vater ging nach England, um den Bau neuer Schiffe zu besichtigen und vieles dort einzukaufen. Neben der strammen Arbeit, die er mit den beiden Prokuristen Peters und Stolz ausführte, die man nur eilig und sehr beschäftigt sah, kümmerte er sich um jeden Menschen bis zum Laufburschen herunter. Einem Lehrling, einem zarten, lang aufgeschossenen Jungen, der noch eine kurze Jacke trug, widmete er seine besondere Beachtung und Fürsorge. Oftmals lobte er ihn in unserer Gegenwart für

seine Gewissenhaftigkeit und Treue, sagte auch wohl bei einer etwas zögernd ausgeführten Arbeit vor uns: „So was brauche ich „Bremermann“ nicht zweimal zu sagen —“ Kurz Bremermann, der spätere langjährige technische Leiter des Lloyd, dürfte ein ebenso kompetenter Zeuge für die pädagogische Veranlagung unseres gemeinsamen Erziehers sein, wie ich; schrieb er mir doch vor nicht langer Zeit: — „Ich bin doch Ihrem Vater alles schuldig, meine Bildung, meine Stellung, meinen Erfolg.“ — Die Sorgfalt bei der Ausbildung der Leute bis in kleinste Komten auch wir zuweilen beobachteten, wenn z. B. in unserer Küche den Schiffsköchen Unterricht gegeben wurde in irgendeiner Sache, die Vater auf dem Schiffe nicht gut gefunden hatte. Meine Mutter zeigte ihnen einmal, daß das Beefsteak besonders geschnitten werden müsse, etwas schräg, daß die Butter braun und still sein müßte, daß man auch niemals zuviel Fleisch in die Pfanne legen dürfe, damit die Butter nicht zu sehr abkühle und das Beefsteak auslauge, das auch hart würde, weil es kochte und nicht brate. Ich stand am Türpfofen während dieser Lektion, und bestimmt weiß ich, daß ich diese Weisheit hunderttausendmal weitergegeben habe.

Die ersten großen Schiffe wurden nach den Städten genannt, die sie verbinden sollten. „Bremen“ und „New York“, dann folgen zwei Ströme: „Weser“ und „Hudson“. Depeschen flogen den ganzen Tag bis spät abends hin und her, und wurden auch in das Familienzimmer gebracht. Nachdem kaum die fahle Blässe über den Sturm, der das schöne Schiff „Weser“ schwer geschädigt hatte, von Vaters Gesicht verschwunden war, fanden wir ihn am 3. November 1858 am Kaffeetisch trostlos schluchzend! — Niemals hatte ich meinen Vater weinen sehen, auch später nie wieder, weshalb mir die Erinnerung an diesem Anblick des bebenden, starken Mannes unauslöschlich blieb. Der „Hudson“ war in der Nacht im Hafen in Flammen geraten und unrettbar verloren. Wir schmeichelten und streichelten, aber die todestraurigen Augen konnten wir nicht wieder froh machen. Plötzlich straffte sich die Gestalt und rechte sich; da wußten wir, daß alles wieder gut würde, war doch Vaters Wahlspruch: „Man fann, was man will“.

Die großen Transactionen, die in den folgenden Jahren nötig wurden, um den Lloyd über Wasser zu halten, werden berufener Chronisten melden, ich weiß nur, daß einmal erzählt wurde, ein reicher Jungeselle habe ein Diner gegeben, bei dem man zur Zigarre Fidibusse von Lloydaktien herumgegeben habe. Dazu schmunzelte der Vater schon wieder, denn er sah wohl klarer und besseren Zeiten entgegen. Zu meinem zehnten Geburtstag fand ich als Hauptgabe ein eingerichtetes Kassenbuch auf dem Geburtstagstisch. Es enthielt Einnahme und Ausgabe vorgedruckt und in die Einnahmen vermerkt: 5. Mai 1860, 5 Grote von Papa. Im Buch stand als Motto:

Spar Dein Geld und halte Haus,  
Gieb nie mehr als Du hast aus.  
Sparsamkeit und Ordnung schmückt,  
Klein und Große und beglückt.

Die Lektion war so klar und ausibig, daß ich niemals seitdem ohne Buchung Geld ausgegeben oder eingenommen habe. Was aber mehr ist, diese Lektion hat auch fortgewirkt in Schulen und Anstalten, bei Jungen und Alten, in Geschäften und Unternehmungen; denn es gibt weder Einzelwohlfahrt noch Prosperität im Großen, bei der nicht geregelte Geldwirtschaft der größte Faktor des Gedeihens wäre. — Heute wird das durch strenge Steuerregeln allgemeine Notwendigkeit. Jedes Kind sollte so geschult werden, ist doch nur zu häufig Unerfahrenheit die Ursache von finanziellem Unglück. Es war, als hätte mich die leichte Auffassung dieser Auseinandersetzung meinem Vater nähergebracht. — Sonntags, wo das Taschengeld erneut wurde, revidierte er das Buch, Fehler hatten Verlust neuen Geldes zur Folge.

Der Ehrgeiz, immer zu Papas Verfügung zu sein, um die kleinen Pflichten, z. B. des Teeinschänkens nicht zu versäumen, ließ mich, wenn er mit dem 5 Uhr Zug nach Bremerhafen fuhr, pünktlich auf ihn warten. Er lobte das nicht, sondern ließ mich nur fühlen, daß ich ihm seine Arbeit erleichterte oder verschönerte. An einem Ferientage nahm er mich mit. In Bremerhafen ging mir eine neue Welt auf. Schon von weitem grüßten uns unzählige Wimpel. Alle Schiffe, die vom Lloyd im Hafen lagen, grüßten ihren Direktor. Er konnte in den Flaggen lesen und vergaß nicht, mir auf der Rückfahrt das ganze, schönausgedachte Signalsystem zu erklären — die Sprache der Laternen und Nachtsignale, der Lichtblinkerei und der Töne, durch welche



eine Unterhaltung auf hoher See möglich wird. An Bord stand die ganze Mannschaft in Reih und Glied in blankgeputzten Uniformen. Mancher bekam eine gütige Ansprache, und ich hatte den Eindruck, als wenn der Vater für jeden ein besonderes Augenmerk hätte. — Der dritte Offizier erhielt den Auftrag, mir das Schiff zu zeigen, von dessen Besichtigung mir ganz schwindelig wurde, so daß erst im Laufe der Jahre ein klares Bild von dieser schwimmenden kleinen Stadt entstand, besonders, als ich später einige Schiffe in verschiedenen Stadien bei dem Erbauer Caird in Greenock mit ansehen durfte. Oberflächlich durfte aber nichts angeschaut werden, wegen des darauffolgenden Examens. Zwischen 5 und 6 Uhr nachmittags pflegte der Vater sehr oft mit mir spazieren zu gehen. Die Unterhaltung war bunt gewürfelt, sie brachte unendlich viel Stoffe zur Besprechung, denen ich niemals wieder begegnet bin. Wenn ich aber das Gesamtergebnis ziehe, so meine ich, daß es eine systematische Erziehung zu den Schlussfolgerungen war mit richtig gestellten Prämissen. „Was würdest du mit einem Stewart tun, der auf einer Seereise bei besetztem Schiff und gutem Wetter die Hälfte der mitgenommenen Konserven gespart hat?“ Schnelle Antworten liebte er nicht. Sparsamkeit war sonst eine beliebte Eigenschaft, andererseits wußte ich aber auch, daß jeder an Bord sein Recht bekommen mußte und sollte. Konnte er es bekommen, wenn die Konserven nicht für ihn erreichbar waren? Schluß: „Ich glaube, es war nicht richtig, daß der Stewart gespart hat.“ „Nein,“ sagte der Vater, ich mußte ihn entlassen, denn er hat sich unterstanden, an unserer Reputation zu wackeln.“

Stets wurde das Wetter, der Wind festgestellt und wie die Wolken ausfahen, ob es Feder-, Schäfchen-, Haufenwolken waren, ob auseinandergezogen, in Streifen, dunkel oder Regenwolken. Das spielte alles für die Schifffahrt eine große Rolle. Gingen wir, anstatt die Schachhauser Chaussee entlang, wo der „Lange Jammer“ mich lebhaft interessierte, weil viel arme Leute da wohnten, an Schürmanns oder v. Kapfs neuem Hause vorbei nach der anderen Seite zur Reparaturwerkstatt des Lloyd, dann passierten wir die sogenannte Reperbohn. Da wurden Schiffstau gemacht. Langsam wurde mir klar, daß zwischen Tau und Tau ein großer Unterschied ist, daß die Brechkraft genau proportional der Leistung berechnet werden muß und wie überall das richtige Verhältnis zwischen beiden zu beachten ist. Das Sonntagsvergnügen am Nachmittag bestand immer in dem Spaziergang nach der Reparaturwerkstatt, die an der Weser lag. Abgesehen davon, daß die Werkstätten selbst viel Interessantes boten — Mutter hatte auch eine Wäscherei mit Maschinen dort einrichten lassen — wurden uns hie und da die Resultate gezeigt. Hier dirigierte ein prächtiger Mann, Herr Direktor Oberbeck, und wenn er auch etwas bärbeißig ausah, so war er doch herzensgut und ich glaube, der Vater ging zum Vergnügen hierher. Einen Magnet bildete ein Duzend Mistbeefenster, in denen hier in der Sonne einige frühe Gemüße und Blumen gezogen wurden, die unsere Mutter von ihrem Wirtschaftsgeld bezahlen mußte.

Daß mein Vater von eigentlichem Schuldrill für mich nichts erwartete, bewies er damit, daß er mich einem kleinen Zirkel von sechs Kindern einreichte, die Ottilie Hoffmann unterrichtete. Wer Ottilie Hoffmann ist, weiß heute jeder gebildete Mensch in Deutschland. Damals war sie 25 Jahre und hatte den Mut, sich ihr Brot selbst zu verdienen, weil sie ein durch und durch tüchtiger Mensch war. Sie war den Eltern gesellschaftlich bekannt geworden, und ihre Welt- und Lebensanschauungen, ihr Wagemut und ihre Kenntnisse schienen geeignet, der kleinen Deern gerade das zu geben, was die Eltern für wichtig hielten.

In dem Haus von Pastor Treviranus in St. Martini wurde ein Schulzimmer eingerichtet. Wir sammelten dort kein regelrechtes Schulwissen, dazu waren wir viel zu lebendig, und Ottilie mußte so viele Fragen beantworten, daß das Penjum nie fertig wurde — aber es war die schönste Schule, die es gab. Ottilie war jung und sah spanisch aus; an ihre Erscheinung, wie sie aus der benachbarten kleinen Straße kam, wurde ich nach vielen Jahren in den engen Straßen von Verona erinnert. Die reine selbstlose Menschenliebe, die sie austreute, teilte sich uns ganz natürlich mit. Die Enkelin des Pastors, deren Vater als Missionar die Heiden bekehrte, lud uns zuweilen ein. Ihr Puppenhaus war ein Missionshaus, die Puppe, Madame Melville, die Missionärin darin, natürlich nähten wir auch zuweilen nachmittags gelbe und rote Kattunkittel für die nackten Negerkinder. Das Mitleid war erregt, und als ich beim Nachhausegehen ein kleines Bettelkind in der Langenstrasse auf der Schwelle sitzen

„jah, zog ich die Schürze aus und band sie ihm stillschweigend um. Der Mutter konnte ich schwer begreiflich machen, daß man auch in der Heimat Nachte kleiden müsse, sie meinte: „Nur vielleicht nicht mit gestickten Mullschürzen.“

Dr. Gertrud Bäumer schreibt in der „Frau“, Verlag W. Moeser, Berlin, Januarheft 1919, in einem Aufsatz über „Die Frau in der Demokratie“:

„Die Frauenbewegung ist nichts anderes gewesen, als die Anerkennung demokratischer Grundsätze auf die Stellung der Frau in Staat und Gesellschaft. Die Stellung der Frau und die Beziehungen der Geschlechter sind wohl allenthalben die am schwersten zu überwindende Festung des alten Machtgedankens gewesen. Selbst die ältesten und radikalsten Demokratien haben bis jetzt den demokratischen Gedanken den Frauen gegenüber noch nicht vollkommen verwirklicht.

Und täuschen wir uns nicht darüber daß alles, was die Revolution den Frauen zugestanden hat, bei uns in Deutschland noch keineswegs von durchaus demokratischen Grundsätzen bewegt und beherrscht ist, sondern vielfach unter dem Gesichtspunkt der bloßen Machtgewinnung steht. Es wird immer noch einer zähen und klaren Arbeit bedürfen, um der äußeren staatsrechtlichen Demokratisierung der Frauenstellung auch die Demokratisierung der Gesinnungen ihr gegenüber hinzuzufügen. Aber gerade aus diesem Grunde ist das Schicksal der Frauen, ihre politische und soziale Stellung nur geborgen im Schutze demokratischer Konsequenz. Wie die Frauenbewegung aus dem Doppelgedanken der Freiheit und Gerechtigkeit herausgewachsen ist, so hat sie mit jedem Fortschritt, mit jeder Stärkung ihres Glaubens an sich selbst, Zeugnis dafür abgelegt, daß nur die demokratische Staatsform Recht und Freiheit der Frau in sich aufzunehmen und zu verwirklichen vermag. Auch dieser Anschauung steht ein anderes Ideal gegenüber: die aus Macht und Machtanerkennung herauswachsende Ritterlichkeit, die bei voller Aufrechterhaltung des Rechts des Stärkeren sich dieses Rechts zum Schutz des Schwachen entäußert. Das Machtprinzip umkleidet sich mit dem schönen Namen — oder auch in Wahrheit mit dem Geist — des Patriarchalismus. Seien wir klar darüber, daß mit dem Verschwinden des Patriarchalismus in der Gesellschaft überhaupt mit seinem Verschwinden vor dem Erstarken des Selbstbewußtseins und der Selbstachtung aller Bürger — auch die Frauen seinem Schutz und seinem Geist entwachsen müssen. Auch wir haben jetzt keine Wahl. Selbst diejenigen, die grundsätzlich die Frauen für den „politischen Kampf“ zu schade halten, müssen sich klar machen, daß es kein Zurück gibt; selbst wenn eine Gegenrevolution oder eine in anderer Form sich durchsetzende Reaktion das Frauenwahlrecht wieder beseitigen würde, müßte es aus ideellen und praktischen Notwendigkeiten wiederkommen, mit derselben unbedingten Sicherheit, mit der die Entwicklung zur Demokratie bei uns durch alle inneren und äußeren Schwierigkeiten und Widerstände hinüber sich durchsetzt.

Und so sind die Frauen aus dem Ethos ihrer eigensten Bewegung heraus eng mit dem demokratischen Gedanken verbunden.

Nicht nur jedoch durch das, was dieses Prinzip für sie selbst für ihre persönliche Rechtsstellung bedeutet, sondern auch um deswillen, was sie an Kulturgütern aus ihrer Natur heraus im besonderen erstreben müssen, gehören sie zur Demokratie.

Von diesen Gütern sehen uns im Augenblick zwei im Vordergrund: Friede und Leben.

Friede: Es gibt heute kein wertvolleres Gut für uns alle als die Herstellung einer inneren Einheit unseres Volkes. In dem Maße als sie gelingt, sind wir stark, vermeiden wir Kraft und Stimmungsverlust, hüten wir uns vor vergeblicher Arbeit und fruchtlosen Versuchen. Keine nationale Forderung geht über diese. Die Frauen fühlen es doppelt tief, was der innere Friede bedeutet. Sie sind noch nicht so — und werden es niemals sein — zerlegt in Interessengruppen. Sie stehen zur Politik nicht wie die Männer als Arbeiter, Handwerker, Landwirte, Angestellte, Arbeitgeber. Den beiden demokratischen Staatsideen: Nation und Persönlichkeit ist die Mehrzahl von ihnen unmittelbar — ohne das Medium des Berufsinteresses, in dem oft alles Größere und Innerlichere stecken bleibt — verpflichtet. Die Quellen ihres Lebens fließen aus dem Persönlichen — oder richtiger aus den Mächten, zu denen wir ein Gefühlsverhältnis haben können: die Heimat — der Mensch. So ist

die Frau, da, wo sie ganz und gar sie selbst ist, viel weniger zur Interessenspolitik, viel mehr zu einer nationalen und menschlichen Politik gestimmt. Nicht so verstrickt in die wirtschaftlichen Zweckreihen und weniger geneigt, in ihnen Anfang und Ende der Politik zu sehen, ist die Frau die natürliche Trägerin solcher politischen Ideen, die über das Wirtschaftliche hinausreichen. Das Ganze und der Einzelne — beide als Summe eines Lebens, das weiter ist als seine „Interessen“, und dessen eigentliche Zwecke nicht im Materiellen liegen, sind die politischen Größen, denen sie dient.

Der politische Kampf spielt sich zwischen den Klassen ab. Staat und Persönlichkeit sind dagegen die Elemente politischer Vereinheitlichung. Die Einsicht, daß das Ganze mehr ist als die Teile, die aus ihm Leben empfangen und mit ihm blühen oder sterben, muß den Klassenpartikularismus überwinden. Und ebenso trägt die Anschauung, die in der Persönlichkeit — in der freien Entfaltung individueller Kräfte das letzte Ziel sieht, über die Klasse hinweg, löst die Klasse auf in die zu ihr gehörigen Menschen, deren jeder dem Staat gegenüber das gleiche will: Freiheit, Sicherung seiner Wirkenssphäre.

Die Staatsauffassung der Demokratie kann einzig den inneren Frieden gewährleisten — denn sie allein enthält das Element des Friedens: der Machtgedanke von rechts wie der Klassenkampfgedanke von links nehmen das Element des inneren Kampfes in die Politik auf, rechnen damit als notwendigen Bestandteil und sehen den Frieden nur durch Übergewicht der einen oder der anderen. So faßt auch jetzt die Rechte ihre Aufgabe rein als Gegenangriff, durch den das in der Revolution verlorene Grabenstück zurückgewonnen werden soll. Nichts ist verhängnisvoller, unfruchtbarer als dies. Und wenn die Frauen diese Politik des Gegenangriffs mitmachen, verleugnen sie, um den Männern ihrer Schicht treu zu sein, sich selbst. Die gleiche Verleugnung liegt bei denen, die den Klassenkampf als ihre politische Pflicht anerkennen. Es ist — trotz aller Versprechungen der Sozialdemokratie — nicht gesagt, daß die proletarische Klassenherrschaft, an deren Aufrichtung die Frau hilft, sie hernach wirklich selbständig neben den Mann stellt. Das ist eine Frage demokratischer Erziehung.

Und zweitens: das Leben. Durch millionenfache Vernichtung — jeder Tod, jede lebenslange Verkümmerng verknüpft mit Frauenleid — sind die Frauen doppelt empfindlich für die Kostbarkeit des Lebens. Sie, deren Bestimmung es ist, über die Entfaltung der menschlichen Kräfte aus dem Keim des Kindes zu wachen, werden niemals in der Versuchung sein, seine Güter höher zu schätzen als Menschen. Ihre Politik, sofern sie sich aus ihrer Natur rein entfaltet, weist in die Richtung des Lebensschutzes, der Pflege der Kräfte. Das verbindet sie wiederum mit dem demokratischen Prinzip, weist sie an auf eine Staatsauffassung, der die Förderung aller lebendigen Kräfte oberstes Gesetz ist. Nur ein Staatswesen, das von diesem Gesetz beherrscht ist, vermag auch der Mitwirkung der Frauen Heimat und Boden zu bieten, vermag ihr bestes zu verwerten.

Die Demokratie ist die einzige Staatsform, die sich im letzten Sinne mit der gleichgewichtigen Mitwirkung der Frau verträgt. Die Demokratie ist die einzige Staatsform, die eine Frauenpolitik — den aus der Natur der Frau herauswachsenden, politischen Willen — in sich aufzunehmen, sich aus ihm zu erbauen vermag. Beide sind auf einander angewiesen, wachsen durcheinander und miteinander, vollenden sich, indem sie einander dienen.

Aus „Die Frau“. Dezember 1921. Verlag f. U. Herbig, Berlin.

### Josephine Levy-Rathenau.

Ansprache bei der Trauerfeier am 18. November von Gertrud Bäumer.

Das Geheimnis des Todes legt sich doppelt schwer über uns am Sarge eines Menschen, der in so besonderem Sinne lebendig war. Wenn ich heute aus einer Arbeitsgemeinschaft vieler Jahre heraus und im Namen vieler Frauen, die diese Arbeitsgemeinschaft geteilt haben, Josephine Levy-Rathenau ein Wort des Dankes und des Abschieds sage, so wollen wir uns alle dabei ganz erfüllen mit dem Eindruck ihrer starken, lebendigen, tatfrohen Persönlichkeit. Sie war uns Inbegriff der Kräfte, mit denen das Leben gefaßt, gestaltet und bezwungen wird. Und so sieht sie jetzt vor uns. So denken wir an sie, und so danken wir ihr.

Dieser Eindruck ist in uns lebendig geworden zuerst in der Arbeitsgemeinschaft des Bundes Deutscher Frauenvereine. Was sie der deutschen Frauenbewegung ge-

leistet hat, ist nicht einbegriffen in dem objektiven Wort des Arbeitsgebiets, das sie schuf und ausbaute: die Berufsberatung, das Frauenberufsamt und die damit verbundenen mannigfachen Bestrebungen zur Hebung der wirtschaftlichen Leistung der Frau. So einzigartig und wertvoll ihr Lebenswerk als Werk ist — bedeutsamer noch war für den Kampf der Frauen um Anerkennung ihres Willens und Könnens die vollkommen unangreifbare, vorbildliche Tüchtigkeit, mit der sie diese Aufgabe durchführte — eine Tüchtigkeit, die an ihrer Leistung keine Spur von Dilettantismus ließ, nichts, daß der sachlichen Kritik irgendwelche Blößen gegeben hätte. Was das wert war in einer Zeit, in der Frauenleistungen, von Feindschaft und vorgefaßter Geringschätzung belauert, sich nur durch ihre einwandfreie Qualität durchsetzen konnten, kann vielleicht nur ermessen, wer an führender Stelle die Verantwortung für die Forderungen und Ansprüche der Frauen mitgetragen und darum auch die Sorge um das Gelingen und die Probe der Leistungen über sich gefühlt hat. Keine unserer Mitarbeiterinnen — ich sage das ganz bewusst — hat unserer Bewegung im gleichen Maße diesen Dienst einer sachlich ganz überzeugenden, unanfechtbaren Arbeit geleistet wie sie. Sie hat die bescheidene Aufgabe, die ihr vor 2 Jahrzehnten übergeben wurde, die Auskunftsstelle für Frauenberufe mit der geistigen Energie übernommen, die Richard Dehmel einmal so wunderschön „das Pathos der Intelligenz“ genannt hat — kein Ausdruck könnte das Wesen ihrer Arbeit besser bezeichnen als dieser. Und indem sie diese Aufgabe in wahrhaft schöpferischem Sinne sofort in ihrer ganzen Tragweite erfaßte, hat sie aus dem kleinen Anfang das sozialpolitische Hilfswerk der Berufsberatung geschaffen, das in Organisation und Methode vorbildlich geworden ist auch für die viel später einsetzende Berufsberatung der Knaben. Ihre organisatorische Begabung war gestützt durch einen bewundernswerten Tatsachensinn, der rasch und sicher alle praktischen Konsequenzen und Zusammenhänge einer Aufgabe ergriff, und durch eine Sachlichkeit, die unerbittlich und unbestechlich jedem aus der Natur der Aufgabe erwachsenden Anspruch genügte. Sie hat — was heute in einer aufgelösten und in vieler Hinsicht verträumten und verweichlichten Generation verloren zu gehen droht — jene sachliche Strenge, jenes klare Arbeitsbewußtsein besessen, von dem Goethe in den Wanderjahren als von dem Handwerks-erbst spricht, der für den Bestand der menschlichen Gemeinschaft noch wesentlich ist, als das Genie. Sie hat, im Kleinen und Großen, nichts gescheut, was der innere Ausbau und die äußere Erweiterung ihres Werkes erforderte, keine Bewältigung noch so spröden Materials volkswirtschaftlicher Ermittlung, keine organisatorisch notwendige Einzelheit des Kleinbetriebes. Und dafür — für die untadelige Siedegediegenheit und Zuverlässigkeit, für diese strenge Ausmerzung alles Puschertums, — haben wir ihr zu danken. Wir können nur wünschen, ohne dessen leider sicher sein zu können, daß die von ihr geschaffene und mit ihrem Geist beseelte Berufsberatung, die nun aus einer freien in die öffentliche Organisation übergeht, so lebendig, so voll sozialer Verantwortung und Hingabe an ihren inneren Sinn — die zweckvolle Verwertung des kostbarsten Kapitals der Nation, seiner Menschen — bleibt, wie sie von ihr hingestellt wurde. Und daß die Ansprüche, die sie an den Geist und die Sachlichkeit der Arbeit stellte, in ihr lebendig bleiben als eine Art von unauslöschlicher Gewissensverpflichtung.

Zu solchem Können gehören nicht nur intellektuelle, dazu gehören auch moralische Eigenschaften. Ich denke an die Jahre täglicher gemeinsamer Arbeit mit ihr während des Krieges im „Nationalen Frauendienst“. Es war eine tägliche Freude mit ihr zu arbeiten, weil es überhaupt keinen höheren Genuß gibt, als einen Menschen zu sehen, der seiner Aufgabe vollkommen gewachsen ist; und weil die festesten Grundlagen einer Arbeitsgemeinschaft, die unbedingte Zuverlässigkeit der Leistung, bei ihr in so hohem Maße vorhanden waren. Wenn sie etwas anfaßte, konnte man ganz sicher sein, daß es gelang — soweit Gelingen von dem Wert der eigenen Leistung abhängt. Sie besaß das schöne Temperament, die ganz ursprüngliche Freude des Zuffassens und Gestaltens — ein praktischer Mensch im höchsten Sinne des Wortes, mit einer unerschöpflichen Schaffenslust, einer unverfälschten, tatkräftigen Hingabe an die Wirklichkeit. In jener Zeit nationaler Pflichterfüllung war ihre absolut sachliche Leistung doppelt vorbildlich und aufbauend angesichts des betriebsamen und sentimentalen Dilettantismus, der gerade in der Kriegswohlfahrtspflege so oft den Vordergrund einnahm — vorbildlich war ihre vornehme Hingabe, die unbekümmert und unbeirrt durchführte, was aus eigenem Pflicht- und Verantwortungsbewußtsein heraus als

notwendig erkannt wurde, unbekümmert um Anerkennung, unbeirrt durch Widerstände, die aggressiven und die oft viel schwereren der Beharrlichkeit und Bequemlichkeit, die sich nicht erschüttern und vom Fleck bringen läßt.

Sie hat dieser Sache, so wie sie sie sah und auffaßte, gedient mit der Tapferkeit, die sich auch nicht davor scheut, den Menschen unbequem zu werden. Sie hat — ganz von ihrer Sache erfüllt und mit der richtigen Rücksichtslosigkeit des schaffenden Menschen — ihre Ansprüche gestellt, ohne Sorge darum, sich in dem flachen, menschlichen Sinne „beliebt“ zu machen. Ohne solchen moralischen Mut ist kein in sich abgeschlossenes Lebenswerk wie das ihre denkbar. Dieser Mut, diese Unabhängigkeit von Menschen im Dienst der selbstgewählten Aufgabe war ihr eigen.

Unsere Zeit redet soviel von der „Tat“ und dem „Tatmenschen“. Sie denkt dabei an den großen Schritt, an die große Geberde — an irgend ein rettendes Wunder des genialen Helden. Und sie entbehrt des Willens zu der Einsicht, daß „nur dem Ernst, den keine Mühe bleicht“ die Bewältigung des Lebens, Umgestaltung und Neuschöpfung gelingt. Sie weiß gar nicht, wie die „Tat“ heute aussieht: ein Gebilde aus viel kleiner Mühe, verzweigt in unabsehbare Gebiete der Erkenntnis und der praktischen Folgen, zusammengehalten durch den klaren organisierenden Gedanken. In dem Sinne dieses Ernstes und dieses Wissens um die vielseitige Verflechtung eines sozialen Werkes, im Sinne eines kräftigen, klaren und doch warmherzigen Realismus war Josephine Levy-Rathenau ein vorbildlicher Tatmensch. Sie war ein Teil der aufbauenden Kraft, die unser zerstörtes und verstörtes, in sich beirrtes, aufgelöstes Volk bedarf. Sie besah den heute viel beschworenen Gemeinschaftsinn, weil sie nach dem Worte Carlyles Gemeinschaft gleichsetzte — nicht mit einem gefühlseligen, weichlichen Ineinanderaufgehen — sondern mit der guten, tüchtigen Arbeit für einander. Sie besaß die unerschöpfliche Tatkraft, die keinen Augenblick bei der Resignation und dem Pessimismus verharret, sondern sofort die Stelle findet, von der aus Trümmer weggeschafft und neue Mauern errichtet werden können. In Zeiten der Lähmung und der Erschütterung hat sie keinen Augenblick die Kraft und die Freudigkeit zum Zufassen verloren, und — bei aller Klarheit über die furchtbare Schwere der Wirklichkeit — ist sie Träger des Optimismus gewesen, der dem Täglichen natürlich ist, weil er seine Kraft spürt, daß er trotz allem und trotz allem dem Schicksal irgendwie gewachsen ist.

Darum ist sie uns schlechthin unersetzlich. Die Stelle, die sie mit ihrer Arbeit ausfüllte, wird leer bleiben. Das Leben, dem sie angehörte, das reiche, energische, unüberschbare Leben dieser Stadt wird weiter fluten, aber es wird die Lücke, die ihre Kraft füllte, nicht schließen.

Und diese Lücke wird auch bleiben in unseren Herzen — in den Menschen, die mit ihr verbunden waren. Denn wir haben sie lieb gehabt. Und wenn die Ausschließlichkeit, mit der in gemeinsamer Arbeit die Sache sie erfüllte, auch wenig von dem hervortreten ließ, was an persönlichem Gebundensein in dieser Gemeinschaft lebendig wurde — und es war da, und wir wußten darum und fühlten es. In vielen Jahren, in denen ihre kräftige, elastische Natur ein festes und starkes Glied in der Kette unserer Frauengemeinschaft war, ist diese Freundschaft ein selbstverständlicher Teil unseres Lebens geworden, die Freude an ihrem Temperament, ihrer raschen und klugen Hilfsbereitschaft ist uns selbst ein Stück Kraft und Hoffnung gewesen. Sie gehört unauflöslich zu dem Kreis, in dessen Willen und Werk wir den besten Teil unseres Lebens einsetzten.

Und so läßt uns auch persönlicher Schmerz tief bewegt sein von dem Ringen mit der Vorstellung, daß wir von diesem Menschen Abschied zu nehmen haben — daß sie uns abgewandt ist, die wir weiter dem Leben angehören sollen, in das Dunkel hinein, vor dem wir ehrfürchtig stehen. Das Gefühl, das uns an dieser feierlichen Schwelle bewegt, umkleidet sich mir mit den starken und wissenden Worten von Goethes Symbolum, die zugleich Wesen und Gehalt ihres Lebens wundervoll bezeichnen:

Es rufen von drüben  
die Stimmen der Geister,  
die Stimmen der Meister:  
Versäumt nicht zu üben  
die Kräfte des Guten.

Hier flechten sich Kronen  
in ewiger Stille,  
die sollen mit Fülle  
die Täglichen lohnen.

Adelheid Popp: „Aus meinen Erinnerungen“. Dietz Nachf., Berlin. „Die Berufstätigkeit der Frau. — Erziehung der Kinder.“

Der Berufstätigkeit der Frau stellen sich unter den heutigen Verhältnissen mannigfache Schwierigkeiten entgegen. Nicht nur wird vorausgesetzt, daß sie neben der Ausübung ihres Berufes auch ihren Haushalt besorgt, sie soll auch die Erzieherin ihrer Kinder sein. Es gibt ja Kinder, von denen es heißt, daß sie sich beinahe selbst erziehen. Bei ihnen bewahrheitet sich die These des Philosophen Schopenhauer, daß Erziehung nichts ist, Veranlagung alles. Goethe allerdings scheint die Erziehung anders eingeschätzt zu haben, denn von ihm stammt das Wort: Wenn die Weiber erzogen wären, könnten sie erzogene Kinder gebären. Nachdem man aber, wie aus den vorausgegangen Ausführungen ersichtlich ist, nicht der Meinung sein kann, daß die Frauen von heute richtig erzogen sind, können sie auch keine erzogenen Kinder gebären. Zum Maßstab von Beurteilungen kann niemals die Ausnahme gelten, sondern nur die Regel. Und da bietet heute das Erziehungsproblem fast unlösliche Konflikte.

Der berufstätigen Mutter als Erzieherin bieten sich Leiden und Qualen ohne Ende. Die Mutter, die den ganzen Tag vom Beruf in Anspruch genommen ist, sieht ihre Kinder nur in den Abendstunden. Ganz abgesehen davon, daß ihr selbst die richtige Erziehung mangelt, wie soll sie in den Feierabendstunden, in welchen sie noch viele andere Arbeiten zu vollbringen hat, auch noch Kinder erziehen? Selbst die Frauen, die in den sogenannten intelligenten Berufen arbeiten, wie Lehrerinnen, Schriftstellerinnen, Beamtinnen, müssen gar oft ihr Unvermögen auf diesem Gebiete erkennen. Mütter, auf deren Arbeit die Gesellschaft nicht verzichten will oder nicht verzichten kann, müßten durch staatliche und kommunale Fürsorge der Erziehungspflichten enthoben werden. Denn selbst dann, wenn die Berufstätigkeit der Frau materiell so viel einbringt, daß sie sich eine Gehilfin für den Haushalt halten kann, ist kaum zu erwarten, daß die Gehilfin neben den Hausarbeiten die Rolle der Erzieherin auszuüben in der Lage ist. In ärmlichen Verhältnissen ist oft eine Großmutter oder eine Tante berufen, diese Funktion zu versehen, es kommt aber fast immer auf dasselbe heraus. Ob die Mutter Fabrikarbeiterin, geistige Arbeiterin oder Geschäftsfrau ist, immer und immer sind die Leiden, die sie erduldet, namenlos, und noch schlimmer, wenn ihr bewußt ist, wie es sein sollte und wie es leider nicht ist. Solche Mütter martern sich mit Selbstanklagen und Beschuldigungen. Wenn sie arbeiten und verdienen müssen, um die materielle Existenz zu sichern, dann bleibt keine Zeit für Werke der Erziehung. Nicht nur die Zeit fehlt, es fehlt auch die Fähigkeit. Es gibt geborene Erzieherinnen, die nie Mütter waren, und es gibt Mütter, die nie Erzieherinnen werden. Aber besäßen auch alle Mütter das glänzendste pädagogische Talent, wenn sie tagtäglich geistig oder körperlich arbeiten müssen, vielleicht beides zusammen, so können die angeborenen Talente nicht zur Anwendung kommen. Frauen, die bei der Ausübung eines geistigen Berufes sich ganz in ihre Aufgabe hineinpenden müssen, haben selten Zeit, die wichtige Arbeit der Erziehung zu besorgen. Ruhige Nerven und unerschöpfliche Geduld sind die Voraussetzung dafür. Wo aber soll diese eine Frau hernehmen, die von den Pflichten des Berufes erfüllt und vielleicht von den Sorgen des täglichen Lebens gequält ist?

Da haben es die Männer doch weit besser. Wenn sie geistige Arbeiter sind, so erschöpft sich die Aufmerksamkeit der Frau darin, ihnen jede Störung fernzuhalten. „Vater arbeitet“ heißt es da. Auf leisen Sohlen muß an seiner Thür vorbeigehuscht werden, um kein Geräusch zu verursachen. Arbeitet er aber außer dem Hause, dann werden die Kinder ermahnt, ja ruhig zu sein, wenn der Vater nach Hause kommt, denn er ist nervös, reizbar. So werden dem Mann und Vater, wenn er der Ernährer der Familie ist, Aufregungen und Störungen aus dem Weg geräumt. Die Frau aber, die in irgendeinem Beruf tätig ist, hat nebenbei die ganze Verantwortung für den Haushalt und für die Kinder zu tragen.

Bleibt eine Mutter als Witwe mit ihren unmündigen Kindern allein in der Welt, so erwartet jeder, daß sie ihre Kinder trotzdem zu tüchtigen Menschen erzieht. Die wirtschaftlichen Verhältnisse müssen aber ganz außerordentlich günstige sein, wenn die alleinstehende Frau in der Lage sein soll, ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben. Institute sowohl, als Erzieher und Erzieherinnen im Hause sind eine teure

Sache; kann man das nicht leisten, so wird der Erfolg der Erziehung immer von der Veranlagung dazu oder anderen Glücksumständen abhängen. Aber niemand sieht etwas Außerordentliches darin, wenn eine alleinstehende Frau als Mutter und Erzieherin Tüchtiges leistet, das versteht sich von selbst.

Bleibt der Mann mit seinen Kindern allein, dann verlangt kein Mensch von ihm, daß er seinen Kindern auch die Mutter ersetzen soll. Tut er es aber dennoch, so bewundert man seine Leistung, während von der Frau ganz dieselbe Handlung als selbstverständlich vorausgesetzt wird. Gibt der Mann die Kinder aus dem Hause, weil er sich außerstande fühlt, ihnen Pflege und Erziehung angedeihen zu lassen, so begreift das jeder. Ein gleiches Vorgehen der berufstätigen Frau genügt aber oft, um ihre Hingebung und Aufopferungsfähigkeit als Mutter anzuzweifeln.

Wenn die Frau im aufreibenden Kampf ums Dasein zermürbt wird, wenn sie endlich infolge der ewigen Jagd zwischen Existenzsorgen, Berufsarbeit und Haushalt unterliegt, dann ist es nicht das Uebermaß der Last, unter der sie zusammengebrochen ist, sondern die Welt nennt es Schwäche, vielleicht gar Untüchtigkeit.

Vielleicht hat noch kein Mann das ertragen, was so viele Frauen ertragen müssen. Wer kann ermessen, welch hohes Maß von Willenskraft und Arbeitsfreude für eine Frau notwendig ist, wenn sie mit ihren Kindern auf sich allein angewiesen, die Existenz überhaupt möglich zu machen sucht.

Man betrachte diese Auslassungen nicht als frauenrechtlerische Erwägungen; es sind einfach Tatsachen auf Grund langer, objektiver Beobachtung. Soll den Frauen geholfen werden, dann müssen die Dinge gezeigt werden, wie sie sind. Erstens, damit die Frauen selbst erkennen, zu welchen Leistungen sie fähig sind; dann müssen sie Mut gewinnen, nach einer besseren, gerechteren Würdigung ihres Geschlechtes zu streben. Die Männer aber sollen einsehen, daß es nicht Angriffe auf irgendwelche berechnigte Traditionen sind, wenn die Frauen den Ruf nach Recht und Gerechtigkeit erheben, sondern daß damit einfach den tatsächlichen Bedürfnissen Ausdruck verliehen wird. Jeder Mann aber, der selbst Kämpfer ist für die höchste Kultur auf Erden, kann sicherlich nicht anders als einstimmen in die Forderung, daß auch den Frauen ermöglicht werde, zu dieser Kultur emporzusteigen.

Leider finden die Frauen selbst bei ihrem eigenen Geschlecht nicht immer die rechte Würdigung. Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel. Wollen aber die Frauen zu einer schöneren Zukunft emporsteigen, dann müssen sie vor allem lernen, gerecht und billig gegen ihre Mitschwester zu sein. Alle Bestrebungen der modernen Frauenbewegung haben hier noch keine große Aenderung herbeigeführt. Von einer Frau fordert man die Vereinigung aller Tugenden und Vorzüge, ohne einzusehen, daß es bei dem Mangel an Erziehung, unter dem das Frauengeschlecht leidet, schon viel ist, wenn eine Frau sich als Persönlichkeit rein entwickeln kann.

Jeder Uebergang ist schmerzlich, so auch der, der sich bei den Frauen vollzieht. Vor allem der Uebergang, den die zunehmende Berufstätigkeit der Frau im Erziehungswesen mit sich bringen muß. Die Frauen müssen vor allem erkennen lernen, daß ihren Kindern kein Unrecht widerfährt, wenn anstelle der Mutter, die sich ihnen nicht widmen kann, andere berufsmäßige Erzieher treten. In den bemittelteren Schichten ist es ja immer üblich gewesen, Kinder, wenn sie ein bestimmtes Lebensalter erreicht hatten, in Erziehungsanstalten zu geben. Diese kann das Proletariat weder bezahlen, noch genügen sie den Bedürfnissen. Schon die kleinen Kinder brauchen gewissenhafte und verständige Fürsorge. Kommunale und staatliche Einrichtungen, die für alle Klassen der Gesellschaft gleichmäßig sind, müßten das gewähren. Keine Surrogate, die das Stigma der Waisenhäuser in sich tragen, sondern wirkliche Erziehungsanstalten, die mit der Aufgabe betraut sind, ihre Zöglinge zu tüchtigen, aufrechten Menschen heranzubilden ohne Unterschied zwischen arm und reich. Die Veranlagungen und Neigungen, die sich zeigen, müssen beobachtet und berücksichtigt werden.

Der Einwand, daß auf solche Weise den Kindern der Segen des Familienlebens geraubt würde, ist hinfällig, denn, wo die Mutter einem Beruf nachgehen muß, haben die Kinder auch jetzt kein Familienleben. Und wenn die Mutter am Abend müde und abgepannt nach Hause kommt, ist sie nur selten in der Verfassung, sich einem heiteren Familienleben hinzugeben. Dazu kommt es fast nie. Bei der Arbeiterklasse wartet auf die heimkehrende, müde Frau und Mutter die häusliche Arbeit; bei den Mittelklassen, wo die Frau Geschäftsinhaberin, Lehrerin, Beamtin oder etwas Ähn-

liches ist, sind die Kinder mit dem ohnehin überbürdeten Dienstmädchen tagsüber allein, und wenn die Mutter heimkommt, so kann eine freundliche Familienstimmung in den seltensten Fällen aufkommen, weil sie mit einem Ohr den Klagen des Mädchens über die Kinder, mit dem anderen die der Kinder über das Mädchen anhören muß. Gepriesen der Tagesluß, an dem es einmal keine unerquicklichen Szenen gegeben hat. Die Nerven gehen bei dieser Art des Familienlebens sicher zugrunde. An die Stelle der Gemütslichkeit tritt Zänkerei, Tränen und Geschrei. Nein, Frauenarbeit und Kindererziehung lassen sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht vereinen. Eine gemeinsame Erziehung in Staats- oder kommunalen Anstalten, geleitet von wirklichen Pädagogen und Kinderfreunden, dürfte das beste sein. Am Abend und am Sonntag können doch alle Familienmitglieder zu Hause vereinigt sein, so wie ja auch aus den Kindergärten die Kinder am Abend nach Hause kommen. Wenn sie bei Tag in guter Obhut waren, wenn in den Erziehungsanstalten auch der Körperpflege und dem Spiel im Freien der notwendige Platz eingeräumt wird, dann werden die Kinder zu Hause ruhiger sein, und der Mutter werden peinliche Auseinandersetzungen mit Hauswirten und Nachbarn wegen der zu großen Lebhaftigkeit der Kinder erspart bleiben.

**Adelheid Popp:** Aus „Mädchenbuch“. Verlag der Wiener Volksschulbuchhandlung. Wien 1924.

### Mädchen und Mann.

Das Mädchen aus dem Volke empfängt in seiner Jugend nicht die Erziehung, wie sie Mädchen aus wohlhabenden Kreisen zuteil wird. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die Erziehung der reichen Mädchen ein Vorbild bedeute. Oft ist es nur äußerer Anstrich, was wie Bildung aussieht, Herz und Geist aber sind ungepflegt. Das reiche Mädchen hat dennoch viel voraus. Bis ins heiratsfähige Alter wird es behütet und bewacht. Man geleitet es in die Schule, in das Theater und zum Tanze. Arbeitertüchter sind sich selbst überlassen; schutzlos gehen sie zur Schule und wieder heim, schutzlos und unbehütet treten sie in den Beruf. Mädchen der Arbeit gehen ihrer Beschäftigung nach, und überall, sei es im Laden oder Kontor, im Salon oder im Fabrikfaal, überall kommen sie mit Männern zusammen, sei es mit den Chefs oder mit den Arbeitskollegen. Die Männer aber sehen in dem Mädchen, und sei es noch so jung, selten die Arbeiterin oder Kollegin allein; sie reden mit dem Mädchen anders als mit den Kollegen. Manches Wort dringt an ihre Ohren, das ihnen im Anfang, wenn sie es zuerst vernehmen, die Schamröte in die Wangen treibt. Die Kollegen ergötzen sich an dieser Verwirrung, und die älteren Mitarbeiterinnen, denen es auch einst so ergangen, die aber jetzt abgestumpft sind, lachen. Sie meinen, so wie es ihnen ergangen ist, muß es jeder ergehen, oder sie halten die Schamhaftigkeit für Verstellung. Das soll aber nicht so sein, und wieder müssen die Mädchen von heute zeigen, daß sie einer anderen Generation angehören. Sie dürfen sich ungeziemende Reden nicht bieten lassen. Seid stolz, lacht nicht! Gar bald werden die Herren sich sagen: Na, mit der ists nichts, die versteht keinen Spaß. Ganz recht, versteht Späße, die unschicklich und gemein sind, nicht! Versteht sie auch nicht von den Arbeitskollegen, laßt Euch nicht als Objekt für rohe Späße benützen. Alle, die Vorgesetzten und die Kollegen, werden gar bald merken, daß sie in Euch charakterfeste, stolze Arbeiterinnen zu achten haben, die höher stehen, als man bisher von Arbeitermädchen angenommen hat. Mag man Euch stolz, prüde, sad nennen, diese Eigenschaften sind in diesem Falle eine Ehre. Wenn Ihr sonst Eure Pflicht als Arbeiterinnen tut, wenn Ihr treue, hilfsbereite Kolleginnen seid, wo und wann dies erfordert wird, wenn Ihr in allen Dingen, die das Arbeitsverhältnis angehen, solidarisch seid, das heißt, wenn Ihr Euren Kollegen und Kolleginnen bei Lohnforderungen, bei Sammlungen für Streiks und Aussperrungen oder für darbedende Kollegen beisteht und Euer Scherflein gebt — auf daß auch Euch geholfen werde, wenn es notwendig sein sollte —, dann wird sich die Achtung für Euch erhöhen. Man wird Euch dann nicht nur als gute, pflichtbewußte Kolleginnen, sondern auch als wackere Mädchen betrachten, die sich in ihrer Ehre nicht nahetreten, in ihrem Schamgefühl nicht verlegen lassen.



Wenn man inne wird, daß Ihr nicht mehr die dummen, willfährigen Mädchen von einst seid, dann werdet Ihr behandelt werden, wie die männlichen jungen Kollegen. Man wird mit Euch über Euere Pflichten im Betrieb sprechen, man wird Euch aufklären, daß durch die Organisation das Los der jungen Arbeiterinnen erträglicher geworden ist. Daß der Achtstundentag, der freie Samstagnachmittag, der Sommerurlaub hochzupreisende Dinge sind, die aber nicht immer waren. Solange Oesterreich eine Monarchie war, das ist bis zum November 1918, war der gesetzliche Arbeitstag elfstündig. Tausende junge Mädchen, kaum der Schule entwachsen, zart und schwächlich, mußten tatsächlich täglich bis zu 11 Stunden arbeiten. Am Samstag mußten sie oft noch länger wie am Wochentage schaffen, der Nachmittag war nicht frei. Einen Urlaub gab es nur, wenn man arbeitslos war. Viele tausende Mädchen lernten nie die Welt außerhalb ihres Wohnortes kennen. Arbeiten und wieder arbeiten war ihr einziges Los. Erst durch die Gesetze der Republik ist das anders geworden. Das alles sollt Ihr aber wissen. Ihr sollt wissen, daß Ihr heute mehr Ruhe, mehr Freiheit habt, weil viele Jahre hindurch andere Männer und Frauen unter Not und Verfolgungen gekämpft und gelitten haben, um es für Euch, Töchter des Proletariats, besser zu machen.

Damit habt Ihr eine Erbschaft angetreten. Ihr müßt das Erbe, das in einem höheren Menschentum besteht, hegen und pflegen. Ihr dürft Euch nichts davon entreißen lassen, Ihr müßt es wahren für Euch und die anderen, die nach Euch kommen. Ihr seid Republikanerinnen geworden. Damit sollt Ihr alles Knechtische von Euch werfen. Keine Unterjochung mehr, keine Knechtung des Geistes — glaubt nicht, Ihr müßt Euch allem fügen, weil es Gewohnheit ist. Zeigt, daß Ihr den Willen habt, Pionierinnen für neue Anschauungen, für höhere Frauenwürde zu sein, und laßt keinen Schmutz, keine Niedrigkeit an Euch herankommen.

Fürchtet nicht, Euch als Ausnahme lächerlich zu machen. Wenn alle, die dieses Büchlein lesen, danach handeln, wenn Ihr es allen bekannten Mädchen zum Lesen gebt, dann wird es bald keine Ausnahmen geben, sondern viele, viele Mädchen mit neuen Anschauungen werden dazu beitragen, daß die Achtung vor ihrem Geschlecht eine höhere wird.

Liebe Mädchen! Nicht wahr, Ihr wollt es alle gut haben in der Welt, Ihr wollt, daß es auch für die, die arbeiten, schön sei, daß auch ihnen Freuden bereitet werden und nicht nur Sorgen. Nun wohl, das ist möglich. Eine neue Zeit soll kommen, in der auch die Mädchen aus dem Volke mehr lernen können als heute, eine Zeit, in der auch ihnen eine Erziehung werden soll, nicht nur zur harten, täglichen Arbeit, sondern zum Erkennen und Genießen des vollsten Menschenglücks. Eure Sonntagsbluse soll nicht ein Werk der nächtlichen Arbeit sein, sie soll nicht abgespart sein von der täglichen Nahrung, sondern sie soll der selbstverständliche Lohn Eures Fleißes sein. Diese neue Zeit braucht aber neue Menschen, die sie vorbereiten. Ihr nun sollt solche neue Menschen, bessere Menschen werden.

## V. Literatur-Verzeichnis.

### 1. Allgemeine Darstellungen zur Geschichte der Frauenbewegung.

- a) Zur Geschichte der Frauenbewegung in allen Ländern.  
Lange, Helene und Bäumer, Dr. Gertrud: „Handbuch der Frauenbewegung“. I. und III. Teil. Moeser, Berlin 1901.  
Schirmacher, Dr. Käthe: „Die moderne Frauenbewegung“, Teubner, Leipzig, 1909.
- b) Zur Geschichte der deutschen Frauenbewegung.  
Baader, Ottilie: „Ein steiniger Weg“, Lebenserinnerungen J. H. W. Diez Nachfolger G. m. b. H. Stuttgart 1921.  
Bäumer, Dr. Gertrud: „Die Frau in Volkswirtschaft und Staatsleben der Gegenwart“. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin 1914.  
Bäumer, Dr. Gertrud: „Die Geschichte des Bundes deutscher Frauenvereine“ im „Jahrbuch des Bundes deutscher Frauenvereine“ von 1921.  
Bebel, August: „Die Frau und der Sozialismus.“ 50. Aufl. 1910.  
Becker, E.: „Die Frauenbewegung“. Verlag Koefel, Kempten 1924.  
Bendrow: „Rahel Varnhagen.“ Stuttgart 1900.  
Bernays, Dr. Marie: „Die deutsche Frauenbewegung.“ Teubner, Leipzig, 1919.  
Braun, Lily: „Die Frauenfrage“, Hirzel, Leipzig 1901.  
Duenfing, Frieda: „Ein Buch der Erinnerung.“ F. U. Herbig, Berlin 1923.  
Gnaud-Kühne, Elisabeth: „Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende“. Moeser, Berlin 1907.  
Heyl, Hedwig: „Aus meinem Leben.“ C. U. Schwetschke & Sohn, Berlin 1925.  
Hopffgarten, Elise von: „Hedwig Heyl.“ Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) U.-G., Berlin 1920.  
Die „Jahrbücher des Bundes deutscher Frauenvereine“, Teubner, Leipzig.  
Joos, Joseph: „Die sozialdemokratische Frauenbewegung in Deutschland“, München-Glabbad 1912.  
Key, Ellen: „Die Frauenbewegung“. Rütten und Löhring, Frankfurt a. M. 1912.  
Krukenberg, Elsbeth: „Die Frauenbewegung, ihre Ziele und ihre Bedeutung“. „In Lebensfragen“, herausgegeben von Funke, Heft 9.  
Lange, Helene und Bäumer, Dr. Gertrud: „Handbuch der Frauenbewegung“. II. Teil. Moeser, Berlin 1901.  
Lange, Helene: „Lebenserinnerungen“, F. U. Herbig, Berlin 1921.  
Lange, Helene: „Die Frauenbewegung in ihren gegenwärtigen Problemen“. Quelle & Meyer, Leipzig 1924.  
Liders, Else: „Minna Cauer's Leben und Werk“. Perthes, Gotha 1925.  
Lyschinska, Marie J.: „Henriette Schrader-Breyman.“ Verl. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1922.  
Meysenbug, Malwida von: Memoiren einer Idealistin. Verlag Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig 1904. 8. Aufl.  
Otto-Peters, Luise: „Das erste Vierteljahrhundert des Allg. deutschen Frauenvereins.“ Verlag Moritz Schäfer, Leipzig 1890.  
Plotow, Anna: „Die Begründerinnen der deutschen Frauenbewegung.“ Rotbarth, Leipzig 1907.  
Popp, Adelheid: „Aus meinen Erinnerungen.“ J. H. W. Diez Nachf., Berlin. 3. Aufl. 1920.

- Kemé, Richard: „Amalie Sieveking.“ Verl. des Rauhen Hauses, Hamburg 1911.  
 Siebe-Prüfer: „Henriette Goldschmidt.“ Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft 1922.  
 Tiburtius, Dr. Franziska: „Erinnerungen einer Achtzigjährigen.“ E. A. Schwetschke & Sohn, Berlin 1923.  
 Wien: „Caroline von Humboldt“. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig, 2. Aufl. 1921.

## 2. Einige ältere Spezialliteratur zur Geschichte der Frauenbewegung.

- Arnim, Bettina von: „Dies Buch gehört dem Könige.“ Berlin 1845.  
 Bischoff, M. von: „Das Studium und die Ausübung der Medizin durch Frauen“. München 1872.  
 Büchner, Luise: „Die Frauen und ihr Beruf“. Darmstadt 1855.  
 Dohm, Hedwig: „Die wissenschaftliche Emanzipation der Frau“. Berlin 1874.  
 Dohm, Hedwig: „Der Frauen Natur und Recht“. Berlin 1876.  
 Gleim, Betty: „Erziehung und Unterricht des weiblichen Geschlechts“. Leipzig 1810.  
 Olympe de Gouges: „Déclaration des droits de la femme“ 1789 (vergl. Michelet: „Les femmes de la révolution“, Paris 1879).  
 Hippel, Theodor Gottlieb von: „Über die Ehe“. Berlin 1774.  
 Hippel, Theodor Gottlieb von: „Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber“. Berlin 1792.  
 Holst, Amalia: „Über die Bestimmung des Weibes zur höheren Geistesbildung.“ Berlin 1802.  
 Lewald, Fanny: „Meine Lebensgeschichte“. Berlin 1861.  
 Lewald, Fanny: „Osterbriefe für die Frauen“. Berlin 1863.  
 Lewald, Fanny: „Für und wider die Frauen“. Berlin 1870.  
 John Stuart Mill: „Die Hörigkeit der Frau“. 1869.  
 (Aus dem Englischen übersetzt von Jenny Hirsch, Berggold, Berlin 1891).  
 In der Sammlung: „Dokumente der Menschlichkeit“, München, Dreiländerverlag, ein „Aufsatz aus den Werken John Stuart Mills“.  
 Nathusius, v.: „Zur Frauenfrage“. Halle 1871.  
 Otto, Luise: Romane; „Lieder eines deutschen Mädchens.“ 1848.  
 Otto, Luise: „Das Recht der Frau auf Erwerb“. Leipzig 1863.  
 Otto, Luise: „Frauenleben im deutschen Reiche“. Moritz Schäfer, Leipzig 1876.  
 Schlegel, Friedrich: „Diotima“, „Lucinde“, „Über die Philosophie“.  
 Schleiermacher, Friedrich: „Idee zu einem „Katechismus der Vernunft für edle Frauen.“ Jena, E. Sichtenstein 1920 (vergl. Dilthey, „Leben Schleiermachers“).  
 Shanton: „The Wowan Question in Europe“. London 1884.  
 Sybel, Heinrich v.: „Über die Emanzipation der Frau“. Bonn 1870.  
 Wollstone-Craft, Mary: „Eine Verteidigung der Rechte der Frau“. London 1792.  
 Deutsch von Berthold, Verlag H. Piersohn, Dresden 1913.

## 3. Schriften zu den einzelnen Problemen der Frauenbewegung.

### a) Wesen und Bestimmung der Frau.

- Bäumer, Dr. Gertrud: „Die Frau und das geistige Leben“. Leipzig 1911.  
 Eberhard, E. f. W., Dr.: „Frauenemanzipation und ihre erotischen Grundlagen“. Wien, W. Braunmüller, 1924.  
 Heymann, G.: „Die Psychologie der Frauen.“ Heidelberg, Carl Winter. 2. Aufl. 1924.  
 Kemnitz, Mathilde von: „Das Weib und seine Bestimmung“. München 1913.  
 2. Auflage 1924.  
 Lange, Helene: „Intellektuelle Grenzlinien zwischen Mann und Frau.“ Moeser, Berlin 1897.  
 Liepmann, W.: „Psychologie der Frau.“ Berlin, Urban & Schwarzenberg. 2. Aufl. 1922.

Sombroso: „Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte“. Deutsch von Kurella, Hamburg 1894.

Marholm, Laura: „Zur Psychologie der Frau“. Berlin 1897.

Mayreder, Rosa: „Zur Kritik der Weiblichkeit“. Diederichs, Jena 1910.

Mayreder, Rosa: „Geschlecht und Kultur“. Diederichs, Jena 1923.

Moebius: „Über den physiologischen Schwachjinn des Weibes“. Halle 1919.

Simmel, Georg: „Philosophische Kultur“, Gesammelte Essays, Leipzig 1911.

Vaerting, Dr. M.: „Wahrheit und Irrtum in der Geschlechterpsychologie“. G. Braun, Karlsruhe i. B. 1923.

Weber, Marianne: „Die Beteiligung der Frau an der Wissenschaft“. Berlin 1906.

Weber, Marianne: „Frauenfragen und Frauengedanken“. Mohr, Tübingen 1919.

Weininger, Otto: „Geschlecht und Charakter“. Wien-Leipzig 1920.

#### b) Die Stellung der Frau in Ehe und Familie.

Endendorff, Marie Luise: „Realität und Gesetzmäßigkeit im Geschlechtsleben“. München-Leipzig 1920.

Frauenbewegung und Sexualethik: Beiträge zur modernen Ehekritik von Dr. Gertrud Bäumer, Dr. med. Agnes Bluhm, Ika Freudenberg u. a. Salzer, Heilbronn 1909.

Kennitz, Mathilde von: „Erotische Wiedergeburt“. München 1915.

Key, Ellen: „Über Liebe und Ehe“. Berlin 1905.

Meißel-Hef, Grete: „Die sexuelle Krise“. Jena 1909.

Müller-Syer: „Die Entwicklungsstufen der Menschheit“. 3. 4. und 5. Band, München 1921.

Weber, Marianne: „Ehefrau und Mutter in der Rechtsentwicklung“. Mohr, Tübingen 1907.

#### c) Die Frau im Erwerbsleben.

Bücher, Karl: „Die Frau im Mittelalter“. Mohr, Tübingen 1882.

Braun, Eily: „Der Kampf um Arbeit in der bürgerlichen Frauenwelt“. Heymann, Berlin 1900.

Caemmerer, Charlotte von: „Der Berufskampf der Krankenschwestern im Krieg und Frieden“. Duncker & Humboldt, München 1915.

Denkschrift des Verbandes der deutschen Post- und Telegraphenbeamtinnen.

„Die Frau in der Post- und Telegraphenverwaltung von 1864—1917, ihre bisherigen Dienste und ihre Wünsche für künftige Tätigkeit“. Berlin 1917.

Zu beziehen durch den Verband der deutschen Reichs-, Post- und Telegraphenbeamtinnen. Berlin-N. 58, Schönhauser Allee 129.

Freundlich, E.: „Die Frau in der Genossenschaftsbewegung“. 1923.

Gadesmann, Meta: „Die Frau als kaufmännische Angestellte“. Zu beziehen durch den Verband der weiblichen Handels- und Büroangestellten. Berlin SO 16, Köpenicker Straße 74. 1910/11.

Gaebel, Dr. Käthe, und Sander, Else: „Die Frau in der Krankenpflege“. J. Bensheimer, Mannheim 1923.

Gaebel, Dr. Käthe: „Die Heimarbeit“. Fahlen, Berlin 1918.

Gerhard, Adele und Simon, Helene: „Mutterschaft und geistige Arbeit“. Berlin 1901.

Gerlach, Kurt: „Die Bedeutung des Arbeiterinnenschutzes“. Fischer, Jena 1915.

Geyer, A.: „Das Verhältnis der Frauenlöhne zu den Löhnen der Männer“. Gewerkschaftsarchiv, herausgegeben von Zwing, Heft 1 von 1924.

Gnaud-Kühne, Elisabeth: „Einführung in die Arbeiterinnenfrage“. Volkerverlag München-Gladbach 1906.

Hauff, Dr. Eily: „Die Entwicklung der Frauenberufe in den letzten drei Jahrzehnten“. Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin 1911.

Hauff, Dr. Eily: „Die deutschen Arbeiterinnenorganisationen“. Karas, Halle 1914.

Herrmann, Dr. Judith: „Die deutsche Frau in den Akademischen Berufen“. Teubner, Leipzig 1915.

„Jahrbuch des Bundes deutscher Frauenvereine“ 1917: „Frauenberufsfragen und Bevölkerungspolitik“. Teubner, Leipzig.

- „Jahrbuch für Frauenarbeit“. Im Auftrage des Verbandes der weiblichen Handels- und Büroangestellten E. V. Herausgegeben von Dr. J. Silbermann 1924. Verlag: Verband der weiblichen Handels- und Büroangestellten E. V. Berlin-Wilmersdorf, Kaiser-Allee 25.
- Kempf, Dr. Rosa: „Das Leben der jungen Fabrikmädchen in München“. Leipzig 1911.
- Kange, Helene, und Bäumer, Dr. Gertrud: „Die deutsche Frau im Beruf“. (IV. Teil des Handbuchs der Frb., Moeser, Berlin 1901.)
- Kevy-Rathenau, Josephine: „Die deutsche Frau im Beruf“, praktische Ratschläge zur Berufswahl. (V. Teil des „Handbuchs der Frb.“ 1917.)
- Küders, Else: „Arbeiterinnenorganisation und Frauenbewegung“. Dümler, Berlin, 1902.
- Küders, Dr. Marie Elisabeth: „Die Fortbildung und Ausbildung der im Gewerbe tätigen weiblichen Personen“. München 1912.
- Müller, K.: „Frauenberuf und Frauenverband“. Berlin 1924.
- Otto, Dr. Rose: „Über Fabrikarbeit verheirateter Frauen“. Cotta, Stuttgart 1910.
- Oppenheimer, Dr. Hilde, und Radowski, Dr. Hilde: „Die Probleme der Frauenarbeit in der Übergangswirtschaft“. Bensheimer, Mannheim 1918.
- Popp, Adelheid: „Die Arbeiterin im Kampf ums Dasein“. Volksbuchhandlung, Wien 1895.
- Salomon, Dr. Alice: „Die deutschen Arbeiterschutzgesetze“. Dietrich, Leipzig 1906.
- Salomon, Dr. Alice: „Die Ursachen der ungleichen Entlohnung von Männer- und Frauenarbeit“. Duncker & Humboldt, München 1906.
- Schweikert, R.: „Ein Blick in planmäßige Erziehungs- und Aufklärungsarbeit unter den Frauen“. Organ des Zentral-Verbandes Deutscher Konsumvereine „Konsumgenossenschaft“. Hamburg, Heft 25 von 1924.
- Simon, Helene: „Der Anteil der Frau an der deutschen Industrie“. Jena 1910.
- Sittel, Valentin: „Die Frau im Handelsgewerbe“. Wörner, Leipzig 1911.
- Ständiger Ausschuß zur Förderung der Arbeiterinneninteressen.
- Schriften von Altmann-Gottheimer, Dr. Elisabeth, Baum, Dr. Marie, Bluhm, Dr. med. Agnes, Dyhrenfurth, Gertrud, Jaffé-Richthofen, Dr. Elisabeth, Kempf, Dr. Rosa, Oppenheimer, Dr. Hilde, Simon, Helene. Verlag Fischer, Jena.
- Wygozinski: „Die Hausfrauen und die Volkswirtschaft“. Mohr, Tübingen 1916.
- Zahn-Harnack, Dr. Agnes von: „Die arbeitende Frau“, Ferdinand Hirt, Breslau.
- Zepler, Wally: „Sozialismus und Frauenfrage“. Berlin 1920.
- Ziez, Luise: „Zur Frauenerwerbsarbeit während des Krieges und nachher“. Singer, Berlin 1916.
- d) Die Frau im sozialen und politischen Leben.
- Apolant, Jenny: „Stellung und Mitarbeit der Frau in der Gemeinde“. Teubner, Leipzig 1915.
- Baum, Dr. Georg: „Das Recht der Frau“. W. Vobach & Co., Leipzig-Wien-Zürich.
- Bäumer, Dr. Gertrud: „Der Krieg und die Frau“. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin 1914.
- Boehm, Elisabeth: „Die deutsche Landfrau und ihr Wirken in Haus und Vaterland“. Paul Parey, Berlin SW. 11, 1924.
- Braun, Lily: „Frauenfrage und Sozialdemokratie“. Vorwärts, Berlin 1915.
- Braun, Lily: „Die Frauen und die Politik“. Vorwärts, Berlin 1905.
- Deutsch, Regine: „Die politische Tat der Frau“. Gotha 1920.
- Deutsch, Regine: „Parlamentarische Frauenarbeit“. Fr. A. Perthes, Gotha-Stuttgart 1924.
- Düring, Dr. med. von: „Unser Kampf gegen die Reglementierung der Prostitution“. Heft 12 der „Abolitionistischen Flugschriften“. Kupky & Dietze, Radebeul i. Sa.
- Frauenkonferenz zum Studium der Alkoholfrage, Dresden: „Die Bedeutung der Alkoholfrage für das neue Deutschland“. Mimir, Stuttgart 1917.
- Freudenberg, Jfa: „Die Frau und die Kultur des öffentlichen Lebens“. Leipzig 1911.
- Harnack, Dr. Agnes von: „Der Krieg und die Frauen“, Springer, Berlin 1915.
- Jellinek, Kamilla: „Die Frau im neuen Deutschland“. J. Engelhorns Nachf., Stuttgart 1920.
- Kennitz, Mathilde von: „Des Weibes Kulturtat“. Garmisch (Oberbayern).

- Lange, Helene: „Soziale Arbeit, eine Lebensaufgabe unsrer Zeit“. Voigtländer, Leipzig.
- Lange, Helene: „Die Frauen und das politische Leben“. Moeser, Berlin.
- Lange, Helene: „Wie lernen die Frauen Politik verstehen?“ Moeser, Berlin.
- Lange, Helene und Bäumer, Dr. Gertrud: „Frauenbewegung und soziale Frauertätigkeit in Deutschland nach Einzelgebieten. II. Teil des „Handbuchs der Frauenbewegung“. Moeser, Berlin 1901.
- Süders, Else: „Frauengedanken zum Weltgeschehn“. Gotha 1920.
- Pappritz, Anna: „Einführung in das Studium der Prostitutionsfrage“. Leipzig, Barth, 1919.
- Pappritz, Anna: „Der Mädchenhandel und seine Bekämpfung“. F. A. Herbig, Berlin 1924.
- „Politisches Handbuch für Frauen“. Vom Allg. Deutschen Frauenverein. Teubner, Leipzig 1909.
- Radowsky, Dr. Hildegard: „Die Frau in der öffentlichen Armenfürsorge“. Moeser, Berlin 1917.
- Salomon, Dr. Alice: „20 Jahre soziale Hilfsarbeit.“ Braun, Karlsruhe 1915.
- Salomon, Dr. Alice: „Von Kriegsnot und Hilfe und der Jugend Zukunft“. Teubner, Leipzig 1917.
- Salomon, Dr. Alice: „Soziale Frauenbildung und soziale Berufsarbeit“. Teubner, Leipzig 1917.
- Salomon, Dr. Alice: „Was wir uns und andern schuldig sind“. Teubner, Leipzig 1918.
- Salomon, Dr. Alice: „Die deutsche Frau und ihre Aufgaben im neuen Volksstaat“. Teubner, Leipzig 1919.
- Zahn-Harnack, Dr. Agnes: „Die arbeitende Frau“. Ferdin. Hirt, Breslau.



*Blizajo se uauu zapret  
vauu! Po zvečka mladruca ne bo mučela*

**Žene!**

Razvoj socialnega in političnega življenja ni bil doslej ugoden za ženo, ker jej ni dajal prilike, da bi sama zastopala in branila svoje interese. Zakonodajavci so tako vnesli v zakone vse polno določb, ki ponižujejo dostojanstvo žene kot človeka in ki jej odkazujejo ulogo manjvrednega bitja v družini, družbi in državi. Vsled tega je javno mnenje prenašičeno s predsodki o sposobnosti žene ter noče priznati, da ima tudi žena važno nalogo v kulturnem življenju vsakega naroda. To zapostavljanje žene se ne odraža le iz naših zakonov in se ne pojavlja le v javnem mnenju, temveč se jasno vidi tudi v gospodarskem življenju, kadar nastopa žena kot samostojna pridobitna osebnost. V primerih, ko razpolaga žena z enako izobrazbo kakor moški, ko opravlja enako delo kakor moški, ne dobiva enake plače in so jej zaprta pota na važna, odločujoča mesta bodisi v privatni ali državni službi. Žena mora ostati vedno na stopnji podložnega.

Žena kot konsument nima nobene odločujoče pravice v vprašanih cen, davkov in produkcije. Plačevati mora davke in molčati. Žena kot mati nima po državljanskem zakoniku pravice soodločevanja o usodi svoje dece, ker govori ta zakonik le o oblasti očeta, o očetovski oblasti nad dečo.

To so dejstva, ki bi morala prisiliti vsako ženo k temeljitemu premišljevanju njenega stališča v javnem življenju. Žal, da imamo ogromno večino žen, ki se ne zavedajo krivic, katere jim je napravilo življenje in ki vdano prenašajo vsa ponižanja in razžalitve.

Žene! V naši moči je, da izpremenimo zakone v našo korist, da usvojimo v družini, družbi in državi položaj, ki nam bo prinesel enakovrednost in enakopravnost z moškimi. Nočemo biti agresivne napram drugemu spolu, hočemo le, da se nas upošteva kot polnopravne državljanke in stremimo po skupnem delovanju z moškimi za splošno korist, toda na ta način, da ne bomo podajale le opeke za skupno našo hišo, temveč da bomo odločevale tudi o načrtih za skupen dom.

Pot, ki vodi k enakopravnosti, gre skozi čvrsto organizacijo. S pomočjo organizacije pričnimo z delom, da prebudimo najprej zavest našega ženstva, da upoznamo najširšo javnost z našim hotenjem in da si združene krčimo pot do naše popolne osvoboditve iz vseh zakonitih in nezakonitih spon, ki nas danes vežejo in ki nam ne dopuščajo, da bi razvile vse svoje sposobnosti. Veliki zgledi ameriških, angleških, skandinavskih, nemških žen v boju za osvoboditev nam bodo svetel kažipot pri našem delu. Vse te žene so politično enakopravne z moškimi, vse so si iz lastne moči pripravile vstop v vse panoge državne in privatne službe, nihče se ne drzne smatrati



ih kot manjvredne članke družbe. Ameriške žene so na najvišjih položajih državne administracije, poučujejo na univerzah, so v diplomatski službi. Na Danskem je žena minister prosvete, skandinavske dežele zastopajo v mnogih važnih sekcijah Društva narodov žene, ruskim ženam so odprta vsa pota. A kako je pri nas?

Jasno je, da se moramo žene boriti same za svoje pravice, kajti, ko bi čakale, da nam bi pripomogli drugi do njih, bi čakale zastoj. Prvi pogoj, da bomo uspele v tem oziru, je: ženska volivna pravica. Kadar bomo same govorile v samoupravnih in zakonodajnih zastopstvih, šele takrat bomo pričele lahko z velikim delom za našo osvoboditev. Že l. 1920. so ustanovile v Beogradu zavodne žene društvo »Ženski Pokret« z namenom, da se bore za žensko volivno pravico in da v času, dokler je nimamo, poizkušajo preprečiti vsako kršitev ženinih pravic in porabiti ta čas za prosvetno delo med ženami. Njihovemu zgledu so sledile žene v Sarajevu, Kragujevcu, Banjaluki, Bosanskem Brodu, Zagrebu; splitske žene se prav sedaj pripravljajo na ustanovitev enakega društva in tudi me hočemo stopiti v njihove vrste, da se složno borimo Srbkinje, Hrvatice in Slovenke za žensko volivno pravico. Zato smo se odločile, da ustanovimo v Ljubljani z delokrogom za Slovenijo društvo »Ženski Pokret«, ki naj postane ostalim enakim društvom iskren in veren drug v boju za osvoboditev žene.

Priljubljeni odbor društva je izdelal pravila, ki so že potrjena od pristojnih oblasti. Treba je le še ustanovnega občnega zbora in dele slovenskega »Ženskega Pokreta« se lahko prične. Društvo »Ženski Pokret« je versko in politično nevtrajno, njegov cilj je izražen v čl. 2. pravih:

1. Prosveta žene.
2. Dosega vseh državljanskih pravic za ženo.

Vabimo Vas, da se udeležite ustanovnega občnega zbora in da postanete članica društva.

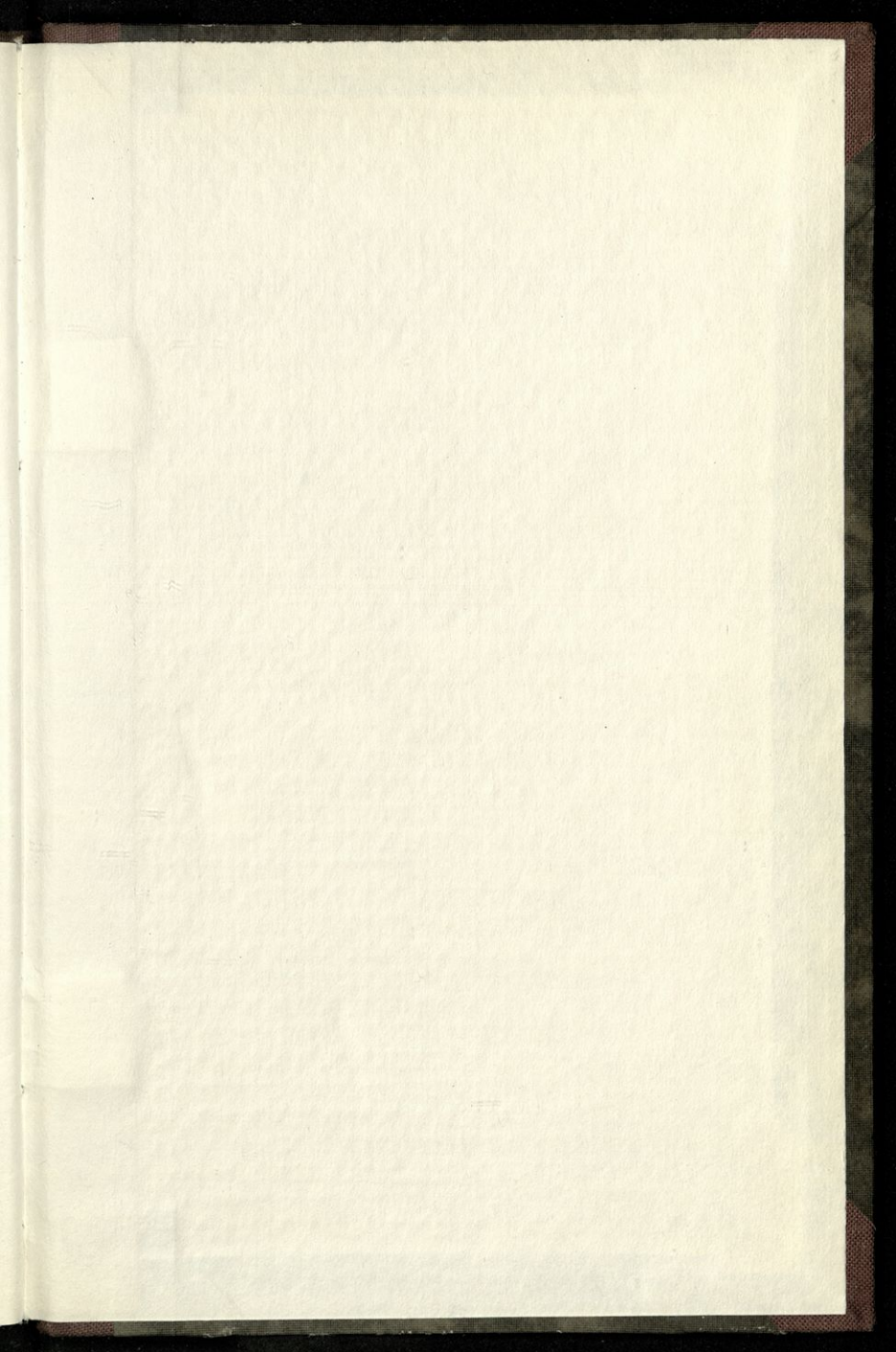
Ako ste kdaj občutili v svojem življenju, da se Vam je godila kot ženi krivica, ako Vas je kdaj bolelo, da smo žene brez odločujoče moči v javnosti, tedaj smo uverjene, da se boste odzvali našemu vabilu.

Za pripravljani odbor »Ženskega Pokreta«:

*Albrechtova Vera, Boškinova Angela, Jarčeva Mara, Levčeva Anica,  
Modičeva Karla, Novakova Jožica, Pečejeva Ema, Pehanijeva Milena,  
Prižljičeva Analijsa, Šerkova Julka, Štebjičeva Alojzija, Štebjičeva  
Cirila, Velikonjeva Tinka, Vodetova Angela.*

V Ljubljani, v decembru 1925.





Univerzitetna knjižnica Maribor

S



25357/III-4+pril.



095400626



COBISS ®